TAYLOR INSTITUTION

PRESENTED TO THE LIBRARY

BY

PROFESSOR H. G. FIEDLER

Fiedler ADLS. III A. 72

Digitized by Google

Digitized by Google

Ida

Digitized by Google

Digitized by Google

Yela

Google

Digitized by Google

Romanesken

von

AUGUST von KOTZEBUE.

Erster Band

Wien

In der F. Haas'ſchen Buchhandlung

1816.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD
LIBRARY

Digitized by Google

Romanesken,

von

August von Kotzebue.

Digitized by Google

Inhalt:

1. Abenteuer eines Schnupftuches.
2. Pomeranzenſchale und die Melonenſchale.
3. Der alte Oberrock und die alte Perrücke.
4. Was geht es mich an?

Digitized by Google

Abenteuer eines Schnupftuches.

Eine junge hübſche Frau ſtand vor ihrem Wäſch-ſchranke, wo ſie alte, weiche Leinwand ſuchte, und bey Seite legte. Wer ſie ſah, konnte die Urſache errathen; wer ſie aber nicht geſehen hat, dem muß geſagt werden, daß ſie eine ſüße Hoffnung in ihrem Schoße trug, die, zu verwirklichen, der Zeitpunkt nahe war. Zu Windeln alſo war die weiche Leinwand beſtimmt, zu den Windeln ihres erſten, mit einem geliebten Manne erzeugten Kindes. Neckend und liebkoſend ſtand er neben ihr und half ihr die Wäſche ſortiren. Plötzlich fielen ihre Augen auf ein altes Schnupftuch und wurden feucht. Sie hielt es dem Gatten hin, leiſe fragend: „Soll ich das auch zerreißen?“ — Er warf einen Blick darauf ſein Scherz verſtummte; er ſchüttelte den Kopf, und antwortete wehmüthig: nein! — Beyde ſchwiegen und ſahen ſtarr auf das Schnupftuch.

In des jungen Weibes Augen ſammelten ſich

Google

Tropfen, und rieſelten ſtill über die blühende Wange. Er nahm ihr das Tuch aus der Hand, trocknete ihr ſanſt die Thränen damit, legte es wieder in den Schrank, umarmte ſie herzlich, wiederhohlte: „nein! nein! das mußt du nicht zerreißen!“ und der Schrank wurde verſchloſſen.

Alſobald drängten ſich ſämmtliche Schnupftücher um das Eine, hoch begünſtigte, und riefen: Erzähle uns doch! wie geht das zu? welche größere Verdienſte haſt du dir erworben als wir? die wir nur durch unſere friſche Jugend vor dem vernichtenden Urtheile geſchützt worden ſind? du biſt alt und abgetragen, in deiner Mitte befindet ſich ſogar ein großes rundes Loch; wie biſt du dem Schickſale entgangen, als Windel dein Leben zu beſchließen? —

Hört mir zu, ſagte das alte Schnupftuch, ihr ſollt wunderliche Dinge vernehmen. Ich bin von Geburt eine Holländerinn, und wurde in meiner früheſten Jugend, nebſt vielen meines gleichen, von einer ehrbaren Dame gekauft; eigentlich nur um in einen großen Schrank gelegt, und dann und wann beſehen zu werden: denn es geht den Damen mit der Wäſche, wie dem Harpagon mit ſeinem Golde, ſie haben deren nie genug, und ſammeln bloß für lachende Erben. Indeſſen hatte ich doch kaum einige meiner Jugendjahre unthätig zugebracht, als ein Zufall mich erlöste. Die alte Dame, deren eingeſperrte Sclavinn ich ſeyn mußte, hatte einen Enkel, einen liebenswürdigen Jüngling, der vor kurzem

Digitized by Google

Officier geworden war. Nun ſollte er zu Felde gehen, und Lorbeern ſammeln, wozu die karge Mutter ihn ſparſam ausgerüſtet, unter andern auch mit einem halben Dutzend Schnupftüchern verſehen hatte. Dieſe waren ihm gleich in der erſten Woche von ſeinem Bedienten geſtohlen worden; er fürchtete ſich, es der Mutter zu geſtehen. Klagte ſein Leid der gnädigen Großmama, die ihn zwar auch mit einem langen Sermon empfing, wobey der Zeigefinger unaufhörlich in Bewegung war, doch endlich erweicht, ihre Brille aufſetzte, vor den vollgepfropften Wäſchſchrank trat, und, nach langen Wählen, unter Trennungsſeufzern und mütterlichen Ermahnungen, ihm ein halbes Dutzend neue, feine Schnupftücher ſchenkte, unter welchen auch ich mich befand. Ehe der Enkel uns davon trug, wurden wir noch durch die Kammerjungfer ſauber mit ſeinem Vor- und Zunahmen, nähmlich mit den Anfangsbuchſtaben H. S. v. J. und zum Ueberfluß auch noch mit der Jahrszahl bezeichnet. So machte ich ſeinen erſten Feldzug mit, blieb aber unverwundet.

Wir bezogen die Winterquartiere im feindlichen Lande, mein Herr auf einem Edelhofe, deſſen Beſitzerinn, eine Witwe, entflohen war, und bloß einen Verwalter zurückgelaſſen hatte. Dieſer ehrliche Mann beſaß eine einzige Tochter, die freylich nicht hochwohlgeboren, aber ſehr ſchön geboren war, und deren ganzer Reichthum in lieblicher Unſchuld beſtand. Mein Herr war ein braver Mann, und

ſein Gewiſſen konnte man unter die engen zählen; aber in Feindes Lande erweitern ſich auch die engſten Gewiſſen, und beſonders findet der Glaube, daß jedes ſchöne Mädchen von Rechtswegen eine ſchöne Beute des Siegers ſey, zahlloſe Anhänger unter den Männern, die Uniformen tragen. Der Herr Lieutenannt zählte ſich auch zu dieſen Helden, und ließ die Künſte der Verführung gegen das arme, unerfahrene Mädchen aufmarſchiren. Seine Blicke, als Tirailleurs, beunruhigten ſie unaufhörlich. Bald rückte auch das ſchwere Geſchütz der Schwüre zur förmlichen Belagerung an. Sie vertheidigte ſich ſtandhaft, bis endlich auch die Liebe als Spion zur Feſtung ſchlich, alle Wachen einſchläferte und die Thore öffnete. Ich muß es meinem Herrn zum Ruhme nachſagen, daß die, mit hoher Schamröthe ihm vertraute Nachricht von den Folgen ihrer Schwachheit ihn tief erſchütterte, zumahl, da ſie faſt in der Stunde der Trennung ihn überraſchte, denn die Armee hatte bereits Ordre zum Aufbruch erhalten. Da wurde ich oft hervor gezogen, und mit Thränen der Liebe und Reue befeuchtet, ja bey der letzten Umarmung ſogar als ein Unterpfand der Treue dem wimmernden Mädchen eingehändiget, denn ein Schnupftuch war ſo ziemlich alles, was der Herr Lieutenannt geben konnte. Die Schickſale des Kriegs entfernten ihn bald darauf ſehr weit von dem Wohnorte der Verlaſſenen, und es wurde nichts weiter von ihm gehört.

Digitized by Google

Meine neue Beſitzerinn hatte mich ſtundenlang auf dem Schoße, um denjenigen meiner Zipfel zu betrachten, in welchem der Nahme ihres geliebten Verführers eingewirkt war, auch bediente ſie ſich meiner ſehr oft, um ihre ſchönen Augen zu trocknen, doch weder ich, noch mehrere meiner Schweſtern, reichten dazu hin, denn ihr ehrlicher Vater ſtand vor Gram, und die Vorwürfe ihres Gewiſſens, verbunden mit der Hoffnungsloſigkeit, führten auch ſie zum frühen Grabe, nachdem ſie eine Tochter zum kümmerlichen Leben geboren, der ſie, um einſt vielleicht ihren Vater wieder zu finden, nichts hinterlaſſen konnte als mich. In ihrer letzten Stunde übergab ſie mich dem wackern Pfarrer, mit der Bitte, wenn einſt ihr Lottchen groß geworden, ihr dieſe Erbſchaft auszuliefern, und ſie zur Warnung von dem unglücklichen Schickſal ihrer Mutter zu unterrichten.

Da der Kriegsſchauplatz nunmehr aus dieſer Gegend ſich weggezogen hatte, ſo kehrte die adeliche Witwe, die Beſitzerinn des Gutes, zurück. Sie war eine lange gelbe Frau, mit großen ſchwarzen Augen, die immer weit offen ſtanden, und vor welchen ſich die ihres Mannes endlich zugethan hatten. Für die Armen bewies ſie jederzeit eine große Schonung, indem ein biſſiger Kettenhund die Bettler bey Zeiten benachrichtigte, daß hier nichts zu hohlen ſey. Indeſſen wollte ſie doch gern für mildthätig gelten, wenn nur eine kluge Berechnung dabey war. Es gelang

dem biedern Pfarrer ſie zu bewegen, ſich des verwaiſten Kindes anzunehmen, denn ihre Weberinn war alt und gichtbrüchig, und, unter der Bedingung, daß Lottchen einſt alle auf ſie verwandte Koſten abverdienen ſollte, ſchickte ſie das holde Kind, ſobald es nur einigermaßen erwachſen war, nach der nächſten Stadt, wo ſie bey einem geſchickten Weber in die Lehre gehen mußte. Das waren Lottchens glücklichſte Jahre, wie ſie mir oft vertraut hat. Der ehrliche Weber hatte ein braves Weib und mehrere gute Kinder, mit welchen ſie ſorglos aufwuchs, und nicht von ihnen unterſchieden wurde, denn durch Folgſamkeit und Fleiß erwarb ſie ſich die Liebe der ganzen Familie. Wenn Sonntags ein Spaziergang auf das nächſte Dorf dem fleißigen Manne Erhohlung gewährte, und er das muntere Lottchen mit dem kleinen etwas unbeholfenen Peter, ſeinem einzigen Sohne, vor ſich her hüpfen ſah, ſo lachte ihm das Herz im Leibe. Selten fiel ihm ein, das Lottchen nicht ſein Kind ſey, und wenn er auch ein Mahl daran dachte, ſo pflegte er murmelnd ſich zu tröſten: I nu, was nicht iſt, kann werden. Für ihn und ſein ganzes Haus war es ein Tag der tiefſten Trauer, als Lottchen in ihrem ſechszehnten Jahre ſcheiden mußte. Peter, damahls achtzehn Jahre alt, fühlte den Verluſt am ſchmerzlichſten, und konnte ſich gar nicht zufrieden geben. Aber die gelbe gnädige Frau hatte mit Vergnügen vernommen, daß Lottchen die Geheimniſſe der Weberkunſt ſchnell und

Digitized by Google

leicht begriffen, und allenfalls darin mit den Prinzeſſinnen des Alterthums wetteifern könne. Die Zeit war gekommen, wo ſie ſich für ihre Wohlthaten bezahlt zu machen hoffte. Lottchen wurde gehohlt, und ſaß von nun an wie angenagelt an ihrem Weberſtuhl. Die reichſten Flachsernten mußte ſie zu damaſtenen Tiſchzeug verarbeiten, alle Feyertage waren auf dieſem Edelhofe längſt abgeſchafft, und ihr kaum des Sonntags die Erhohlung vergönnt, den alten Pfarrer zu beſuchen.

Doch blieb ſie immer willig und dankbar, und erfreute ſich auch jener ſtillen Heiterkeit, der unzertrennlichen Begleiterinn von dem Bewußtſeyn des Fleißes. Die ſchwarze Wolke ſah ſie nicht, die ſchon über ihrem Haupte ſchwebte.

Die gelbe gnädige Frau, obgleich ſchon hoch in die vierzig, hatte doch noch einen Liebhaber gefunden, einen armen Glücksritter, dem es behaglich ſchien von ihr ſich füttern zu laſſen, und der ſie zu überreden wußte, die Reitze ihres Goldes wären ihre eigene Reitze. Sie legte ihre welke Hand in ſeine, nervigte, aber die ſchöne Rechnung, mit dem Opfer ſeiner Freyheit ein behagliches Leben erkauft zu haben, hatte er ohne die Wirthinn gemacht. Nicht genug, daß die gelbe Gemahlinn, aus Sorge für ſeine Geſundheit, ihm den geliebten Wein verſagte, und, damit er nicht beſtohlen würde, jeden Groſchen unter dem Schlüſſel hielt; ſie befliß ſich auch, ihm täglich zu beweiſen, daß wahre Liebe nie

ohne Eiferſucht iſt. Ihre großen ſchwarzen Augen ſtanden offener als jemahls, wenn die ſeinigen nur von ferne einer weiblichen Geſtalt folgten, und ſogar ein kleines bucklichtes Kammermädchen wurde abgeſchafft, weil ſie ein Mahl, da eben der Bediente nicht gegenwärtig war, dem gnädigen Herrn die Pantoffeln gebracht hatte.

Daß Lottchen ſchön war, hatte er freylich auf den erſten Blick bemerkt, hüthete ſich aber wohl dieſe Bemerkung laut werden zu laſſen, und wenn ſie Sonnabends ihre Wochenarbeiten brachte, ſo kehrte er ihr gewöhnlich den Rücken, ſtand am Fenſter und trommelte auf die Scheiben, bis ſeine hundertäugige Gemahlinn das Geſchäft keifend abgethan hatte.

Doch ein Mahl erſchien die ſchöne Weberinn gerade in einem Augenblicke, wo die gnädige Frau im Nebenzimmer emſig beſchäftigt war, einem Mädchen, das nicht fein genug geſponnen hatte, zur wohlverdienten Strafe Flachs um die Finger zu wickeln und dieſen anzuzünden. Der gnädige Herr, vermeinend, dieſe Execution werde ihr noch einige Minuten rauben, unterhielt ſich zum erſten Mahle ſehr freundlich mit Lottchen, und kniff ſie ſogar in die runde Wange. Hilf Himmel! in dieſem Augenblicke trat die gelbe Dame herein, und glich dem Beſeſſenen in der Bilderbibel, aus deſſen Munde ſichtbarlich unreine Geiſter fahren. Für einen unbefangenen Zuſchauer war die Scene lächerlich. Denn

die Wuth der gnädigen Frau ließ ſich zuerſt in ſpöttiſcher Hoflichkeit aus. Sie ſchlug mit der knöchernen Hand dem gnädigen Herrn auf die Schulter, und als dieſer ſich erſchrocken umdrehte, um zu ſehen, woher der blaue Fleck ihm komme, machte ſie ihm einen tiefen Knix, den er durch eine tiefe Verbeugung erwiederte. Darauf wandte ſie ſich zu Lottchen, gleichfalls mit einem tiefen Knix bis auf die Erde, und das gute Mädchen hielt für ſeine Schuldigkeit, ſich auch ganz ehrbar zu verneigen, obgleich es nicht begriff, warum man heute zum erſten Mahle ſo viele Umſtände mit ihr mache. Dieſes Knixen und Blicken von allen Seiten währte einige Minuten in ſtummer Wuth, ſtummen Schrecken und ſtummer Verwunderung. Aber gleich wie die ſchmetternde Pfeife des Räubers im Walde plötzlich den Geſang der Vögel unterbricht, oder gleich dem Pauckenſchlag in einer berühmten Symphonie von Hayde, der unvermuthet in das ſanfte Andante hinein donnert, ſo erhob nun plötzlich die gelbe Dame kreiſchend ihre Stimme. Vor allen Dingen kam ſie dem Gedächtniß der beyden Erſchrockenen zu Hülfe, indem ſie den Herrn Gemahl erinnerte, daß ſie ihn von der Straße aufgerafft, und das arme Lottchen, daß es, ohne ſie, auf einen Miſthaufen verhungert wäre. Mit bewundernswürdiger Beſonnenheit wußte ſie ihr Compliment ſo einzutheilen, daß keiner mehr als der andere bekäme, und beyde überflüßig. Nur zuletzt warf ſie noch ein ſchweres Gewicht in Lottchens

Digitized by Google

Wagſchale, hervorſprudelnd: ſie trete in die Fußtapfen ihrer lüderlichen Mutter. Das überwältigte das arme Mädchen, und bittere Thränen ſtürzten aus ihren Augen.

„Ja, weine nur,“ ſchrie die Beſeſſene, „daß du zum Dank für alle meine Wohlthaten mir den Gemahl verführen wollteſt! Aber weine fern von hier, denn unter meinem Dache ſollſt du keine Stunde länger verweilen.“

Sie rief die Bedienten, und befahl, ohne Schonung den Kettenhund auf Lottchen zu hetzen, wenn ſie nicht auf der Stelle ſich aus dem Hauſe packen werde. — Dieſer Befehl mußte freylich unvollzogen bleiben, denn ein Kettenhund iſt kein Menſch, der ſich hetzen läßt, wohin es einem Wütherich beliebt. Der beißige P a c k a n würde Lottchen doch kein Leides zugefügt haben, denn er war ihr mit Liebe zugethan, gleich allen Hausgenoſſen; allein es bedurfte, um eine ſchüchterne Taube zu verſcheuchen, keines Lärmens, wie ihn die Wilden machen, wenn ſie den verfinſterten Mond den Klauen eines Drachen zu entreißen vermeinen. Lottchen dankte ſchluchzend der gnädigen Frau für alle ihre Wohlthaten, ſchnürte ihr Bündelchen, und wanderte zu dem Pfarrer, um Troſt und Rath bey ihm zu ſuchen. Von ihrer Unſchuld brauchte ſie den alten Mann nicht zu überzeugen; er kannte die gelbe Dame und kannte auch ſeine gute Tochter, ſo pflegte er Lottchen zu nennen. Beyde kamen überein, daß ſie in der Stadt bey dem ehrlichen Weber ihre Zuflucht nehmen ſolle,

wo ſie ohne Zweifel durch die erlernte Kunſt ihr Brot verdienen werde.

Ehe ſie von dem wackern Pfarrer ſchied, übergab er ihr die Erbſchaft ihrer Mutter, nähmlich mich, und ſagte ſehr bewegt: „Ich füge keine Ermahnung hinzu. Dieß Schnupftuch erinnere dich, daß auch ein ſittſames, tugendhaftes Mädchen, wie deine Mutter war, ſtets gegen ihr Herz auf der Huth ſeyn muß.“ Er gab aus ſeiner eigenen Armuth ihr noch einen Zehrpfenning mit auf den Weg, und Lottchen ging, in ihrem Buſen mich verbergend; doch zog ſie mich oft hervor, um die Spuren von den Thränen ihrer Mutter durch ihre eigenen wieder aufzufriſchen.

Sie hatte zwey Meilen bis in die Stadt zu wandern. Es war ſchon gegen Abend, als ſie ihrer Heimath den Rücken kehrte, aber ein ſchöner Sommerabend. Sie nahm ſich vor, in einem Wirthshauſe an der Straße, das eine Stunde von ihrem Dörfchen gelegen, zu übernachten, und dann mit dem Früheſten aufzubrechen. Aber ſie hatte vergeſſen, daß eben ein Feyertag war, an welchem alles lüderliche und muthwillige Geſindel aus der ganzen Gegend ſich in jenem Wirthshauſe zu verſammeln pflegte. Schon von ferne hörte ſie den Lärm der Betrunkenen, und beſchloß ſogleich hier nicht zu verweilen, wo ihrer Sittſamkeit Gefahr drohte, lieber im Dunkeln fortzuwandern, und, wenn ſie ermüden würde, unter dem erſten beſten Baume im Schutze

Digitized by Google

der Engel zu ruhen. Leiſe und ängſtlich ſchlich ſie an dem Wirthshauſe vorüber; die Schritte beflügelnd, eilt ſie in den nahen Wald, durch den die Straße führte, oft hinter ſich blickend, ob ſie nicht verfolgt werde. Die trunkenen Geſellen hatten ſie zu ihrem Glücke nicht bemerkt.

Noch eine Stunde war ſie gegangen, während die Schatten ſich verlängerten, die Sonne nur noch die Wipfel der Bäume vergoldete; eine grauliche Dämmerung brach herein, die Käfer ſchwirrten, die Vögel ſchwiegen, die Fledermäuſe begannen herum zu flattern; es wurde finſtere Nacht. Alle Raub- und Mordgeſchichten, die ſeit dem letzte Kriege ſie oft erzählen hören, ſtellten ſich jetzt vor ihre aufgeraffte Einbildungskraft. Auch in dieſem Walde war es nicht geheuer, das wußte ſie, und bebte. Jede weiße Birke ſchien ihr Räuber, jedes Johanniswürmchen eine Diebeslaterne. Die Furcht lähmte ihre Füße, ſie konnte nicht weiter. Nun fing ſie an zu überlegen: bleibe ich hier auf der Landſtraße, ſo wird mein weißes Kleid zum Verräther an mir, und jeder Vorübergehende mich gewahr werden; ſuche ich aber ſeitwärts im dicken Gebüſche ein Ruheplätzchen, und halte mich da ſtill, ſo wird niemand ahnen, daß ein armes, flüchtiges Mädchen hier den Morgen erwartet. — Jetzt kroch ſie über den Graben, der längs der Straße fortlief, und tappte in den Wald, vor jedem Kniſtern ihres eigenen Fußtritts bebend. Sie wählte die dunkelſte Stelle im Erlen-

gebüſch; ſetzte ſich in das feuchte Gras, legte ihr Bündelchen unter das Haupt, und — ſchlummerte nicht, ſondern bethete leiſe. Ueber ihr funkelten die Sterne, und der Himmel prangte mit ſeinem Ordensbande, der Milchſtraße, da hinauf ſandte ſie ihre frommen Seufzer. Dort iſt die Wohnung meiner Mutter! flüſterte ſie in mich hinein.

Faſt bis Mitternacht mochte ſie ſo gelegen haben, als ſie in der Ferne Männerſtimmen hörte, die ſich näherten, bald auch wandernde Lichter durch die Blätter ſchimmern und verſchwinden ſah. Sie zitterte, und hielt den Athem an ſich, hoffend das Getümmel werde vorübergehen. Allein der Fieberfroſt des Schreckens ergriff ſie, daß ihre Zähne aneinander ſchlugen, als ſie, beym Schein zweyer Blendlaternen, deutlich fünf Kerls gewahrte, die, Einer nach dem Andern, über den Graben ſprangen, und wenige Schritte von ihrem Schlupfwinkel ſich lagerten. Der leiſe Wunſch, zu ſterben, ehe ſie entdeckt würde, war alles was die Angſt ihr zu denken verſtattete. Mit ſtieren, brennenden Augen ſtarrte ſie durch ihren Blätterſchirm nach der verdächtigen Gruppe, und hatte keinen Athem mehr.

Jetzt vernahm ſie, wie die Räuber — denn allerdings waren es entlaufene, zu dieſem ſaubern Handwerk vereinte Rekruten — ſich untereinander Vorwürfe machten, daß ſie, um ſolcher Kleinigkeiten willen, einen Menſchen erſchlagen, ſich ſelbſt in Gefahr geſetzt, verfolgt und entdeckt zu werden; denn

Digitized by Google

die ganze Beute, die ausgebreitet vor ihnen lag, beſtand in einigen Kleidungsſtücken, einer ſilbernen Uhr und einem kleinen Beutel voll Scheidemünze. Murrend theilen ſie den Raub, nahmen Abrede, wo ſie ſich am nächſten Abend wieder treffen wollen, und trennten ſich dann. Drey derſelben begaben ſich zurück auf die Landſtraße, zwey gingen tiefer in den Wald, und ſtreiften mit ihrer Blendlaterne ſo nahe an Lottchens Schlupfwinkel vorbey, daß ſie ſich bereits für verloren hielt, und ein kleines Meſſer aus der Taſche zog, um es ſich in die Bruſt zu ſtoßen, wenn ſie gefunden würde. Durch dieſe haſtige Bewegung ein Geräuſch erregend, hatte ſie ſich faſt verrathen, denn ſchon rief einer dem andern leiſe zu: „da raſchelt etwas, leuchte ein Mahl hieher!" Allein zum Glück hatte der Kerl, der die Laterne trug, und ſchon einige Schritte weiter war, nicht Luſt wieder umzukehren. „Was wirds ſeyn?" ſagte er, „eine Eidechſe oder ein Eichhörnchen." Um das fortſchreitende Licht nicht zu entbehren, mußte ſein Gefährde ihm folgen, ohne weitere Unterſuchungen anzuſtellen. Lottchen lag unbeweglich, ſo lange ſie nur in der Ferne ein Kniſtern vernahm; und erſt als Grabes Stille ſie wieder umgab, zog ſie ſich hervor und trocknete den Todesſchweiß von ihrer Stirn. Dann hob ſie ſich leiſe auf ihre Knie, und dankte Gott für ſeinen Schutz, und bethete bis der erſte Schimmer der Morgenröthe durch ihre dichte Laube brach. Die Vögel erwachten und zwitſcherten

Muth in ihre Seele; auch vernahm ſie ſchon tief im Walde die Glöcklein des weidenden Viehes. Jetzt wagte ſie ſich wieder auf die Landſtraße, ſchüchtern wie ein Reh und eben ſo flüchtig. Doch als die Sonne in ihrer Pracht aufging, nun der ganze Wald belebt war, und ſogar ſchon ein friſcher Wind den Schall der ſchlagenden Thurmuhren aus der fernen Stadt an ihr vorüber führte, da wurde ihr leichter ums Herz und ihr Gang ruhiger. Ein Fuhrmann zog, ſein Morgenlied ſingend und mit der Peitſche knallend, an ihr vorbey; nun war ſie nicht mehr allein im Walde, nun hob ſich die Bruſt, ſie grüßte den Fuhrmann unbefangen, und ſtimmte laut in ſein Morgenlied.

Faſt hatte ſie des Waldes Ende erreicht, als ſie in einem dicken Gebüſche neben der Straße ein Aechzen vernahm wie das eines Sterbenden. Plötzlich ſtand ſie ſtill — ein kalter Schauer überfrieſelte ſie — ihr Haar ſträubte ſich empor — die Furcht zog ſie vorwärts, die Menſchenliebe zurück. Sie wollte einen Augenblick dem Fuhrmann nacheilen, und ihn zurückhohlen; aber er war ſchon zu weit. Dann horchte ſie ängſtlich, ob ſie nicht den Fußtritt irgend eines Kommenden vernähme, den ſie anſprechen könne; allein ſie hörte nichts, als das bange Aechzen im Buſche. Freylich mußte wohl bald irgend ein Wagen oder Fußgänger auf dieſer vielbeſuchten Straße erſcheinen, aber ſollte ſie ſo lange zögern, einem Unglücklichen beyzuſtehen, der unterdeſſen hülflos ſterben

könnte? — Das belauſchte Geſpräch der Räuber brachte ſie natürlich auf die Vermuthung, hier liege der Beraubte, den ſie getödtet zu haben vermeinten. Jeder Augenblick, in dem ſie noch zauderte, verlängerte ſeine Qualen. Das fromme Mädchen dachte an den barmherzigen Samariter, faßte Muth, und trat in das Gebüſch.

Da erblickte ſie einen halb entkleideten Jüngling mit einer tiefen Kopfwunde, ohnmächtig wimmernd. Das Blut rieſelte ihm über die leichenblaſſe Wange, ſein Auge war gebrochen. Bey dieſem gräßlichen Anblick zuckte die Pilgerinn und wollte fliehen, doch ihr Herz und Frömmigkeit zogen ſie ſogleich zurück Ich bin eine Chriſtinn! rief ſie laut, als wolle ſie durch die Erinnerung ſich Muth einſprechen. Sie kniete hin zu dem Verwundeten, zog mich hervor, ſuchte in ihrer Taſche ein Gläschen mit köllniſchem Waſſer, ein Geſchenk des Pfarrers, befeuchtete mich damit, wuſch die Wunde, wuſch das Blut dem Jüngling von Stirn und Wange, benetzte mich noch ein Mahl, und band mich um ſein Haupt, das in ihrem Schoße ruhte. Dann flößte ſie auch einige Tropfen von dem Waſſer ihm in den Mund; die Lebensgeiſter kehrten wieder, er ſchlug die Augen auf. Doch die Zunge verſagte ihm noch den Dienſt; nur ſeine Blicke ſprachen eine dankbare Wehmuth aus.

Nun hatte aber Lottchen, zwar nicht ihr Mitleid, doch ihre Kräfte für ihn erſchöpft; was ſollte nun weiter aus ihm werden? — Gehen konnte er

nicht, ſie ihn tragen auch nicht. Sollte er da im Gebüſche liegen bleiben, bis ſie Lärm in der Stadt machte, und von dort aus Hülſe kam? — Dann hätte er vielleicht verſchmachten müſſen. Lottchen wußte keinen andern Rath als den Verwundeten von hinten unter die Arme zu faſſen, und ihn mit großer Anſtrengung bis an den Rand des Grabens zu ſchleifen. Hier legte ſie ihn nieder, ſetzte ſich neben ihn, und harrte mit Ungeduld auf den erſten Vorüberfahrenden, der, wie ſie nicht zweifelte, ihn aufladen, und ſanft nach der Stadt bringen würde. Es währte auch nicht lange, ſo verkündete eine Staubwolke, die ſich ſchnell die Straße heraufwälzte, die Annäherung eines Fuhrwerks. Bald erkannte ſie einen offenen Wagen mit vier ſchnaubenden Hengſten neben einander geſpannt, und in demſelben einen dicken Herrn, der, gleich einem römiſchen Triumphator nach der Stadt zu eilen ſchien. Es war ein Proviantcommiſſär, der im letzten Kriege die Soldaten ſchlechter gefüttert hatte als wie ſeine Pferde. Er kehrte von einer nahen Villa zurück, wohin er, um den neuen Bau eines Pallaſtes zu überſehen, Tags zuvor gefahren war. Lottchen ſchrie ihm entgegen mit ausgebreiteten Armen. Er ließ halten. Sie trug in wenigen rührenden Worten ihr Anliegen vor, doch ſeine ganze Antwort war an ſeinen Kutſcher gerichtet: fahr zu! und ſchnell rollte der Wagen vorüber, einen Staubwirbel hin-

Digitized by Google

terlaſſend, der die Bittende in eine erſtickende Wolke hüllte.

Voll Erſtaunen ſah ſie ihm nach. Der dicke Mann mußte ſie nicht verſtanden haben, wie wär es ſonſt möglich, daß er vorüber fahren konnte? — Ein vierſitziger Wagen erſchien, bequem und elegant; ein Herr und eine Dame ſaßen darin, zwey Plätze waren leer. Der Herr ſchlief, ſein Haupt an ein ſeidenes Kiſſen gelehnt; die Dame wachte. Beyde kamen gleichfalls von der Villa des Proviantcommiſſärs, wo ſie als Gäſte die ſchöne Sommernacht verſchwelgt hatten. Lottchen erhub ihre Klageſtimme aufs neue. Der Kutſcher hielt ſogleich, ohne Befehl von ſeiner Herrſchaft empfangen zu haben. Der Anblick einer Dame gab Lottchen den Muth bis an den Schlag zu treten, aus dem ſo eben der aufgerichtete Herr den Kopf ſteckte, um ſchlaftrunken zu fragen: was gibts? — Lottchen erzählte und bath, den Verwundeten aufzunehmen. „Gutes Kind,“ ſagte die Dame, „das iſt unmöglich. Der Menſch würde den ganzen Wagen beſchmutzen und beflecken, ſein Anblick mich ohnmächtig machen; auch ſiehſt du wohl, daß hier kein Platz für ihn iſt.“ — Lottchen warf einen bittenden Blick auf den leeren Rückſitz, und bemerkte nun erſt, daß da ein Korb mit einem knurrenden Schoßhunde ſtand. Dieſen einſtweilen auf den Boden des Wagens zu ſtellen, wurde für unthunlich erklärt. Lottchen war ſo kühn vorzuſchlagen, daß die Dame den übrigen Weg nach der Stadt

zu Fuße machen möchte, vernahm aber, ſtatt der Antwort, bloß ein lautes Gelächter, als habe ſie etwas ganz abgeſchmacktes begehrt. „Sey ruhig mein Kind,“ ſagte die Dame, indem ſie ihr einen Gulden zuwarf, ſobald wir an das Thor kommen, ſoll der Bediente den Vorfall auf der Hauptwache melden, worauf ohne Zweifel die Polizey das Nöthige verfügen wird.“ Mit einem gnädigen Kopfnicken für Lottchen, und einem Zuruf an den Kutſcher ſo ſchnell als möglich, damit dem armen Menſchen bald geholfen werden möchte, endete auch dieſe Scene. Der Herr war ſchon früher wieder eingeſchlafen.

Noch ſchlimmer ging es der Bittenden mit einer Poſtchaiſe, in welcher ein junger Herr ſaß, der von Paris zurück kam. Er lorgierte das ſchöne Mädchen während ſie ſprach, und war auf der Stelle bereit — nicht den Verwundeten, ſondern ſie ſelbſt in den Wagen zu nehmen, ein plumper Scherz der in einem ſolchen Augenblick das reine Gemüth der Fürſprecherinn um ſo heftiger empörte. Sie wandte ihm verächtlich den Rücken, und er fuhr lachend davon.

„Gott! welche Menſchen! ſagte Lottchen, faltete ihre Hände und blickte weinend gen Himmel. Der Verwundete war ſeiner Beſinnung jetzt wieder vollkommen mächtig; er hatte alles gehört und geſehen, nur zu ſprechen verſuchte er noch immer vergebens, ein Gefühl der Ohnmacht, das ihn mehr peinigte als der Schmerz ſeiner Wunde, denn er hätte ſeiner

Digitized by Google

ſchönen Retterinn ſo gern ein Wort ſeines Dankes zugehaucht.

Endlich kam ein Bauer mit einem einſpännigen Wagen. Er hatte Heu geladen, und führte auf dem Heu ein fettes Kalb nach der Stadt. Lottchen ſprach ihn gar nicht an, denn, meinte ſie, haben die reichen, vornehmen Leute mich ſo ſchnöde abgewieſen, was darf ich von einem armen Bauer erwarten? — Doch kaum hatte dieſer die weinende Dirne und neben ihr den bleichen ausgeſtreckten Jüngling erblickt, als er unangeſprochen ſeinem Gaule ein Prr! zu rief, und fragte: na was gibts denn hier? — Lottchen erzählte, und ehe ſie noch mit der Erzählung zu Ende war, hatte der Bauer ſchon ſein Kalb abgeladen, ihm die gebundenen Füße gelöst, ihm dagegen den Strick um den Hals gebunden und es hinten an den Wagen befeſtigt. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, ſchritt er jetzt über den Graben, packte den Hülfsbedürftigen, und trug ihn auf das Heu, wo er ihm das Lager ſo bequem als möglich zu machen ſuchte. Für ihn ſelbſt blieb kein Platz; das kümmerte ihn nicht. Er ſagte: Gott befohlen Jungfer! faßte den Zügel, ſchwang die Peitſche, und ſchritt munter neben her. Doch alſobald ergab ſich ein Hinderniß: das Kalb wollte durchaus nicht folgen, es ließ ſich ſchleppen, und wenn der Bauer noch länger ſein Pferd mit Gewalt antrieb, ſo würde es unfehlbar erdroſſelt worden ſeyn. Prr! rief er noch ein Mahl, legte ganz gelaſſen den Zü-

gel auf den Wagen, löſte das Kalb vom Stricke, und ließ es laufen wohin es wollte. Dann nahm er eben ſo gelaſſen ſeinen Zügel wieder in die Hand, und ſchritt vorwärts, ohne ſich ein Mahl nach Lottchen umzuſehen, die mit Thränen der Rührung den edlen Menſchen ſegnete.

Sie verſuchte nun den Wagen zu folgen, aber die mancherley Schreckniſſe, die ihr ſeit geſtern begegnet, hatten ſie ſo angegriffen, daß ich ſie bald aus den Augen verlor. Der Bauer fuhr ſo ſchnell als es der Verwundete auf ſeinem weichen Bett von Heu es nur immer vertragen konnte. Am Thore lieferte er ihn der Wache ab, ohne Dank oder Lohn zu begehren, und mein neuer Herr, den ich nun erſt kennen lernte, wurde ins Hoſpital gebracht, wo er langſam genas.

Er hieß Eduard Werlau, und war der einzige Sohn eines wohlhabenden Mannes, der ihm eine gute Erziehung gegeben und ſtets mit Liebe behandelt hatte. Aber zu ſeinem Unglück, wurde ſein Vater noch als Greis in die Netze einer Buhlerinn verſtrickt, die nun als zweyte Gattinn den alten ſchwachen Mann beherrſchte, und für den empfindlichen Eduard eine ſo liebloſe Stiefmutter wurde, daß der feurige Jüngling, nachdem er lange geduldet, endlich aus dem väterlichen Hauſe entwich. Unbekannt mit der Welt zweifelte er keinesweges, daß er überall ein leichtes Unterkommen finden würde, und hatte nichts mit ſich genommen als einen kleinen

Sparpfenning und ſeine Uhr. Beydes wurde ihm geraubt ſammt ſeinem Oberrocke. Mit einem Kittel, den ſein mitleidiger Wundarzt ihm ſchenkte, verließ er das Hoſpital, und ſein ganzer Reichthum war ich. Doch fürwahr er dünkte ſich reich in meinem Beſitz; er ſelbſt hatte mich ſauber gewaſchen, trug mich auf ſeinem Herzen, und betrachtete mich oft mit Ehrfurcht und Wehmuth. Gern hätte er noch ein Mahl ſich den Kopf zerſchlagen laſſen, wenn er dadurch den Engel hätte wieder finden können, der mich um ſein Haupt gewunden hatte. Mehrere Tage ſuchte er Lottchen in allen Straßen, und ſchaute in alle Fenſter, die niedrig genug im Erdgeſchoſſe waren, doch immer vergebens. Indeſſen vermuthete er ſie doch in ſeiner Nähe, und ließ die Hoffnung nicht fahren, ſie zufällig anzutreffen, wenn er nur erſt irgend ein Broterwerb ſich verſchaft hätte. Er ging von Haus zu Haus und both ſeine Dienſte an; zu den niedrigſten wollte er ſich verſtehen, doch niemand traute ihm, denn er ſah ſo ärmlich aus, und hatte keine Zeugniſſe aufzuweiſen. Man hielt ihn für einen gewöhnlichen Landſtreicher, und alle Thüren blieben ihm verſchloſſen; das brachte ihn endlich zur Verzweiflung. Der Hunger verwirrte ihm die Sinne. Betteln wollte und konnte er nicht. Düſtere Gedanken mit Selbſtmord ſchwanger, bemächtigten ſich ſeiner. Schon ſeit zwey Tagen hatte er nichts gegeſſen. Mich zu verkaufen war das letzte Mittel, um ſich noch einen Biſſen Brot zu verſchaffen; aber er ſchwur

laut, lieber wolle er verhungern. Auch hätten die Paar Groſchen ihm doch nur das Leben auf wenige Tage gefriſtet. Er machte noch einen Verſuch ſich als Packträger zu verdingen, und als auch dieſer mißlang, weil zu dieſem Geſchäfte die körperliche Kraft ihm mangelte, ſo beſchloß er zu ſterben.

Es war ein freundlicher Sonntag, an dem er, unter tauſend fröhlichen Menſchen — er allein der Gramvolle — nach einem Dörfchen wanderte, deſſen angenehme Lage die Bewohner der Stadt, beſonders die Handwerker, an Feyertagen herauszulocken pflegte. Wohlgenährt in Sonntagskleidern, von ſpielenden Kindern umgeben, zogen ſie truppenweiſe an ihm vorüber; niemand achtete ſeiner. Im Wirthshauſe vernahm er Muſik, das klang ihm widerlich. Draußen unter den Bäumen wurde gegeſſen und getrunken, mit der Gier des Hungers ſchweifte ſein Blick umher, niemand both ihm einen Biſſen. Da ging er endlich in ein nahes Wäldchen, weinte bitterlich, bath Gott und ſeinen Vater um Vergebung, wegen der That, die er ausüben wollte, ſuchte einen Baum, der einen ſtarken Aſt niedrig genug hervorſtreckte, um ihn erreichen zu können, wand mich um den Aſt, und knüpfte mich dann um ſeinen Hals. Aber in dieſem Augenblicke ergriff ihn eine rettende Hand, er ſah ſich um, ſein Engel ſtand vor ihm — es war Lottchen.

Nachdem ſie auf der Landſtraße vergebens verſucht hatte, dem Wagen nachzulaufen, ließ ſie ihn

entlich, von ihren frommen Wünſchen begleitet, fah-
ren, freute ſich im Stillen der gelungenen Rettung
eines Menſchen, und kam eine Stunde ſpäter nach
der Stadt. Hier wurde ſie von dem ehrlichen We-
ber und ſeiner Familie mit Freude und Herzlichkeit
aufgenommen, und trat ſogleich in ihren alten Wir-
kungskreis, von Morgen bis zum Abend am We-
berſtuhle beſchäftigt, und durch ihren Fleiß reichlich
vergelten, was der Zuwachs der Familie durch ſie
an vermehrten Aufwand bedurfte. Herzlich wünſchte
ſie wohl oft zu erfahren, was aus dem fremden
Jüngling geworden, deſſen rührende Geſtalt noch
immer vor ihr ſchwebte; auch hätte ſie mich gern
wieder gehabt, ich war ja das Einzige, was ſie
von ihrer Mutter beſaß, und ich allein konnte einſt
vielleicht ihr den Vater wieder geben; allein ſie trö-
ſtete ſich nur mit dem Gedanken, daß ſie mich nicht
leichtſinnig vergeudet, ſondern ſich meiner zu einem
chriſtlichen Zweck bedient habe. Gott wirds vergel-
ten! meinte ſie, und blieb ruhig, und eine lange
entbehrte Heiterkeit verbreitete ſich über ihr ganzes
Weſen, denn ſie war ja nun wieder eine Tochter im
Hauſe liebender Aeltern. Nur Eines trübte ihre
Ruhe, der Kummer, der eben jetzt dieſes Haus traf;
denn Peter, des Webers einziger Sohn, hatte bey
der Conſcription das Loos gezogen, welches ihm
beſtimmte eine Muskete zu tragen, und der Vater
war zu arm, um einen Stellvertreter zu erkaufen.
Lottchen ſah den ſtillen Gram des ehrlichen Alten,

Digitized by Google

den Jammer der Mutter und Geſchwiſter, die Verzweiflung des Jünglings, konnte nicht helfen, und litt unausſprechlich. Der Augenblick der Trennung rückte ſchnell heran. Am nächſten Montag ſchon ſollte Peter marſchiren. Unter tauſend Thränen wurde beſchloſſen, ihm noch am Sonntage auf dem Dörfchen, wo er ſo oft mit ſeinen Aeltern froh geweſen, eine Art von Abſchiedsſchmaus zu geben. Still, mit geſenkten Häuptern war die Familie hinausgewandert. Der Vater ließ Wein und Kuchen auftiſchen, Einer nöthigte den Andern zum Eſſen und Trinken, aber niemand aß und trank. Jeder wollte fröhlich ſcheinen, oder doch wenigſtens muthig, aber die gläſernen Augen wurden beſtändig zu Verräthern der gepreßten Herzen. Das konnte Lottchen nicht länger mit anſehen. Auch ihre Thränen wollten oft hervorbrechen. Da entfernte ſie ſich unbemerkt von der trauernden Geſellſchaft, ſchlich ſtill in das nahe Wäldchen, um ſich Luft zu machen, und hörte plötzlich dort mit Schauder Eduards letztes Gebeth. ſah wie er mich um ſeinen Hals ſchlang, und hatte kaum die Kraft hervorzuſpringen und mit einem Schmerz des Entſetzens ihm in den Armen zu fallen.

Eduard mit ſeinen verwirrten Sinnen, meinte anfangs wirklich, ſie ſey eine himmliſche Erſcheinung, denn daß ſie im Walde den Verſchmachtenden rettete, und nun gerade wieder den Verzweifelnden retten mußte, traf ſo wunderbar zuſammen. Stumm fiel er auf ſeine Knie, und legte die erho-

benen Hände flach aneinander, und ſtarrte ſie mit Ehrfurcht an. Lottchens Buſen ſtieg unter dem groben, ſelbſtgewebten Tuche ſchnell auf und nieder. Sie brach in Thränen aus, und nun erſt fand ſie Worte: „Mein Gott! was wollten Sie thun? — „Mein elendes Daſeyn enden,“ ſtammelte Eduard. — Da kniete Lottchen ihm gegenüber, und bethete laut mit Inbruſt, daß Gott dieſem Unglücklichen Kraft verleihen wolle, das irdiſche Leben zu tragen, um des himmliſchen Willen! und wie ſie ſo mit verklärtem Antlitz emporſchaute, und das kunſtloſe Gebeth über ihre Lippen ſtrömte, da borſt die Rinde der Verzweiflung, die Eduards Bruſt eingezwängt hatte, die Thränen ſtanden im Rinnſal, er beugte ſich in den Staub, und rief mit zermalmtem Herzen: Amen! Amen!

Lottchen ſtand auf, und erhob auch den Jüngling, und bath ihn freundlich ihr ſeine Leiden mitzutheilen. Er that es mit wenigen Worten, und ſchwur, er wolle künftig um ihrentwillen ſtandhaft alles erdulden, auch den Hungertod, der ihm unvermeidlich drohe. Da gedachte Lottchen der traurigen Familie, die ſie unter den Bäumen des Wirthshauſes zurückgelaſſen, und haſtig fragte ſie: ob er nicht Soldat werden wolle? — Zugleich unterrichtete ſie ihn von dem Jammer der Aeltern, die ſo eben ihren einzigen Sohn verlieren ſollten, und wie es nur bey ihm ſtehe, dieſen Jammer plötzlich in Freude zu verwandeln.

Digitized by Google

„Wie! rief der Jüngling, es wäre Jemand auf der Welt, dem der arme Eduard Freude geben könnte? O geſchwind führen ſie mich in den Kreis dieſer Familie, die mir ſchon theuer iſt, weil Sie ihr angehören. Ich bin bereit in dieſer Stunde zu gehen wohin Sie wollen.“ — Folgen Sie mir! ſagte Lottchen, und ſchwebte vor ihm her, und er folgte ihr als einem guten Geiſte, der ihm gewinkt, und als ſie nun der Tafel ſich näherten, an welcher die Trauernden mit ſtummem Schmerz in die gefüllten Gläſer blickten, da ergriff ſie Eduards Hand, und plötzlich mit ihm vor den Tiſch tretend, rief ſie fröhlich: „Hier iſt ein Stellvertreter!“

Da erhoben ſich ſchnell die geſenkten Häupter. Mit großen zweifelnden Augen ſtarrten Alle das Mädchen und ihren Begleiter an, und keiner getraute ſich zu fragen: iſt's auch wahr? — Lottchen erzählte nun, der Jüngling, den ſie ihnen zuführe, ſey derſelbe, den ſie beraubt im Walde gefunden, und den, durch Gottes barmherzige Fügung, ſie nun wieder angetroffen, in einer Lage, die ihn bereitwillig mache, Peters Stelle einzunehmen. Mehr zu ſagen hüthete ſich ihr ſchonender Mund.

Mit lautem Jubel umringten nun Alle die Rettungsbringende, und überhäuften Eduard mit Liebkoſungen, zogen ihn an den Tiſch, und jeder wollte der Erſte ſeyn, der das volle Glas ihm reichte. Er trank. Der lang entbehrte Wein ſtrömte erquickend durch ſeine Adern, eine leichte Röthe färbte ſeine

Wangen wieder, und das erloſchene Auge begann aufs neue zu funkeln.

Hier und auf dem Heimwege wurde nun Alles verabredet, wie man den Fremden ausſtatten und ſeine künftige Beſtimmung ihm behaglicher machen wollte. Er hörte das Alles nur mit halbem Ohr, dann ging er an Lottchens Seite, hing an ihr mit verſchlingenden Blicken, und zum erſten Mahle dehnte ſein Herz ſich aus, und hatte nicht Raum genug für die Liebe, die es muthig fühlte. Taumelnd betrat er die Wohnung der Geliebten, und während die geſchäftige Mutter ein frohes Abendmahl bereitete, der Vater ſich noch in der Dämmerung zu der Behörde verfügte, um zu melden, daß er einen Stellvertreter gefunden, die Kinder allen Nachbarn verkündeten, daß Bruder Peter ſie nicht verlaſſen werde, blieb Eduard mit Lottchen allein. Ungekünſtelt ſagte er ihr, daß er eine unausſprechliche Liebe zu ihr gefaßt, und das Leben, welches ſie ihm zwey Mahl gerettet, künftig nur ihr weihen wolle. Hocherröthend hörte ſie ihm zu, und auch in ihr regte ſich zum erſten Mahle ein Gefühl, das lebhafter war als ihr frommes Mitleid. Ohnehin werden edle Seelen durch ihre eigenen Wohlthaten feſt an deren Gegenſtand geknüpft, ſelbſt an den Unwürdigen, um wie viel mehr, wenn Liebe und Dankbarkeit den Würdigen ſchmücken. „Ich werde jederzeit den innigſten Antheil an Ihrem Schickſale nehmen,“ ſagte ſie ihm gerührt, und reichte ihm die Hand, die er an ſein Herz drückte.

Digitized by Google

Aber noch ein Mahl mußte ſie ihm weh thun, ehe er ſchied, denn ſie forderte mich von ihm zurück, ihm dabey erklärend, warum ſie einen ſo hohen Werth auf mich ſetzte. Lieber hätte Eduard all die ſchöne Wäſche entbehrt, mit der die Weberinn ihn reichlich ausſtattete. Zögernd zog er mich aus den Buſen, betrachtete noch ein Mahl alle die Zeichen die mich kenntlich machten, drückte mich noch ein Mahl an ſeine Lippen und übergab mich der, die das heiligſte Recht an mich hatte.

Die letzte Nacht verträumte er in des Webers Werkſtatt, wo man neben Lottchens Weberſtuhl ihm ein Lager bereitet hatte. Am andern Morgen ſtellte er ſich vor die Behörde, ein ſchlanker, kräftiger Jüngling, und wurde gern an Peters Statt empfangen. Als die Conſcribirten ausmarſchirten, ging er feſten Schrittes unter ihnen; nur als ſie an Lottchens Wohnung vorüber zogen, wankte er ein wenig. Sie ſtand am Fenſter, und winkte ihm durch mich noch ein Lebewohl zu! aber ich flatterte nicht leicht in die Luft, denn ich war von Thränen ſchwer.

Sie ging nun wieder an ihren Beruf, nicht ganz ſo fröhlich wie vormahls, denn immer gedachte ſie des Jünglings, der jetzt, gleich dem Weberſchifflein in ihren Händen, vom Schickſal hin und her geworfen wurde. Nie verſäumte ſie in ihrem Gebethe Gottes Güte auch für ihn in Anſpruch zu nehmen, und nie war ihr Gebeth herzlicher als wenn es für ihn empor ſtieg, nur wußte ſie das ſelbſt nicht.

Digitized by Google

Auch das bemerkte ſie anfangs nicht, daß dieſe Begebenheit ihr Verhältniß in der Familie des Webers ganz verändert hatte. Peter, der ihr immer gut geweſen war, und nun in ihr ſeine Retterinn verehrte, liebte ſie jetzt mit unverhüllter Leidenſchaft; die guten, dankbaren Aeltern betrachteten ſie als einen Engel, der Segen ins Haus bringe. Schon lange hatten ſie dem einzigen Sohne ein braves Weib gewünſcht, wo könnten ſie ein braveres für ihn finden, als Lottchen? und welches wäre ihm lieber geweſen? — Es wurde mehrere Tage lang freundlich davon geflüſtert, mit bedeutenden Blicken auf Lottchen, die ſie wohl bisweilen gewahr wurde, aber nicht verſtand. Daß ein Geheimniß die Familie beſchäftigte, merkte ſie wohl; da aber Alle lächelten, Aller Blicke liebevoller als jemahls den ihrigen begegneten, ſo blieb ſie ganz ruhig dabey. Endlich war der Entſchluß reif, und die Mutter winkte ihr eines Abends freundlich in ihre Kammer, wo ſie durch den Antrag, ihre Schwiegertochter zu werden, ſie recht fröhlich zu überraſchen wähnte. Aber Lottchen erſchrack — wurde blaß und roth — ſtammelte — warf einen Blick in ihr Herz — zum erſten Mahle in ihrem Leben — und begegnete da dem bittenden Eduard. Stets gewohnt ihren reinen Gefühlen klare Worte zu leihen, geſtand ſie der Mutter, ohne Bedenken, daß ſie den ehrlichen Peter nur als ihren Bruder lieben könne.

Die gute Frau ſtutzte, und konnte nicht begrei-

Digitized by Google

ſen, wie eine ſo arme, verlaſſene Waiſe ein ſolches Glück von ſich zu ſtoßen fähig ſey. Anfangs meinte ſie, es wäre nur jungfräuliche Ziererey, ſtrich ihren Sohn heraus, und both ihre ganze Beredſamkeit auf, Lottchens Entſchluß zu wandeln; da aber Alles vergebens war, und das bedrängte Mädchen endlich nur durch Thränen antwortete, ſo brach ſie ab, und trennte ſich von ihr, mit einer ungewohnten Kälte. Peter ſtand draußen vor der Thür, ängſtlich lauſchend und harrend, ob man ihn nicht rufen werde; aber mit ſchwerem Herzen ſchlich er in ſeine Kammer, als die Mutter endlich, die Thür haſtig öffnend und haſtig wieder zuſchlagend, mit den Worten an ihm vorüberrauſchte: „Geh in Gottes Nahmen ſchlafen! es wird nichts daraus, die Jungfer iſt zu vornehm.“

Lottchen vernahm dieſe Worte, ſie ſchnitten ihr durch die Seele. Innig bethend durchwachte ſie die Nacht, und flehte um Kraft von oben, wenn es der Wille des Himmels ſey; da aber dieſe Kraft, dieſer Wille ſich in ihr nicht offenbarten, ſo überzeugte ſie ſich, daß ſie nicht anders handeln könne, und ſetzte ſich mit Tagesanbruch mit verweinten Augen an ihren Weberſtuhl, der nur wenige Schritte von dem des verſchmähten Liebhabers entfernt ſtand. Sie war die Erſte in der Werkſtatt, aber Peter hatte auch nicht geſchlafen, kam wenige Minuten nachher, und ſetzte ſich an ſeinen Platz. „Guten Morgen,“ ſagte er mit zitternder Stimme: „Guten Morgen,“

gab ſie ihm mit zitternder Stimme zurück. Beyde vermieden einander anzuſehen, doch hörte Jeder wohl des Andern ſtille Seufzer. Bald kam auch der Vater und wollte ſich nichts merken laſſen, aber Lottchen fühlte wohl, daß ſein „guter Morgen“ auch nicht ſo freundlich ſey als ſonſt. Den wenigſten Zwang that ſich die Mutter an. Stichelnd ging ſie ab und zu. Die ihrem Liebling angethane Kränkung verwiſchte die Erinnerung, daß ſie, ohne dieß gute Mädchen, ihn nicht mehr beſitzen würde. Lottchen mußte nach und nach vernehmen, wie viele Schwierigkeiten man überwinden, über wie Manches man die Augen zugedrückt, um Peters Wünſche zu erfüllen, denn nach den Zunftgeſetzen hätte er eine Meiſterstochter heirathen müſſen, und wenigſtens — auch dieſes harte Wort entſchlüpfte ihr ein Mahl — wenigſtens hätte ſeine Braut ohne Mackel der Geburt ſeyn ſollen. Zwar, in Gegenwart des Alten wagte ſie dergleichen Reden nicht, denn ein ſtrenger Seitenblick des rechtlichen Mannes geboth ihr Schweigen, aber es gab Stunden genug, in welchem ſeine Geſchäfte ihn vom Hauſe riefen, und dann litt das arme Lottchen peinlich; doch erlaubte ſie ſich nie eine andere Antwort, als ſtille Thränen, die ich ſtill verbarg.

So war nun die ſchöne Harmonie verſtimmt, die vormahls dieſe Hütte zu einer ſo freundlichen Wohnung machte; das Leben wurde alltäglich bitterer; der Groll der Mutter, den Ernſt des Vaters,

Digitized by Google

den Gram des Sohnes konnte Lottchen nicht länger ertragen. In dieſer trüben Stimmung trug ſie eines Tages ein Stück Leinwand zu einer Dame, die groſse Güter in der Nähe beſaß und das Garn zu dieſer Leinwand geliefert, zum Theil auch ſelbſt geſponnen hatte, denn Frau von Wöhrlen lebte eingezogen troß ihres Reichthums, beglückte ihre Unterthanen, und fand in deren Glück ihr eigenes. Als ein armes Fräulein hatte ſie den Herrn von Wöhrlen geheirathet, und fünfzehn Jahre lang, eine muſterhafte Gattinn, ſeine böſen Launen ertragen, ſeinen ſiechen Körper gepflegt. Dankbar hinterließ er ſterbend ihr ſein ganzes Vermögen, ihr nur ein Mittel um Gutes zu thun.

Das ſchöne dichte Gewebe der Leinwand gefiel ihr wohl, noch mehr die ſittſame Ueberbringerinn derſelben; mit der ſie in ein freundliches Geſpräch ſich einließ und verwundert hörte, das Lottchen ſelbſt die kunſtreiche Weberinn geweſen. „Eine ſo brave Tochter,“ ſagte ſie, „muß deinem Vater viel Freude machen.“ — „Meinem Vater?“ antwortete Lottchen, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen: „Ach! ich habe weder Vater noch Mutter!“

Gerührt fragte die Dame nach ihren Schickſalen. Zu jeder andern Zeit würde Lottchen geſchwiegen, keinem Fremden ſich vertraut haben; aber ein Herz voll Kummer fließt leicht über, gleichwie ein volles Glas zerſpringt, wenn das Waſſer vom Froſte ausgedehnt wird. Nur das Eine ſagte ſie nicht, wa-

Digitized by Google

rum ſie Petern nicht heirathen mochte; das Eine blieb auf dem Grunde des Herzens zurück.

„Willſt du bey mir bleiben?“ ſagte Frau von Wöhrlen, als Lottchen geendiget hatte, und leiſe ſchluchzend nach der Thür ſich wandte: „ich werde in einigen Wochen meine Kammerjungfer an den Förſter verheirathen; willſt du an ihre Stelle treten?“

Lottchen trocknete ſich geſchwind die Augen, und meinte, das wolle ſie wohl gern, allein ſie verſtehe nicht, was zu einem ſolchen Dienſt erforderlich ſey. „Was ich fordere,“ antwortete Frau von Wöhrlen lächelnd, „wirſt du bald verſtehen.“

Auch Lottchen war bereits der gute Ruf der Dame bekannt; denn mancher ihrer Bauern hatte, ſein Garn feil biethend, bey dem Weber eingeſprochen, und ſeine liebe gnädige Frau oft mit Thränen des Dankes bis in den Himmel erhoben. Ihre Geſtalt entſprach dieſem Rufe; Wohlwollen und ſtille Würde leuchteten aus jedem ihrer Züge hervor, und flößten jenes behagliche Vertrauen ein, das einem kranken Herzen ſo wohl thut. Lottchen küßte ihre Hand, und nahm das Erbiethen dankbar an.

„Was ſoll ich dir geben?“ fragte Frau von Wöhrlen. „Ihre Liebe,“ antwortete Lottchen kindlich, und gewann dadurch noch mehr das Herz der ehrwürdigen Frau. „Du ſollſt mit mir zufrieden ſeyn,“ ſagte ſie, „Morgen fahre ich wieder aufs Land, und werde dich mit mir nehmen.“

„Sobald, meinte Lottchen, könne ſie doch der

Digitized by Google

gnädigen Frau nicht folgen, denn ſie habe eben erſt Garn auf den Weberſtuhl geſpannt, und es würde undankbar ſcheinen, wenn ſie ihre Arbeit unvollendet laſſen wollte. Auch dieſe Aeußerung der Redlichkeit gefiel der Frau von Wöhrlen. Es wurde verabredet, daß ſie in drey Wochen einen Wagen nach ihr ſchicken ſollte, und Lottchen ſchied mit einer heitern Ausſicht in die Zukunft. Allein die Gegenwart lag jetzt ſchwer auf ihr: Es wurde ihr ſauer, daheim ihren Entſchluß kund zu thun. Mit halben Worten und geſenkten Augen brachte ſie ihn vor. Der ehrliche Weber ſtutzte, faßte ſich aber bald, und wünſchte ihr Gottes Segen. Peter erſchrack und ſchwieg. Die Mutter murmelte etwas von Undank.

Lottchen verdoppelte ihren Fleiß um in den wenigen Wochen ihre Arbeit ſauber zu vollenden. Es ging bis dahin ſo ſtill im Hauſe zu, als läge ein ſchwerer Kranker darin, den man durch kein lautes Wort, durch keinen raſchen Fußtritt beunruhigen wollte. Wenn ſich zu Mittag die kleine Familie um den Tiſch verſammelte, ſo wurde, außer dem Tiſchgebethe, faſt nichts lautes gehört. Ein Jeder fühlte den Druck dieſer Lage, und daß es ſo hätte nicht bleiben können: dieß Gefühl erleichterte die Trennung. Dennoch wurden alle bleich vor Schrecken, ſelbſt die Mutter, als der Wagen der Frau von Wöhrlen am beſtimmten Tage vor das Haus fuhr. Lottchen warf ihr Bündelchen hinein, und kehrte dann mit hochklopfendem Herzen noch ein Mahl zurück, um Abſchied

Digitized by Google

zu nehmen. Der alte Weber umarmte ſie väterlich: „Gott laſſe es dir wohlgehen!“ ſagte er, „vergiß uns nicht.“ Auch der Mutter Groll ſchwand in dieſem Augenblicke: „Ich habe dich geliebt wie meine Tochter!“ ſchluchzte ſie hinter der Schürze. Lottchen konnte nicht ſprechen, ihre Thränen verſtickten jedes Wort. Dem Sohne hatte ſie die Hand reichen und zu ihm ſagen wollen: Peter, vergib mir! aber Peter ließ ſich nicht ſehen, er ſaß in ſeiner Kammer und weinte. Erſt als Lottchen in den Wagen ſtieg, fand ſie noch Kraft genug, den begleiteten Aeltern zuzurufen: „Tauſend, tauſend Grüße an Peter!“ Das vernahm er oben an ſeinem Fenſter lauſchend, und das Herz wollte ihm zerſpringen.

Der Wagen rollte fort. So lange er in der Stadt zwiſchen den hohen Häuſern über das Pflaſter hinweg lärmte, ſaß Lottchen betäubt und ließ ihr Herz ſtill bluten; als aber draußen vor dem Thor die freundliche Natur die Arme lächelnd nach ihr ausbreitete, da zog ſie den Balſam der erquickenden Luft mit vollen Zügen in ſich, wurde ruhiger, und dachte: es war doch ſo am beſten. Nur noch ſanfte Thränen hatte ich aufzufangen, ſie floſſen immer ſparſamer und verſiegten endlich, als das ſchöne Schloß der Frau von Wöhrlen lachend vom grünen Hügel herab ihr entgegen ſchimmerte. Sie fand eine mütterliche Aufnahme und gewöhnte ſich bald an ihren neuen Stand, der keine ſonſt wohl damit verknüpfte Erniedrigungen ihr zur Pflicht machte. Die

Frau von Wöhrlen anzukleiden, war ein leichtes Geſchäft, denn ſie trug, Jahr aus, Jahr ein, ein weites Kleid von grauer Seide, und ein Häubchen an deſſen Form die Mode ſo wenig als möglich ändern durfte. Dieſes Ankleiden wobey der Spiegel zu Rathe gezogen wurde, war in einer Viertelſtunde geſchehen; übrigens gab es keinen Schooßhund zu kämmen, keinen Papagey zu füttern, und die vorige Kammerjungfer hatte wenig mehr zu thun gehabt, als eine etwas eigenſinnige Ordnung und Reinlichkeit in den Zimmern der gnädigen Frau zu erhalten. Doch Lottchen bekam noch andere Geſchäfte, denn die Augen der Frau von Wöhrlen waren ſeit einiger Zeit ſo ſchwach geworden, daß ſie nur noch durch die Brille und bey Lichte gar nicht mehr leſen und ſchreiben konnte. Nun kam es Lottchen wohl zu ſtatten, daß ſie beydes von ihrem alten Pfarrer gelernt und gut gelernt hatte. Sie las der alten Dame vor, ſchrieb die Briefe die jene diktirte, und hielt ein Tagebuch von ihren Ausgaben. Doch ehe ſie in die Geheimniſſe der letztern eingeweiht wurde, mußte ſie feyerlich verſprechen, nie ein Wörtchen davon laut werden zu laſſen, denn Frau von Wöhrlen prunkte nicht mit ihren Wohlthaten, und vermied ſtets den Dank des Empfängers, obgleich es ihr nicht unangenehm war, wenn Lottchen bisweilen von einer neuen Wohlthat, die ſie aufzeichnen mußte überraſcht, plötzlich aufſprang und ihr gerührt die Hand küßte.

Digitized by Google

Immer noch blieben dem weiblichen Sekretär viele Nebenſtunden in der Einſamkeit eines niedlichen Zimmers im zweyten Stock, das eine herrliche Ausſicht auf das Feld hatte, und aus welchen man ſogar die Thurmſpitzen der Stadt in weiter Entfernung erblicken konnte. Dieſe Stunden benutzte Lottchen, um mit Hülfe der ſehr gewählten Schloßbibliothek, die ihr offen ſtand, ſich immer mehr auszubilden. Der Bibliothekar war ein alter, wackerer Franzoſe, deſſen Frau von Wöhrlen eigentlich nicht bedurfte, er aber ihrer, und darum ſtellte ſie ſich, als ob er ihr unentbehrlich wäre. Lottchen wagte die Bitte an ihn, ihr ſeine Sprache beyzubringen und der alte Mann that es mit Vergnügen, zumahl da ſeine gelehrige Schülerinn faſt unbegreiflich ſchnelle Fortſchritte darin machte. Gegen ihre Herrſchaft hatte ſie ſich nichts davon merken laſſen, und mit Erſtaunen hörte dieſe zufällig einſt, wie ſie mit dem Franzoſen ganz geläufig ſprach.

Durch ſolche Lernbegier, durch ſolche Willigkeit und Ordnung im Dienſt, am meiſten durch die kindliche Offenheit, mit der Lottchen ſtets ein reines, edles Gemüth zeigte, hatte ſie bald eine mütterliche Liebe der alten Dame gewonnen. „Du biſt nun ſchon ein Jahr in meinem Hauſe," ſagte Frau von Wöhrlen eines Morgens zu ihr, „und noch haſt du mich nie um Geld angeſprochen; ja wir haben noch nicht ein Mahl verabredet, wie viel du jährlich. —
„Ach gnädige Frau!" unterbrach Lottchen ſie bittend,

„ſtören Sie mich nicht in der ſüßen Täuſchung, daß ich hier ein Kind im Hauſe bin. Setzen Sie mir keinen Gehalt aus, der mich nur daran erinnern würde, daß ich mich vermiethet habe. Laſſen Sie mich, wie bisher, alles aus kindlicher Liebe verrichten.“ „Nun wohl,“ ſagte Frau von Wöhrlen, indem ſie ihr gerührt die Hand drückte, „es ſoll dein Schade nicht ſeyn, ich will für dich ſammeln.“ — „Aber ein Weihnachtsgeſchenk, das wirſt du doch annehmen? das gibt auch die Mutter ihrer Tochter. Was hätteſt du gern?“ —

„Einen Weberſtuhl!“ platzte Lottchen heraus, denn ſchon lange drückte dieſer Wunſch ihr Herz, einen Weberſtuhl, damit ich meine erlernte Kunſt nicht vergeſſe, und mich ſtets meiner ſchwülen Jugendjahre erinnere.“

Acht Tage nachher, am Weihnachtsabend, fand Lottchen auf ihrem Zimmer einen allerliebſten Weberſtuhl von Mahagoniholz mit dem feinſten Garn bezogen. Sie hatte eine kindiſche Freude darüber, ſetzte ſich gleich auf die Bank, und fing mit tiefer Wehmuth an zu weben. Die Stunden, welche ſie hinfort bey dieſer Arbeit zubrachte, waren ihr die genußreichſten, weil ſie dann ihrer Einbildungskraft freyen Spielraum ließ. Da gedachte ſie Eduards, und die Fäden, mit welchen ſie hie und da ihr Gewebe bezeichnete, bildeten oft, ohne daß ſie es wollte, den Zug ſeines Nahmens.

Einſt hatte ſie bey der Arbeit ſich bis Mitter-

Digitized by Google

nacht verſpätet, erſchrack, als die Schloßuhr zwölf brummte, wollte eilig ſchlafen gehen, trat noch ein Mahl an's Fenſter, und ſah den Horizont blutroth erleuchtet. War es ein Nordlicht? oder eine Feuersbrunſt? das unterſchied ſie nicht; doch im letztern Falle mußte das Feuer in der Stadt und ſehr heftig ſeyn. Unruhig ſchlich ſie hinaus, ließ einen Bedienten wecken, bath ihn, ſich auf ein Pferd zu werfen, und ihr Nachricht zu bringen. Sie werde nicht ſchlafen gehen, fügte ſie hinzu, und wirklich konnte ſie auch nicht ſchlafen, denn wenn auch nicht ihr ehrlicher Weber in dieſem Augenblick Hab und Gut verlor, ſchien es ihr doch als höre ſie das Geſchrey, und das Gewinſel von tauſend Unglücklichen, die mit den Flammen kämpften.

Der Ausgeſandte kam bald zurück, mit der Bothſchaft, es ſey allerdings eine Feuersbrunſt, es ſtehe die ganze Stadt gleichſam in Flammen. Nun hatte Lottchen keine Ruhe mehr. Sie ſchickte, als der Morgen graute, den Kutſcher nach der Stadt, um zu erfahren in welchen Straßen es brenne, und ob des Webers verſchont geblieben wäre. Er kehrte gegen Mittag mit der Nachricht zurück, daß das Feuer gedämpft worden, daß aber drey Straßen gänzlich niedergebrannt, unter ihnen auch die, in der das Häuschen geſtanden, das ihr ſo manches Jahr lang ein freundliches Obdach geliehen. Blaß und zitternd flog ſie zu der Frau von Wöhrlen und

Digitized by Google

warf ſich ihr zu Füßen. „Mein Gott! rief diese erſchrocken, was haſt du? was willſt du? —

„Ach gnädige Frau! mein Pflegevater iſt abgebrannt! Sie haben mir verſprochen für mich zu ſammeln, was meine geringen Dienſte etwa erwerben möchten. Ich glaubte nie ſie darum anſprechen zu müſſen, aber jetzt — o geben Sie mir was Ihre Güte mir beſtimmt! es kann nur wenig ſeyn, aber fügen Sie aus eigener Großmuth noch etwas hinzu, damit ich zum Mindeſten aus der erſten Noth dem Manne helfen kann, der mein Wohlthäter geweſen! der mich bey ſich aufgenommen, als ich keine andere Zuflucht hatte, als Gott! —

Frau von Wöhrlen hob Lottchen auf, und umarmte ſie zum erſten Mahle. Dann ging ſie ſchweigend an ihren Schreibtiſch, und gab ihr eine Rolle mit Gold.

Mit rührendem Entzücken drückte Lottchen die wohlthätige Hand hundert Mahl an ihre Lippen, und bath um Erlaubniß ſelbſt nach der Stadt zu fahren, die Hülfe ſelbſt zu bringen. „Thu das, mein Kind,“ ſagte Frau von Wöhrlen, doch Gold allein wird in dieſem Augenblicke die erſten Bedürfniſſe der Verarmten nicht erſetzen. Verweile noch einige Stunden, damit die Hülfe werkthätiger ſey.“

Sogleich gab ſie Befehl zwey Fuhrwagen zu beladen, mit Betten, Kleidungsſtücken, Eßwaren, und allem was nur immer dem Verunglückten für

Digitized by Google

die nächſten Tage nothwendig ſeyn könnte. Auch wurde eine Kaleſche angeſpannt, um Lottchen aufzunehmen, damit ſie die Fuhrwagen geleiten möchte. Während dieſen Anſtalten trippelte ſie ungeduldig auf und nieder, ſuchte durch Bitten und Trinkgelder die Vollendung derſelben zu beſchleunigen, und genoß im Voraus das himmliſche Vergnügen, ihren Wohlthätern zu vergelten. Aber plötzlich, da ſchon Alles fertig war, ſchien ein Gedanke ihr aufs Herz zu fallen. Sie ſtand einige Minuten mit geſenktem Haupte ſtarr vor ſich niederſehend, ſchüttelte dann den Kopf und kehrte mit zögernden Schritten zu der Frau von Wöhrlen zurück. „Nein, ſagte ſie, ich kann doch nicht ſelbſt mitfahren. Sie kennen, gnädige Frau, das Verhältniß, in dem ich von jener Familie ſchied. Aus meiner Hand jetzt Wohlthaten zu empfangen, könnte ihr drückend ſeyn. Beſſer, es kommt alles von Ihnen und in Ihrem Nahmen; es iſt ja auch alles ein Geſchenk Ihrer Großmuth. Der Kammerdiener mag fahren, er iſt ein guter, mitleidiger Menſch. Ich verſage mir eine große Freude, auch iſt wohl möglich, daß ich jenen guten Leuten Gefühle leihe, die ſie nicht haben würden, aber ich fühle ſo.“

Bisher hatte Frau von Wöhrlen das gute Lottchen mit Liebe betrachtet, jetzt hingen ihre Blicke mit Hochachtung an ihr, und dieſer feine Zug ihres edlen Gemüthes prägte ſich tief in das Herz der edlen Frau. Lottchen blieb zu Hauſe. Die beladenen

Wagen fuhren im Geleite des Kammerdieners, und verſcheuchten die Verzweiflung von der wüſten Brandſtätte des ehrlichen Webers, der plötzlich faſt wohlhabender wurde, als er gewesen war. Lottchens Nahme wurde ihm nicht genannt; der Ueberbringer wußte ſelbſt nicht, welch ein großer Antheil von der guten That auf ihre Rechnung kam, auch Frau von Wöhrlen hatte verbothen ſie zu nennen, allein, der Kammerdiener, der, ſo wie alle Bewohner des Schloſſes Wöhrlen, gern ein wenig mit ſeiner guten Herrſchaft prahlte, hielt nicht ganz reinen Mund, gab Anfangs Winke, und ließ ſich endlich das Geheimniß abſchwatzen. Am nächſten Sonntag erſchien der Weber mit Frau und Kindern alle neu gekleidet, um ihrer Wohlthäterinn zu danken. Lottchen hatte ſie nicht kommen ſehen, wunderte ſich, als Frau von Wöhrlen zu einer ungewöhnlichen Zeit nach ihr ſchickte, und wurde feuerroth, da ſie beym Eintritt in das Zimmer die ſegnende Gruppe erblickte. Faſt wäre ſie zurückgewichen, als Frau von Wöhrlen zu den Leuten ſagte: „ihr allein habt ihr Alles zu verdanken, was ich Euch ſandte, war ihr Erſpartes.“ — Nun drängten ſich alle um die vormahlige Hausgenoſſinn, die, in holder Beſchämung und Verwirrung, ſich nicht eher zu faſſen vermochte, bis ſie aus den durchkreuzenden Reden der guten Leute erfuhr, daß ihre Hülfe zu rechter Zeit auch dem ehrlichen Peter ſeine Braut, eine wackere Meiſterstochter erhalten. „Ja, rief die Mutter, ſchon hatte uns der

Digitized by Google

Vater den Kauf mit Achſelzucken aufgeſagt; weil wir ſo ganz verarmt ſchienen; als er aber die vollen Wagen erblickte, und das viele Gold, da kam alles wieder ins alte Geleis. Gott ſegne und belohne unſern Schutzengel!"

Nun ſchöpfte Lottchen freyer Athem, und ſah den guten Leuten freyer ins Geſicht, und hatte eine große Freude, ſie bewirthen zu können. Nachmittags gab ſie ihnen ſelbſt das Geleite wohl eine Stunde Weges, und genoß, einſam zurückkehrend, jene unbeſchreibliche Heiterkeit des Gemüthes, die jede gute Handlung begleitet, wie ein erquickender Duft einen fruchtbaren Regen. Sie fühlte ſich wunderbar geſtärkt zu allem Guten. — Ach! und ſie bedurfte dieſer Stärkung, denn ihr ſtand eine harte Prüfung bevor.

In den Dörfern der Frau von Wöhrlen war eine anſteckende Krankheit ausgebrochen, die viele Menſchen wegraffte. Furchtlos ging die edle Frau täglich ſelbſt aus einer verpeſteten Hütte in die andere, um Troſt und Rath und Hülfe zu ſpenden; überall begleitete Lottchen ſie, und dieſe menſchenfreundliche Sorge hemmte das Uebel. Aber es ſchien an ſeiner Zerſtörerinn ſich grauſam rächen zu wollen, denn plötzlich überfiel es Frau von Wöhrlen mit verdoppelter Wuth. Sie ſchwebte mehrere Wochen lang zwiſchen Leben und Tod, und als die Kunſt der geſchickteſten Aerzte, im Bunde mit einer durch Mäßigkeit erhaltenen Körperkraft, die erſte Lebens-

gefahr überwunden hatte, fiel die Kranke in ein langſam verzehrendes Siechthum, das länger als vier Monathe währte, und ein unvermeidliches Grab ihr zu öffnen ſchien. Zahllos waren die Thränen, die Lottchen damahls um mich weinte. Nur, wenn ſie am Bett der Kranken erſchien, wurde ich zuvor fleißig und warm angehaucht, und an die Augen gedrückt, um die Spuren der Thränen einzuſaugen. Doch Frau von Wöhrlen bemerkte ſie ſehr wohl, noch mehr die unbeſchreibliche Liebe und Sorge, mit welcher, alle Kräfte aufopfernd, Lottchen ſie wartete und pflegte. Bey Nacht wie bey Tage wich ſie nicht von ihrem Lager, wenn gleich oft ſie bis zur Ohnmacht erſchöpft. Abends ließ ſie eine Matratze vor das Bett der Kranken ausbreiten und warf ſich angekleidet darauf; nicht um zu ſchlafen — das konnte ſie nicht — ſondern um leiſe zu bethen, wenn jene ſchlummerte. Gewöhnlich bewegte ſie nur die Lippen, aber oft riß auch die Inbrunſt ſie hin, ein Geflüſter laut werden zu laſſen, und Frau von Wöhrlen ſchlummerte nicht immer, ſondern hörte bisweilen ſtill das fromme, kindliche Gebeth mit an, und ſchrieb es in ein Mutterherz. Vergebens bath ſie Lottchen oft, der eigenen Geſundheit zu ſchonen, vergebens befahl ſie es ſogar, und ſandte ſie Abends aus dem Zimmer; dann blieb die fromme Wärterinn im Vorgemach, und ſchlief dort eben ſo wenig; bey dem leiſeſten Huſten der Kranken

knarrte ſogleich die Thür, und Lottchen ſchaute ängſtlich herein.

„Nicht mir,“ ſagte eines Tages der Arzt zu Frau von Wöhrlen, als ſie ſchon außer Gefahr ſich befand, „nicht mir haben Sie Ihr Leben zu verdanken, ſondern dieſem Mädchen.“

„Ich weiß es,“ antwortete die Geneſende, „ja ich weiß es.“

Nun erſt entdeckten ſich die Folgen der überſpannten Anſtrengung. Lottchen wandelte Monathe lang wie ein Schatten umher, und nur die mütterlich vergeltende Sorgfalt ihrer dankbaren Gebietherinn lockten nach und nach die verblichenen Roſen wieder auf ihre Wangen.

Frau von Wöhrlen fuhr nun wieder aus, und machte Beſuche in der Nachbarſchaft, jetzt öfter als ſie vormahls zu thun pflegte. Wenn ſie heim kam, war ſie ſtill, ſprach wenig, und ſchien oft in Gedanken, doch in angenehmen, die durch eine leiſe Spur des unwillkührlichen Lächelns ſich verrathen. Lottchen gab nicht acht darauf; ſie ſah nur, daß ihre Wohlthäterinn von Tage zu Tage an Kräften und Heiterkeit zunahm, was dann auf ihre eigenen Kräfte ſo kräftig rückwirkte, daß ſie in den erſten Frühlingstagen wieder mit den Lerchen um die Wette ſang.

Es war gegen Ende des May, als ſie eines Tages zufällig durch den Haushofmeiſter erfuhr, daß morgen ein großes Feſt im Schloſſe gefeyert werde; daß

die gnädige Frau alle Nachbarn dazu eingeladen, und ſogar Gäſte aus der Stadt erwarte. Lottchen wunderte ſich, theils über die große Geſellſchaft, von der Frau von Wöhrlen ſonſt keine Liebhaberinn war, theils über das Geheimniß, welches ſie daraus gemacht. Aber in Schrecken und Beſtürzung verwandelte ſich ihre Verwunderung, als gegen Abend ein Wagen aus der Stadt ein junges Frauenzimmer brachte, welches behauptete, ſie ſey als Kammerjungfer für die Frau von Wöhrlen in Dienſt genommen. „Das kann nicht ſeyn, dachte Lottchen, das iſt ein Mißverſtand,“ und harrte ängſtlich der Stunde, wo ihre Gebietherinn ſich auszukleiden pflegte. Schon war ſie im Begriff zu ihr zu gehen, als ein Bedienter die Bothſchaft brachte, ſie ſolle ſich nicht herunter bemühen, die gnädige Frau bedürfe heute ihrer nicht.

Das war ein Donnerſchlag für das arme Lottchen! ſie ſann vergebens hin und her, wodurch ſie die Gunſt ihrer Wohlthäterinn verſcherzt haben könne; es kam die ganze Nacht hindurch kein Schlaf in ihre Augen, und wiederum erwartete ſie mit peinlicher Ungeduld die Stunde des Aufſtehens der gnädigen Frau; doch ehe dieſe Stunde noch geſchlagen hatte, empfing ſie ſchon die geſtrige Bothſchaft: ſie ſolle ſich nicht herunter bemühen, die gnädige Frau bedürfe heute ihrer nicht.

„Mein Gott! was ſoll das heißen!“ rief Lottchen mit zitternder Stimme, und ging den ganzen

Morgen die Hände ringend in ihren Zimmer auf und nieder, ohne das Räthſel ſich löſen zu können. Das fröhliche Getümmel im Hauſe kontraſtirte ſchneidend mit ihrem Seelenſchmerz. Die Bedienten in Gallalivreen liefen hin und her, die Köche lärmten in der Küche, die Gärtnerburſche brachten große Körbe voll Blumen, das Silberzeug ſchimmerte blank geputzt. Gegen Mittag rollten vierſpännige Wagen von allen Seiten auf den Hof, Damen und Herrn ſtiegen aus in Feyerkleidern, Verwandte, Freunde, Nachbarn, ein buntes aber ſtattliches Gemiſch füllte den Geſellſchaftsſaal. Zuletzt kam noch, im Reiſewagen der Frau von Wöhrlen, ein ernſter, hagerer Mann aus der Stadt gefahren, dem, als er die Treppe hinan ſtieg, eine dicke Papierrolle aus der Taſche hervorragte.

Nachdem die ſämmtlichen Gäſte verſammelt waren, empfing Lottchen plötzlich den überraſchenden Befehl, herunter zu kommen, und im Saale zu erſcheinen. „Jetzt? zu dieſer ungewöhnlichen Stunde?“ fragte ſie den Kammerdiener, der die Einladung ihr brachte. — „Jetzt gleich,“ antwortete er mit einem ſchlauen Kopfnicken und verſchwand. Lottchen gehorchte, obſchon ein kleiner, mädchenhafter Widerwille ſich regte, denn ſie war — zwar reinlich wie immer — doch äußerſt einfach gekleidet, und ſollte in eine ſo glänzende Verſammlung treten. Die Knie bebten ihr, als ſie die letzten Stufen erreichte, und ein ſeltſamer Schrecken bemächtigte ſich

ihrer, als die Flügelthüren ſich öffneten, und Trompeten und Pauken ihr aus dem Saale entgegen ſchallten. Die ganze ſchimmernde Geſellſchaft bildete einen Halbzirkel gegen ſie, und Aller Augen waren auf ſie gerichtet. In die Mitte dieſes Halbzirkels war ein Tiſch geſtellt, an dem der hagere Mann mit ſeiner Papierrolle vor ſich und der Feder in der Hand ſaß. Neben ihm ſtand Frau von Wöhrlen, ſich an die Lehne ſeines Stuhles haltend, und ſanfte Thränen rieſelten über ihre Wangen. Lottchen wußte nicht wie ihr geſchah. Sie blickte ſcheu und ſchüchtern um ſich her und wankte. Die Pauken ſchwiegen. Frau von Wöhrlen ging auf ſie zu, faßte ſie bey der Hand, wandte ſich gegen die Geſellſchaft, und ſprach nicht ohne Mühe mit unterdrückten Thränen: „Ich ſtelle Ihnen hier meine Tochter vor. Dieß vortreffliche Mädchen, das ſchon längſt durch eine Tugenden meine Liebe und Achtung gewann, iſt nun auch die Retterinn meines Lebens geworden. Ich weiß, daß ich ihr nur durch Liebe vergelten kann, und ich gebe in dieſem Augenblicke ihr den erſten Beweis derſelben, indem ich, in Gegenwart meiner Freunde und Verwandten, ſie förmlich als mein Kind adoptire. Der König hat mir die Gnade erwieſen, dieſen Wunſch meines Herzens zu genehmigen, indem er meinen Stand und Nahmen ihr zu tragen erlaubte. Der größere Theil meines Vermögens, über den zu disponiren ich befugt bin, wird ihr Erbtheil ſeyn, ein weit geringeres als das, mit

welchem die Natur ſie beſchenkte. Leſen Sie jetzt, mein Herr, „und der Notarius las die förmliche Akte, durch welche Fräulein Charlotte von Wöhrlen in alle Rechte ihrer nunmehrigen Mutter trat. Aber Lottchen hörte nicht, was er las; ihr flimmerte es vor den Augen; ſtarr und bleich ſtand ſie da, und glich einer Bildſäule, während ihr Herz Blut weinte. Auch nachdem er geleſen, ſah ſie nur wie im Traum, daß Alle ſich zu dem Tiſch drängten um als Zeugen zu unterſchreiben; hörte nur wie im Traum die Glückwünſche Aller, ſah einen Jeden an, als ſpreche er mit fremden Zungen, und fand nicht eher Thränen bis Frau von Wöhrlen ſie mit dem Ausrufe in die Arme ſchloß: „nun biſt du meine geliebte Tochter!" Da ſank Lottchen vor ihr nieder, umklammerte ihre Knie, und machte ihrem Herzen Luft durch einen Thränenſtrom. Aber Worte fand ſie nicht, auch dann noch nicht, als ſie im Triumph zur Tafel geführt wurde, und zum erſten Mahle neben ihrer Mutter ſaß. So oft die Gläſer auf das Wohlergehen der Fräulein Charlotte von Wöhrlen erklangen, fuhr ſie zuſammen, und ſah mit flackernden Augen ſchüchtern an der Tafel ſich um, als wolle man ihr ein Leides thun. Sie war betäubt und glich einem halb Betrunkenen, der ſich vergebens bemüht den Rauſch zu verbergen. Die Freude verſteckte ſich vor dem Zwange, und erſt als die Gäſte ſich entfernt hatten, nahm ſie Beſitz von Lottchens ganzem Herzen. Abends wurde im Schlaf-

zimmer der Frau von Wöhrlen, ohne Notarius und Zeugen die feyerliche Handlung noch rührender wiederhohlt; nun floß die heiße Empfindung in Worte über, wie ſich der Weingeiſt in Tropfen ſammelt, und die halbe Nacht verſtrich unter den rührendſten Dankergießungen, die bald gegeben bald empfangen wurden, bis endlich Lottchen ſich beſann, daß ihre gute Mutter der Ruhe bedürfe, ſie noch ein Mahl kindlich an ihr Herz drückte, und in ihr Stübchen hinaufſteigen wollte.

„Mit nichten,“ ſagte Frau von Wöhrlen, und öffnete eine andere Thür, die in zwey geſchmackvoll möblirte Zimmer führte: „du darfſt nicht mehr ſo fern von mir bleiben; hier iſt deine neue Wohnung.“ Mit dieſen Worten führte ſie Lottchen ein, und zeigte ihr mit Wohlgefallen alle die kleinen Bequemlichkeiten, für die ſie mütterlich geſorgt hatte, auch ein Paar zierliche Schränke mit einer kleinen, auserleſenen Bibliothek. Noch ein Mahl überraſcht empfing Lottchen mit ſtummer Rührung dieſen neuen Beweis der Mutterliebe.

„Biſt du zufrieden?“ ſagte Frau von Wöhrlen, mangelt dir nichts?“ — „Ach! ich vermiſſe nur Eins,“ antwortete das gute Mädchen, „meinen Weberſtuhl! mehr als jemahls werde ich ſeiner bedürfen, damit ich nie meines neuen Standes mich überhebe.“ „Er ſoll dir morgen gebracht werden,“ ſagte die Mutter, und ließ ſie allein; denn das Kammermädchen, welches mit Demuth ſich meldete,

um ihre neue Gebietherinn auszukleiden, ſchickte das beſchämte Lottchen zurück.

Zum erſten Mahle ſeit meinem Daſeyn empfing ich in dieſer Nacht Freudenthränen. Die ſchönen Augen, welche dieſe Zähren mit Wolluſt weinten, ſchloſſen ſich erſt, als der öſtliche Himmel ſich röthete. Nicht wenig Lärm machte die Begebenheit in der ganzen Nachbarſchaft. Die jungen Damen hatten große Luſt das neue Fräulein zu beſpötteln; Lottchens Beſcheidenheit entwaffnete den Spott. Die Mütter junger Söhne, ſelbſt die Ahnenſtolzen, fingen an zu berechnen, daß ſie eine reiche Erbinn ſey, und es meldeten ſich bald mehrere anſtändige Freyer. „Die Wahl iſt unbedingt deinem Herzen überlaſſen,“ ſagte Frau von Wöhrlen; aber eben dieſes Herz hatte ſchon gewählt. Freylich mußte Lottchen ſich geſtehen, daß, wenn ſie auch durch ein halbes Wunder den armen Eduard wieder fände, doch ſchwerlich in ihren neuen Verhältniſſen eine Verbindung mit ihm zu hoffen wäre; allein ſie konnte ſich nicht überwinden, den leiſe glimmenden Hoffnungsfunken ganz zu zertreten, und wenn ſie erklärte, daß ihr jetzt unmöglich ſey, ihre Mutter zu verlaſſen, ſo war das wenigſtens eine Ausflucht, die ihr ſelbſt nicht erkünſtelt ſchien.

Die Frau von Wöhrlen hätte gern ihr Werk vollendet, und die geliebte Tochter mit einem würdigen Gatten vermählt. Ueberzeugt, daß in ihrer Nachbarſchaft kein Mann Lottchens Herz rühren werde, be-

Digitized by Google

ſchloß ſie, ein Opfer zu bringen, und dem Lieblings-aufenthalt auf ihren Gütern für einige Zeit zu entſagen. Auch, daß der Firniß der großen Welt ihrer Tochter noch mangle, verhehlte ſie ſich nicht, und es war eine der Nebenurſachen, warum ſie Lottchen nach der Reſidenz führte, wo ſie eines der glänzendſten, und — was ſich ſelten vereinbar findet — auch eines der angenehmſten Häuſer machte.

Nicht ohne Grund hatte ſie vermuthet, daß ihre Tochter jene frivolen Talente ſich bald aneignen würde, nach welchen die große Welt die Vollkommenheit eines jungen Frauenzimmers zu beurtheilen pflegt. Lottchen lernte zierlich tanzen und angenehm auf der Harfe ſpielen. Das war ſo ziemlich Alles was ihr noch fehlte, um ihrer Schönheit und angebornen Grazie zur Folie zu dienen. Fräulein Charlotte von Wöhrlen galt in kurzem für den Schmuck aller Aſſemblen, für die Königinn aller Bälle.

Ich komme nunmehr auf den traurigen Zeitpunkt, wo ein Zufall mich für mehrere Monathe von meiner geliebten und verehrten Gebietherinn trennte, und mich in Abenteuer verwickelte, die zum Theil meiner bisherigen Schickſale ſehr unwürdig waren. Ich will auch nicht verhehlen, daß ſie ſelbſt durch eine Unbeſonnenheit dazu die Veranlaſſung gab, und daß eine alberne Mode, deren Herrſchaft auch das beſte, klügſte Mädchen nicht zu widerſtehen vermag, ihr den ſchmerzhaften Verluſt zuzog.

Lottchen war zu einem glänzenden Balle eingela-

den, und hatte mit dem Ankleiden ſich ein wenig verſpätet. Frau von Wöhrlen gehörte nicht zu den albernen Damen, die gern zuletzt in Geſellſchaft erſcheinen, um deſto mehr bemerkt zu werden. Sie konnte dieſen kleinlichen Kunſtgriff einer hochmüthigen Eitelkeit durchaus nicht leiden, und fand ſich immer unter den Erſten ein. Auch dießmahl war ſie mit ihrer Toilette ſchon längſt fertig, ſandte einigemahle nach Lottchen, und begab ſich endlich ſelbſt nach ihrem Zimmer mit Aeußerungen der Ungedult. Lottchen hatte indeſſen eilig ihren Putz vollendet, nur ein Schnupftuch fehlte ihr noch, ſie lief zur Kommode, und in der Verwirrung — um ihre gütige Mutter nicht länger warten zu laſſen — ergriff ſie das erſte beſte, zum Unglück mich. Daß ſie mich in der Hand halten mußte, verſteht ſich von ſelbſt; denn obſchon ſie alle die Tugenden, für welche manche junge Damen jetzt keinen Raum mehr finden, in ihrer Bruſt bewahrte, ſo hatte doch auch ſie, gleich allen ihren eitlen Schweſtern die Taſchen abgelegt. Welchen Zufällen wir armen, von Weibern beſeſſenen Schnupftücher dadurch unterworfen ſind, das lehrt die tägliche Erfahrung.

Lottchen, die nicht wußte, daß ſie gerade mich in ihren ſchönen Händen hielt, war minder vorſichtig, als ſie ohne Zweifel ſonſt geweſen ſeyn würde. Zu einer Quadrille aufgefordert, warf ſie mich in der Eile auf die nächſte Fenſterbank, und gedachte meiner erſt wieder als es zu ſpät war. Denn ein

Digitized by Google

ſpitzbübiſcher Bedienter, der ſchon den ganzen Winter das einträgliche Handwerk trieb, verlaſſene Schnupftücher zu ſammeln, aber nicht um ſie zurückzugeben, warf lauernde Blicke auf mich, näherte ſich mir mit einer Lichtſchere, und, indem er mit der Rechten die mir nahe ſtehende Kerze putzte, ſchob er mit der Linken mich unvermerkt in ſeine weite Taſche, wo ich ſchon einige meines gleichen vorfand, die alle zum erſten Mahle hier zuſammen kamen. Unſerer waren vier, die er, nebſt mehreren kaum halb abgebrannten Wachslichtern nach Hauſe trug, wo wir ſämmtlich in den Kerker eines ſchmutzigen Kaſtens geſperrt wurden. Hier beſeufzten wir unſer Schickſal bis zum nächſten Balle, der uns abermahls einige Gefährten zuführte, und da unſere Geſellſchaft nunmehr bis zu einem halben Dutzend angewachſen war, ſo wurden wir aus dem Gefängniß erlöſt und feil gebothen. Drey von uns, wozu auch ich gehörte, kaufte, um wenige Groſchen, ein gewiſſer Herr August Wilhelm, der das ganze halbe Dutzend nicht bezahlen konnte. Dieſer Menſch — ein literariſcher Luftballon — glich jenem Abenteuerer, der vor vielen Jahren in Europa herumſtrich, für einen afrikaniſchen Prinzen ſich ausgab, und auf dieſe Weiſe den Leuten den Beutel fegte. Er hielt in großen Städten dramatiſche Vorleſungen, in welchen die Zuhörer lernten, was ihm gefiel oder nicht gefiel, und was künftig auch ihnen gefallen oder nicht gefallen ſollte. Wohl fühlend, daß ihm ſelbſt die Kraft

mangele, Beyfall zu erlangen, ſtrengte er ſich beſonders an, alle Dichter mit Füßen zu treten, die das Unglück hatten, ſich des Beyfalls zu erfreuen. Dieſe Anſtrengungen brachten natürlich oft einen kritiſchen Schweiß hervor, den ich leider abtrocknen mußte, ſo übelriechend er auch war. Es wurde mir dadurch eine giftige Eigenſchaft mitgetheilt, die faſt meinem Herrn ſelbſt zum Verderben gereicht wäre; denn als der innere Grimm und Neid, nach einer ſeiner Vorleſungen, ihm heftige Kopfſchmerzen verurſachten, und er, um dieſe zu lindern, mich feſt um den Kopf band, löſte jener giftige Schweiß ſich wiederum in Dünſte auf, die in die geöffneten Poren ſeines Hauptes drangen, und ihm das Gehirn ſo ſehr verwirrten, daß man ihn nicht ſelten für verrückt hielt. Seine dankbaren Zuhörer, um ihn zu zerſtreuen, erſannen zufällig ein treffliches Mittel. Sie drehten nähmlich einen ſogenannten Plumpſack aus mir, mit dem ſie Anfangs ſpielend, als aber das Mittel offenbar gute Wirkung that, zuletzt in allem Ernſte ihn dermaßen zudeckten, daß er wieder ſo ziemlich vernünftig wurde.

Indeſſen war ich des ſchmutzigen Lebens in ſeiner Taſche höchſt überdrüßig, und dankte dem Himmel als er eines Tages mich für eine Gefälligkeit einer Jüdinn ſchenkte, die wiederum für eine andere Gefälligkeit mich einer Schauſpielerinn verehrte, in deren Händen ich ein Symbol der tragiſchen Kunſt, oder vielmehr die tragiſche Kunſt ſelbſt wurde, denn

ſie pflegte mich mit dieſer zu verwechſeln, und legte deßhalb auf der Bühne mich nie aus der Hand.

Unter den Liebhabern, deren dieß mitleidige Frauenzimmer noch mehr als Schnupftücher beſaß, befand ſich auch ein junger, rüſtiger Prieſter, Seelſorger einer kleinen Gemeinde, in einem Dörfchen, das nur eine Meile von der Stadt entlegen war, weßhalb er ſeine Amtspflichten mit dem Opferdienſt der Muſen leicht vereinbaren konnte. Seine Pfarre trug ihm wenig ein, und doch gehörte er zu den reichſten, folglich zu den willkommenſten Gäſten meiner jetzigen Gebietherinn, denn ſeine Kirche war in dem Beſitz einer Reliquie, nähmlich des Schnupftuches, mit welchem die heilige Magdalene ihre Jugendverirrungen beweint hatte. Jetzt that dieß Tuch ſchon ſeit vielen Jahren Wunder. Augenkranke, die ſich die Augen damit rieben, ſpürten Linderung, und wurden nicht eher blind, bis ſie den Staar bekamen. Neben dem Tuche hing eine groſe, mit einer Spalte verſehene Büchſe um die Gabe der Gläubigen hinein zu ſchieben. Wenn dieſe am Sonnabend geöffnet wurde, ſo lieferte ſie ſtets reichlich, was in der künftigen Woche der Herr Pfarrer bedurfte, und er verglich ſie nicht mit Unrecht dem nie verſiegenden Oehlkrüglein der Witwe. Nun wiederfuhr es aber dem armen Manne, daß beſagte Reliquie geſtohlen wurde, vermuthlich von einem Augenkranken, der ſeine Geneſung zu beſchleunigen hoffte, wenn er die Wunderarzney immer bey ſich trüge. Außer ſich vor Schrecken

Digitized by Google

und Angſt — denn es galt ſein ganzes zeitliches Glück — kam der Pfarrer zu der Schauſpielerinn, und klagte ihr ſeine Noth. Sie hörte ihn lächelnd an: „Ey nun,“ ſagte ſie, „wenn es weiter nichts iſt, dieſen Verluſt kann ich erſetzen. Auch ich habe mir vorgenommen, in meinen alten Tagen eine Magdalene zu werden, und dieſer fromme Vorſatz wird ohne Zweifel ſchon jetzt auf meine Schnupftücher wirken. Hier, nehmen Sie dieſes, (ſie übergab ihm mich) und verſuchen Sie, was es zu leiſten im Stande iſt.“

Dankbar ſteckte der Pfarrer mich ein, trug mich in ſeine Kirche, legte mich auf den beſtimmten Platz, und ſiehe — was ich mir ſelbſt nie zugetraut hätte, — ich heilte faſt noch mehrere Kranke als meine geſtohlene Vorgängerinn. Die Büchſe neben mir füllte ſich in mancher Woche zwey Mahl, der Ruf meiner Wunderkuren erſcholl weit und breit, und die Blinden kamen von fernen Orten mit Geld und Glauben. Mein Pfarrer war entzückt, und ſchwur, mich wolle er bewahren wie ſeinen Augapfel. Aber es gibt eine Gattung von Menſchen, die ſich auch an die Augäpfel nicht kehren, wenn ſie die Luſt anwandelt, eine Sache zu beſitzen. Wir hatten damahls noch Krieg. Ein feindliches Streifcorps kam eines Abends bis in das Dörfchen, in dem ich mein wohlthätiges Weſen trieb. Es wurde geplündert und auch die Kirche nicht verſchont. Die Erſten, die hinein drangen, bemächtigten ſich der Büchſe, die Fol-

genden nahmen die ſilbernen Leuchter vom Altare; nach und nach verſchwand jeder Kirchenſchmuck. Zuletzt erſchien noch ein Soldat, der ſich verſpätet hatte, und, da er nichts mehr fand, ſuchend nach mir griff, und mich mitgehen hieß.

Nur eine Nacht bewohnte ich den Torniſter dieſes Helden. Am andern Morgen betrachtete er mich mit Aufmerkſamkeit, und, da ich eben von meinen vielen Wundern etwas unſcheinbar geworden war, ſo meinte er, ich ſey zu nichts weiter nutz, als Charpie aus mir zu zupfen. Nie habe ich in größerer Gefahr geſchwebt, vernichtet zu werden; denn da der Feind ſehr nahe ſtand, und jeden Tag eine Hauptſchlacht zu erwarten war, ſo wollte der Soldat es nicht länger aufſchieben, ſich mit Charpie zu verſorgen. Schon legte er ſich auf den Raſen, und breitete mich über ſeine Knie um mich vorläufig in Stücken zu zerſchneiden; als zu meinem Glücke der Zufall einen jungen Officier vorbey führte, der mich erkannte, denn es war Eduard. Mein Zipfel, der von dem Knie des Soldaten herabhing, zeigte ihm die wohlbekannten Buchſtaben ſchon in der Entfernung von einigen Schritten, denn ſeine vortrefflichen Augen hatten nie des Schnupftuches der heiligen Magdalene bedurft. Er ſtürzte auf mich zu, und fiel dem Soldaten, der eben die Schere hob, mit ſolcher Haſt in den Arm, als müſſe er von einem Mord ihn abhalten. Der Handel um mich war bald geſchloſſen, und

ich wanderte mit Freuden in die Taſche meines alten Freundes, der ſich in dieſem Augenblick weiter nicht um mich bekümmerte, ſondern mit ängſtlicher Heftigkeit von dem Soldaten erforſchte, wo er mich hergenommen? — Der Kerl ſtockte, und Eduards Herz war zerriſſen, denn er gerieth natürlich auf die gräßliche Vermuthung, der Soldat habe Lottchen geplündert, und vielleicht gar mißhandelt. Es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er endlich erfuhr, daß nur ein Kirchenraub begangen worden, kein Raub an ſeiner Heiligen, den er für weit ſtrafbarer hielt. Aber wie war ich in die Kirche gekommen? das konnte er ſich nicht enträthſeln. Das geplünderte Dörfchen hatten die Truppen ſchon wieder verlaſſen, und es war ſehr gefährlich, in der Nähe des Feindes, noch ein Mahl ſich hinein zu wagen. Doch Eduard, keine Gefahr achtend, ſchwang ſich auf ſeinen Gaul, nahm ein Paar Huſaren mit ſich, ſprengte zurück, und ſuchte den Pfarrer, der ihm, bitterlich klagend, mit der Verſicherung empfing, es ſey bey ihm nichts mehr zu hohlen.

„Ich begehre auch nichts von Ihnen als eine genügende Antwort,“ ſagte Eduard, indem er mich aus der Taſche zog. „Woher haben Sie dieß Tuch? und wie kam es in Ihre Kirche?“

Umſonſt verſicherte der Pfarrer, ich ſey das wunderthätige Schnupftuch der heiligen Magdalene; der Kriegsmann drohte ihm das Bekenntniß ab, daß

er mich in der Stadt von einer Schauſpielerinn empfangen, wie ich aber in deren Beſitz gerathen, wiſſe er nicht. Eduard ritt mit ſchwerem Herzen wieder fort, denn in die vom Feind beſetzte Stadt zu dringen war vor der Hand unmöglich. Aber eben ſo unmöglich konnte er ſich Lottchen als Schauſpielerinn denken, und zwar als eine ſolche, die mich, ihr Kleinod weggeſchenkt. Vergebens wollte er ſich einen Zuſammenhang ergrübeln; den wahren errieth er nicht, und mußte ſich begnügen, mich als einen gefundenen Schatz zu beſitzen. Ich ruhte nun wieder auf ſeinem Herzen, aber nicht wie vormahls unter dem groben Kittel, ſondern unter einer ſaubern Uniform; denn ſeine Tapferkeit hatte ihn zum Fähndrich erhoben; und es war dem General nicht entgangen, daß er eben ſo bieder als tapfer ſey. Doch nun erſt, in der nächſten Schlacht, wollte Eduard ihm beweiſen, zu welchen Thaten mein Beſitz ihn anfeure, denn mit mir hielt er ſich für unverwundbar.

Der Tag der Schlacht brach an. Das Regiment, unter welchem Eduard diente, ſtand auf dem rechten Flügel, wo es heiß herging. Es wurde von einer Batterie des Feindes mit Kartätſchen beſtrichen, und ſchmolz in einigen Stunden bis auf die Hälfte zuſammen. Die meiſten Officier lagen niedergeſtreckt, Eduard ſtand unverwundet. Die feindliche Cavallerie hieb ein. Sie wurde mit dem Bajonette zurückgetrieben, aber die Bataillonsfahne ging verloren — es entſtand Verwirrung — die Batterie fuhr fort, ganze

Reihen übereinander zu werfen — die Unerſchrockenſten ſahen nach der Flucht ſich um. Da riß Eduard mich aus dem Buſen, knüpfte mich an ſein Sponton, hielt es hoch empor, ließ im Winde mich flattern, und ſchrie aus Leibeskräften: „Mir nach, meine Brüder! mir nach, wer ſeinen König liebt!" — Ein tapferes Häuflein ſammelte ſich um ihn, und muthig im Eilſchritt ging er auf die Batterie los, ſie zu erſtürmen. Kaum hundert Schritte war er noch von ihr entfernt, als ihre Schlünde ſich noch ein Mahl öffneten, den herandringenden Haufen lichteten, auch den muthigen Pannerführer ſchwer verwundet zu Boden ſtreckten, und mich ſelbſt durchlöcherten. Aber ein alter Corporal riß das Sponton, an dem ich trauernd hing, aus der Hand des Geſunkenen, ließ keuchend mich noch ein Mahl voran wehen, und die Batterie wurde erſtiegen.

Das geſchah unter den Augen des Generals von Inſelberg, der eben heran ſprengte, um Alles aufzubiethen dem rechten Flügel eine freyere Bewegung zu verſchaffen. Er ritt ſelbſt auf die eroberte Batterie, befahl, den in ſeinem Blute ſchwimmenden Eduard hinter die Fronte zu den Wundärzten zu tragen, knüpfte mich eigenhändig von dem Sponton los, und behielt mich zur Erinnerung an die ſchöne Waffenthat, von der er Zeuge geweſen. Sie führte den Gewinn der Schlacht herbey.

Mehrere Wochen lang trauerte ich im Stillen, um Eduard als einen Todten, bis ich eines Tages,

bey einer feyerlichen Parade; ihn plötzlich, zwar noch bleich, aber doch geneſen vor der Fronte erblickte, wohin mein General ihn berufen, um ihn als Lieutenant zu begrüßen und ihm das Kreuz des Verdienſtordens auf die Bruſt zu heften. Ich meinte, er würde auch mich, als ein mit Blut bezahltes Eigenthum ihm zurückgeben; allein von mir war keine Rede: der General gedachte meiner nicht, und Eduard hatte nicht erfahren, daß ich in ſeinen Händen war, gern würde er mich ſonſt gegen das Kreuz wieder eingetauſcht haben.

Der General hatte in der letzten Schlacht ſeinen Adjutanten verloren, und wußte die Stelle nun nicht beſſer zu erſetzen, als durch den Lieutenant Werlau, dem er ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Nun befand ſich Eduard in einer gemächlichen Lage, und die Schritte auf der Bahn der Ehre wurden ihm erleichtert. Sein General war ein jovialiſcher, nach jedem Lebensgenuß oft über die Gebühr ſtrebender Mann, weßhalb er auch um ſeine Privatgeſchäfte ſich wenig bekümmerte, ſie gern in fremden Händen ließ, die nicht immer die treueſten Hände waren. Eduard nahm ſich ihrer mit dem redlichſten Eifer an, und machte ſich dadurch ſeinem Chef immer unentbehrlicher.

Der Friede wurde geſchloſſen. Der General von Inſelberg erhielt vom Könige zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Dienſte, ein ſchönes Landgut an der Gränze, nebſt dem Commando des Truppenkorps,

Digitized by Google

welches, um den Frieden zu ſichern, dort ſtehen blieb. Da vor der Hand nichts zu beſorgen war, ſo nahm er Urlaub, um einige Monathe in der Reſidenz zubringen, und, nach den Mühſeligkeiten des Feldzuges, dort genußreiche Stunden zu verſchwelgen. Er gab ſich nicht ein Mahl Mühe, zuvor ſein neues Landgut in Beſitz zu nehmen, ſondern ſchickte ſeinen Adjutanten dahin, mit dem Auftrage, wenn er alle Förmlichkeiten und Geſchäfte dort abgethan, ihm in die Reſidenz zu folgen.

Sobald er ſelbſt am Hofe angelangt war, eilte er zu ſeiner Schweſter, der Frau von Wöhrlen, die er ſeit vielen Jahren nicht geſehen, und die ihn mit ungeheuchelter Freude empfing, obgleich ſie gegen ſeinen Lebenswandel von jeher vieles einzuwenden hatte. Hier ſah er Lottchen zum erſten Mahle, und entbrannte, trotz ſeiner 45 Jahre, in lodernder Gluth. Er war noch immer ein ſchöner Mann, von Jugend auf gewohnt, die Mädchenherzen mit Sturm zu erobern; jetzt erſchien er als ein gefeyerter Sieger, den der König auszeichnete, dem Jedermann den Hof machte, und, voll Selbſtvertrauen, wähnte er auch an Lottchen eine leichte Eroberung zu finden. Er irrte. Als dem Bruder ihrer Wohlthäterinn begegnete ſie ihm nur mit einer kindlichen Ehrfurcht, die ihm unerträglich war. Freylich wurde ſie bald gewahr, was in ihm vorging, aber jeder zärtlichen Erklärung wich ſie verſtändig aus, und vermied mit ihm allein zu ſeyn. Dieſer ungewohnte Widerſtand

Digitized by Google

facħte ſeine Gluth nur noch heftiger an. Er entſchloß ſich zu einer förmlichen Belagerung, und hoffte nach und nach durch Aufmerkſamkeiten aller Art, die in ſeinem Alter bisweilen an Thorheit gränzten, in das widerſpenſtige Herz ſich einzuſchleichen. Er verſchwendete große Summen für glänzende Feſte, deren Königinn Lottchen war, und an Ruhetagen, wenn ſeine Schweſter einen kleinen Zirkel um ſich verſammelte, miſchte er ſich in die muntern Spiele der Jugend.

Einſt wurde, an einem ſolchen Abende, das Blindekuhſpiel vorgeſchlagen, der General erboth ſich ſogleich die erſte Blindekuh zu ſeyn. Er band mich um die Augen, aber ſo locker, daß er den Kopf ein wenig zurückbiegend, Alles ſehen konnte. Zum Schein haſchte er bald nach dieſem bald nach jenem der Anweſenden; eigentlich war es auf Lottchen gemünzt, weil er bey dieſer Gelegenheit, durch Blindheit entſchuldigt, ſie recht derb in ſeine Arme faſſen wollte. Lange wich ſie durch Behendigkeit ihm aus, und ſelbſt dann, als ſie, in einen Winkel getrieben, ihm nicht mehr entrinnen konnte, ſchob ſie ſchnell einen Stuhl zwiſchen ſich und ihm, ſo, daß ſie mindeſtens der Umarmung entging. Aber ſie war nun Blindekuh. Mit dem abgenutzten Compliment, daß ſie mit der Binde dem Amor gleichen werde, band ihr der General mich um die Augen. Sie ahnete nicht, daß ich es ſey, deſſen Verluſt ſie ſo oft beweint hatte, ich, die treue Freundinn ihrer Mut-

Digitized by Google

ter, und die ihrige. Vorſichtig tappte ſie herum. Nur wenn ſie Frauenzimmerkleider neben ſich rauſchen hörte, griff ſie behende zu, denn ſie hatte nicht Luſt den General zu erwiſchen, der ihr gern in die Arme gelaufen wäre. Allein ihre Geſpielinnen entſchlüpften ihr ſtets mit großer Gewandtheit. Endlich hatte ſie Eine derſelben in eine Ecke getrieben, und breitete die Arme weit aus, damit ſie ihr nicht noch ein Mahl entwiſchen möchte. In dieſem Augenblicke wurde die Thür des Zimmers geöffnet, der ſie zufällig nahe ſtand. Sie glaubte, ihre Geſpielinn habe in der Noth dieß letzte Rettungsmittel ergriffen und wollte hinauslaufen; ſie fuhr zu — hielt feſt — rief: ich habe dich! — riß die Binde von den Augen, und — Eduard war in ihren Armen. Die ſchalkhafte Liebe hatte den eben Angekommenen gerade jetzt hergeführt, um ſeinem General zu rapportiren.

Beyde erkannten ſich, beyde ſtanden verſteinert. Es war ein Glück, daß beyder Verwirrung ſo natürlich ſchien, und daß ein lautes Gelächter aller Anweſenden die erſten Töne der ſüßeſten Ueberraſchung verſchlang. Beyde faßten ſich, Eduard machte eine tiefe Verbeugung, welche Lottchen bebend erwiederte, und einen Schritt zurück wich. Eduard bath um Verzeihung, daß er unangemeldet hereingetreten, weil der Dienſt ihm auferlege, ſich gleich nach ſeiner Ankunft bey dem Herrn General zu melden.

„Es hat nichts zu bedeuten, mein lieber Wer-

lau," rief dieſer ihm entgegen, „kommen Sie, ich will Sie meiner Schweſter vorſtellen." Er führte den Ankömmling zur Frau von Wöhrlen, die mit ihrer gewohnten holden Freundlichkeit ihn empfing.

„Mit der Tochter vom Hauſe," ſagte er ſcherzend, „haben Sie bereits Bekanntſchaft gemacht, und zwar eine recht vertrauliche." — „Mit der Tochter?" ſtammelte Eduard. „Ja, es war Fräulein Charlotte von Wöhrlen, die Ihnen mit offenen Armen entgegen kam."

Eduard glaubte zu träumen. Er blickte ſchüchtern nach ihr, ſie verſtohlen nach ihm, beyde faſt athemlos, doch beyde von Wonne durchſtrömt, denn ſie hatten ſich wieder gefunden. Man ging bald darauf zur Tafel. Stumm ſaßen beyde ohne ihr Meſſer zu berühren. „Du mußt nicht glauben, Schweſter!" ſagte der General, „daß dieſer junge Herr immer ſo ſchüchtern und blöde ſey. Vor dem Feinde ſollteſt du ihn ſehen, Sappermen! da weis er die blitzenden Augen wohl aufzuſchlagen; und nun erzählte er von Eduards Waffenthaten mit herzlicher Geſprächigkeit, und Lottchen verſchlang gierig jedes Wort, und dem Jüngling — obgleich er beſcheiden erröthete — that es wohl, in Gegenwart ſeiner Geliebten ſo warm gelobt zu werden.

Es war an dieſem Abend den Liebenden unmöglich einander ein Wörtchen zuzuflüſtern, nur ſeelenvolle Blicke wechſelten ſie beym Abſchied. Der General nahm ſeinen ſtummen Adjutanten mit in den

Wagen. „Wie gefällt Ihnen meine Nichte?“ fragte er unterwegs. —

„Eure Excellenz haben mir nie geſagt,“ ſtotterte Eduard, „daß Sie eine Nichte hätten.“

„Habe ich es doch ſelbſt erſt nun erfahren,“ antwortete der General, und erzählte ihm, was er von Lottchens letzten Schickſalen aus dem Munde der Frau von Wöhrlen vernommen. Er wußte nicht, welches himmliſche Vergnügen er ſeinem Adjutanten dadurch verurſachte; doch am Schluſſe ſeiner Erzählung vernichtete er durch jenen Bliz alle die Hoffnungen, die während derſelben in Eduard aufkeimten, denn er fügte hinzu: „Herr! ich bin raſend verliebt in das Mädchen, und ich muß ſie beſitzen, es koſte was es wolle.“

Da bedeckte eine ſchwarze Wolke Eduards aufgehende Sonne: „das wird Euer Excellenz ſehr leicht werden,“ ſtammelte er. „Nicht ſo leicht als Sie denken, denn das Mädchen iſt verdammt widerſpenſtig, alle meine Mühe war bis jetzt verloren.“

Da brach ein Strahl durch die ſchwarze Wolke. Eben hielt der Wagen vor des Generals Wohnung, das peinliche Geſpräch wurde unterbrochen. „Gute Nacht,“ ſagte er zu ſeinem Adjutanten. „Sie werden von der Reiſe ſehr ermüdet ſeyn. Schlafen Sie aus, ich bedarf Ihrer nicht.“

Eduard ſchlafen? in dieſer Nacht? das war unmöglich! Er ging, bis zum Anbruch des Tages, haſtig in ſeinem Zimmer auf und nieder, von Freude

und Kummer hin und her gezogen, von Furcht und Hoffnung gepeinigt und geſchmeichelt.

In den Verhältniſſen, in welchen der General zu ſeiner Schweſter ſtand, konnte es nicht fehlen, daß für Eduard und Lottchen öftere Gelegenheiten allein miteinander zu ſprechen, ſich ergeben mußten, zumahl, da Eduard ſie ſuchte, und Lottchen ihnen nicht auswich. In ſolchen Augenblicken erneuerten ſie den Schwur der erſten Liebe, den Schwur ewiger Treue. Die wehmüthigen Erinnerungen an die Vergangenheit knüpften ſich an die ſüßen Hoffnungen der Zukunft. Nur die immer heftiger werdende Leidenſchaft des Generals beunruhigte beyde, ihn, weil der Hochgeehrte die Geliebte blenden, ſie, weil der Mächtige dem Geliebten ſchaden könnte. Lottchen, der ohnehin ein Geheimniß drückend wurde, welches ſie nicht mit ihrer Mutter theilte, beſchloß, der Frau von Wöhrlen alles zu vertrauen. Dieſe kannte ohnehin ſchon die ſeltſamen Abenteuer, durch welche die Schickſale ihrer Tochter mit denen des Jünglings verflochten waren, nur daß Eduard dieſer Jüngling ſey, wußte ſie noch nicht. Ihr das zu offenbaren, begab ſich Lottchen eines Morgens früher als gewöhnlich zu ihr.

„Gut, das du kommſt, rief Frau von Wöhrlen ihr entgegen, „ich wollte dich ſo eben rufen laſſen, denn ich habe etwas Wichtiges mit dir zu ſprechen. Mein Bruder, der General, hat geſtern Abend förmlich um dich angehalten.

Lottchen erſchrack. Das kam ihr unerwartet. Mehr als ein Mahl hatte der General in ihrer Gegenwart über den Eheſtand geſpottet, und wirklich ſeines Herzens Meinung ausgeſprochen, denn nur die Ueberzeugung, daß er auf keine andere Weiſe zu Lottchens Beſitz gelangen könne, hatte ihn endlich vermocht, einen ſo entſcheidenden Schritt zu wagen. Frau von Wöhrlen, Lottchens Schrecken bemerkend, fügte ſogleich hinzu, daß ſie durchaus nicht überredet werden ſolle, „denn," ſagte ſie, „wenn es mir gleich ein ſehr angenehmer Gedanke iſt, meine Tochter an meinen Bruder zu vermählen, ſo kann und mag ich doch die Fehler dieſes Bruders nicht bemänteln; du würdeſt ihn lieben, wenigſtens ſehr hochachten müſſen, um ſie ſtets freundlich zu ertragen.

„Sie wiſſen, beſte Mutter," hub Lottchen ſchüchtern an, „ich liebe ſchon einen Andern. Ich durfte nicht mehr hoffen ihn jemahls wieder zu ſehen, und ſchon lange kämpfte die Vernunft mit dem Herzen, um ſein Bild unter die Todten zu ſtellen; aber — nun habe ich ihn wieder geſehen." — Frau von Wöhrlen ſtutzte. — „Es iſt der Adjutant Ihres Bruders."

Die gute Mutter war überraſcht, doch nicht unangenehm, denn der junge Mann hatte ihr wohl gefallen. Sie wollte ihn nur noch näher kennen lernen, und überhaupt meinte ſie, ein Aufſchub ſey nothwendig, damit der General, deſſen Heftigkeit ſie ſcheute, erſt nach und nach beruhigt werden möch-

Digitized by Google

ſe: denn ſchwerlich würde bey dieſer Entdeckung ſeine Großmuth die Oberhand behalten. Darum rieth ſie Lottchen, behuthſam ihre Liebe noch zu verbergen und dieſe Warnung ihrem Eduard mitzutheilen. „Wenn es dir Bedürfniß iſt, von ihm zu ſprechen,“ ſagte ſie lächelnd, „ſo haſt du ja mich.

Mit kindlicher Rührung hing Lottchen an dem Halſe ihrer Mutter, und verſprach Alles; doch in ſolchen Dingen Wort zu halten, iſt für Liebende die ſchwerſte Aufgabe.

Die Eitelkeit des Generals war noch tiefer gekränkt als ſein Herz, da ſeine Schweſter ihm erklärte, Lottchen könne und wolle die Seinige nicht werden. Ein Kammermädchen war ſo keck, ſeine Hand auszuſchlagen! um eines Kammermädchens willen hatte er ſeine Abneigung gegen den Eheſtand nebſt ſo mancher andern Rückſicht überwunden, und ſie verſchmähte ihn! — faſt hätte ſeine Liebe ſich in Haß verwandelt. Wenigſtens miſchten nun Trotz und Groll ſich darein; er ſchwur, wenn der Titel ſeiner Gemahlinn der kleinen Zofe nicht genüge, ſo ſolle ſie ſeine Buhlerinn werden.

Je mehr er über Lottchens unbegreifliche Widerſpenſtigkeit nachdachte, je mehr bemächtigte ſich ein finſterer Argwohn ſeiner Seele. „Es iſt nicht anders möglich,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „mir ſteht ein Nebenbuhler im Wege.“ Von Stund an beobachtete er ſie genau. Die Eiferſucht iſt ſcharfblickend, und es währte nicht lange, ſo ergriff ihn die Ahn-

Digitized by Google

dung, die bald zur Gewißheit wurde, daß Eduard ſein glücklicher Nebenbuhler ſey. Dieſe Entdeckung machte ihn wüthend. Allen den gehäſſigen Leidenſchaften — Zorn, Eiferſucht, unbefriedigte Wolluſt, gekränkter Ehrgeitz — ließ er nun den Zügel ſchießen. Kaum war er ſeiner noch mächtig genug, um die Verſtellung zu Hülfe zu nehmen. Vor allen Dingen entfernte er Eduard, ihm Geſchäfte auf ſeinen Gütern übertragend, die weit ausſehend waren, und dem ausdrücklichen Befehl ihm ertheilend, nicht eher zurück zu kommen, bis dieſe Geſchäfte beendigt wären.

Mit ſchwerem Herzen würde Eduard von Lottchen geſchieden ſeyn, wenn ſie nicht den, von ihrer Mutter genehmigten Troſt ihm mit auf den Weg gegeben hätte, dieſe Trennung ſolle die letzte Prüfung ihrer Liebe ſeyn. „Nach Ihrer Zurückkunft,“ ſagte ſie, „wird meine Mutter den General von allem unterrichten, und ſollte ſeine unſelige Leidenſchaft ihn hinreißen, Dienſtverhältniſſe zu mißbrauchen, um unſerer Verbindung Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſo nehmen Sie ihren Abſchied und folgen uns in die ſichere ländliche Einſamkeit.“

Mit dieſer frohen Hoffnung reiſte Eduard ab, nicht ahnend, welchen ſchwarzen Entwurf der General gegen ſeine Liebe brütete. Unfern von der Reſidenz wohnte ein Jugendfreund des Generals, das heißt, ein ehemahliger Gefährte ſeiner Ausſchweifungen, deſſen ſchwächere Leibesbeſchaffenheit dem

Digitized by Google

zerſtörenden Gifte früher unterlegen, und der jetzt, durch Gift und Zipperlein, die Jugendſünden büßte, doch nicht bereute, denn noch immer war ſein liebſter Genuß, wenigſtens die Erzählung von leichtfertigen Abenteuern mit anzuhören, und wenn es ſeyn konnte, zu deren Gelingen mitzuwirken. An ihn wandte ſich der General, und fand die größte Bereitwilligkeit, ſein Helfershelfer bey einem Bubenſtück zu werden. Nur etwas furchtſam war er, da die Sache großes Aufſehen erregen konnte, ein Scrupel, den der General durch die Verſicherung ihr benahm, daß ein ſchnell geknüpftes Eheband alle üblen Folgen verhüthen werde; eine Auflöſung des Knotens, die ja alsdann der eigene Wunſch des Mädchens und ſeiner ehrbaren Schweſter ſeyn müſſe.

Nachdem der Plan verabredet und der Zeitpunkt der Ausführung beſtimmt war, eilte der General in die Reſidenz zurück, betrug ſich gegen Lottchen nach wie vor mit der zärtlichſten Aufmerkſamkeit, und wurde von ihr mit ängſtlicher Schonung behandelt, da ſie noch immer hoffte, ihn ſich zum Freunde zu gewinnen. Er veranſtaltete wie ſonſt allerley Luſtbarkeiten zu ihrer Ergetzung, und es war daher nicht auffallend, als er eines Tages eine maskirte Schlittenfahrt in Vorſchlag brachte. Auf dem Gute ſeines Freundes ſollte ein Ball gegeben werden, man wollte die Nacht durch tanzen, und erſt am andern Morgen heimkehren. Seiner Schweſter rieth er,

zu Hauſe zu bleiben, da das Schwärmen und die Nachtluft ihrer Geſundheit nachtheilig ſeyn könnten, und mehr als eine ehrbare Dame mit Vergnügen Lottchen unter ihre Flügel nehmen würde. Aber Lottchen erklärte unwiederruflich, daß ſie ohne ihre Mutter nicht fahren werde, und da Frau von Wöhrlen eben an einer Verkältung litt, ſo verurſachte das einen Aufſchub von einigen Wochen; eine harte Geduldsprobe für den heftigen Kriegsmann. Kaum war ſie geneſen, als Thauwetter einfiel, und er, ſammt den Schnee, alle ſeine Hoffnungen ſchmelzen ſah. Er war in Verzweiflung, bis es endlich wieder fror und ſchneite, und mitten unter Froſt und Schnee die Gluth ſeiner Begierden ziſchend empor loderte.

Nun eilte er den Schlag zu vollführen. Der Tag war angeſetzt. Die glänzende Geſellſchaft, ein buntes Gemiſch von allerley Menſchen, verſammelte ſich bey Frau von Wöhrlen. Hier erſt ſollte durch das Loos jedem Herrn eine Dame zufallen, und Lottchen ſelbſt hatte, aus guten Gründen ſich vorbehalten, die Looſe aus dem Glückstopfe zu ziehen. Auch dieſe Vorſicht wußte der General unnütz zu machen. Es war mit einigen Freunden verabredet, daß ſie ſcherzend den Vorſchlag thun ſollten, ihm, als den Wirth, die Wahl einer Dame frey zu ſtellen. Lottchend widerſetzte ſich ſcherzend, gab aber bald ohne Ziererey nach, um ihn nicht zu beleidigen. Er dankte der Geſellſchaft für die Auszeichnung, und,

da er als Türke maskirt war; ſo ſpielte er dieſe Rolle ſcherzend weiter, ging mit gravitätiſchen Schritten im Kreiſe der Damen umher, zog endlich mich aus dem Gürtel, und warf mich Lottchen zu, die ſich mich mit Anſtand ihrem Schickſal unterwarf, und, noch immer, ohne mich zu erkennen, mich dießmahl in einer Taſche verwahrte, die ſie als Pilgerinn trug. Die Uebrigen paarten ſich wie der Zufall es wollte. Nun ſetzte ſich der fröhliche Zug in Bewegung. Ein ſogenannter Wurſtſchlitten mit Muſikanten beladen, fuhr voran, und Alle folgten unter luſtigen Schellengeklingel.

Auf dem Gute des dienſtfertigen Freundes erwartete ſie ein köſtliches Mahl. Nach deſſen Beendigung zogen die bunten Masken paarweiſe in den Garten. Hier war von Brettern ein Saal erbaut, inwendig durch ein grünes Tannengebüſch ein Platz im Walde nachgeahmt; der papierne, transparente Plafond ſtellte den geſtirnten Himmel dar; eine Menge bunter Lampen hingen an den Bäumen, zwiſchen ihnen Blumenguirlanden von gemahltem und geöhltem Papier; das Ganze gewährte einen freundlichen Anblick. Um den Saal, ſo viel für Tanzende nöthig ſchien, zu erwärmen, war auch, als künſtliche Ruine, ein Ofen angebracht, deſſen Wärme jedoch, wie der General vorausgeſehen, der alten Frau von Wöhrlen nicht genügte, weßhalb ſie ſchon nach einer Viertelſtunde ſich zurück in das Schloß

begab, und nur noch im Vorübergehen Lottchen warnte, ſich vor Verkältung zu hüthen.

Das junge Volk hatte bereits bis tief in die Nacht wacker getanzt, als unerwartet der General ſeinen Helfershelfern ein Zeichen gab, und plötzlich der ganze Saal in Flammen ſtand. Das Feuer ſchien von dem geborſtenen Ofen auszuſtrömen, ergriff ſchnell die Guirlanden und den geöhlten Plafond, und loderte kniſternd in den Tannengebüſchen empor. Ein fürchterliches Gekreiſch erhob ſich — alles ſtürzte nach den Thüren. Der General hatte Lottchen nicht aus den Augen gelaſſen; er umfaßte die Halbohnmächtige, trug ſie im Getümmel hinaus, ſchlug aber nicht den Weg nach dem Schloſſe ein, ſondern rannte mit der Beute in entgegengeſetzter Richtung bis zu einem bereit ſtehenden Schlitten, warf ſich mit ihr hinein, und der wohl unterrichtete Kutſcher führte ihn in wenigen Minuten bis zu einer einſamen Hütte, an der Gränze des Forſtes, wo er die Betäubte in ein kleines, niedriges Stübchen trug, auf ein Ruhebett legte, und die Thür hinter ſich verſchloß.

Das arme Lottchen, ſich erhohlend, betrachtete ihn dankbar als den Retter ihres Lebens, wurde aber ſchrecklich aus dieſer Täuſchung geriſſen, als er mit flammenden Blicken ihr erklärte, ſie müſſe nun die Seinige werden. Bebend fiel ſie auf ihre Knie, ſuchte vergebens ihn zu rühren, wurde verſpottet, als ihr ein Sprung nach der Thür gelang, wo ſie

Digitized by Google

aber umſonſt die wohl verſchloſſene aufzurütteln ſtrebte. Eine gräßliche Verzweiflung bemächtigte ſich ihrer, ſie rang mit dem Ehrenräuber, anfangs an Stärke ihm gleich, bis die überſpannte Kraft ſie verließ, und nur ihre Bruſt noch Athem hatte für ein wildes durchdringendes Gekreiſch.

In dieſem Augenblicke wurde die Thür geſprengt — Eduard flog herein, packte den General bey der Bruſt und warf ihn mit Jugendkraft zu Boden. Lottchen wurde ohnmächtig.

Von der Sehnſucht nach Rückkehr, und vielleicht auch von einer düſtern Ahndung getrieben, hatte Eduard die Berechnung des Generals getäuſcht und ſeine Geſchäfte weit früher beendigt. Schon war er dem Ziele der Reiſe nahe, als er in geringer Entfernung eine jähe Flamme auflodern ſah. Nun trieb er die Pferde haſtig an. Die Flamme verſchwand bald wieder; aber ſein Weg führte ihn durch den Forſt, dicht an der Hütte vorbey, aus der ein weibliches Gekreiſch in ſeine Ohren drang. Raſch ſprang er aus dem Wagen, fand die Thüre verſchloſſen, glaubte die Stimme der Geliebten zu erkennen, und ſprengte das Schloß durch Kraft und Angſt der Liebe. Mit dieſer Angſt wandte er ſich zu Lottchen, nachdem er den Ehrenräuber zu Boden geworfen. Schäumend ſprang der General auf. Er war in ſeiner Maske unbewaffnet, nur ein Theaterdolch ſtack in ſeinem Gürtel, doch zog er ihn drohend, und

Eduard — der Waffe Unſchädlichkeit nicht kennend — riß ſeinen Degen aus der Scheide.

„Wie!“ rief der Wüthende, „du wagſt gegen deinen General den Degen zu ziehen?“

„Ich durchbohre Sie auf der Stelle, antwortete Eduard mit blitzendem Auge, wenn Sie noch ein Mahl durch Wort oder That dieß edle Mädchen zu beſchimpfen ſich erlauben.“

Knirſchend antwortete der General: Ich bin unbewaffnet, aber Morgen, du elender Prahler! ſtelle dich mir auf Piſtolen.“

Lottchen, aus der Ohnmacht erwachend, vernahm dieſe Ausforderung, ihr Herz bebte für den Geliebten — ſie warf ſich wimmernd auf die Knie vor dem General, der in einem Seſſel getaumelt war und an ſeinen Nägeln kaute — ſie verſuchte durch die kindlichſten Bitten ihn zu rühren, und indem ſie ſo weinte und ſchluchzte, zog ſie mich hervor — und indem ſie wiederhohlt mich zu den Augen führte, erkannte ſie mich plötzlich — Sprache und Thränen ſtockten — ſie ſah mich ſtarr an — „Gott!“ rief ſie endlich, „in dieſer Minute gibſt du mir mein Schnupftuch wieder.“

Der General ſtutzte. Begeiſtert fuhr Lottchen fort: „von Ihnen habe ich es heute empfangen — wie es in Ihre Hände kam, weiß Gott! was Sie mir gegeben, ahnen Sie nicht! aber wenn noch etwas auf der Welt Sie zu rühren fähig iſt, ſo wird die Geſchichte dieſes Tuches Sie rühren. Meine Mut-

Digitized by Google

ter, die unſchuldige Tochter eines Pachters, wurde ein Opfer der Verführung eines jungen Offiziers, der ſcheidend ihr dieß Schnupftuch hinterließ. Ihren Vater verzehrte der Gram — ſie ſtarb unter Gewiſſensfoltern, indem ſie mir das Leben gab. Dieß Tuch und mit ihm die Erinnerung an die Gefahren der Unſchuld iſt mein ganzes Erbe!“

Während dieſer kurzen Erzählung überzog eine graue Todtenfarbe des Generals braunes Antlitz. Faſt unvernehmlich ſtammelte er die Worte: „wie iſt das Tuch gezeichnet?“ „H. S. v. I.“ ſagte Lottchen, „mit der Jahrzahl 1792,“ „und der Nahme Ihrer Mutter?“ — „Marie Fernau.“

Da verhüllte er ſein Antlitz in den Kaftan, und heulte aus hohler Bruſt: „du biſt meine Tochter!“

Begehrt nicht Schweſtern, daß ich Euch ſchildern ſoll, was nun vorging — Lottchens Freudentaumel — der Kampf ihres Vaters zwiſchen Reue, Scham und Liebe — Eduards ſprachloſes Erſtaunen. Seit vielen Jahren zum erſten Mahle weinte der General von Inſelberg heiße bittere Thränen, die nach und nach, durch ſeiner Tochter Liebkoſungen verſüßt, in ſanfte, unausſprechliche Wehmuth verſchmolzen. Mit verwandeltem Herzen drückte er nun Lottchen an ſeine Bruſt, und ſtreckte den Arm nach Eduard aus. Der rohe Mann, der ſo oft an einer leitenden Vorſehung ſpottend gezweifelt hatte, beugte ſich nun zerknirſcht im Staube und bethete an.

Stunden waren wie Augenblicke vorüber ge-

Digitized by Google

flohen — der Tag graute — Lottchen erinnerte ſich zuerſt der Angſt, die ihre gute Mutter um ſie leiden würde. Zwiſchen dem Vater und dem Geliebten eilte ſie mit freudetrunkenem Herzen zurück in das Schloß, wo Frau von Wöhrlen die beweinte Tochter, als durch ihren Bruder gerettet empfing, was ihr gedroht, blieb ſchonend ihr und allen verſchwiegen. Die plötzliche Feuersbrunſt galt für zufällig. Nur die frohe durch mich bewirkte Entdeckung wurde der ſtaunenden Geſellſchaft mitgetheilt, und in deren Mitte Lottchens Verlobung mit Eduard gefeyert.

Seit jenem Tage wurde ich ſtill und mit Ehrfurcht im Schranke bewahrt, nur noch ein Mahl hervorgezogen, als der König einen Deſerteur begnadigte, der ſchon auf dem Richtplatz kniete, um erſchoſſen zu werden. Eduard erhielt den Auftrag, ihm Gnade anzukündigen, und in der Hand des Keuchenden flatterte ich dem Richtplatz zu, von ferne mich erblickend, die zum Anſchlag fertigen Grenadiere fröhlich und ſchnell die Gewehre ſchulterten. Das war die letzte Begebenheit in meinem abenteuerlichen Leben. Seitdem habe ich ſtill unter Euch der ehrenvollen Ruhe genoſſen, allein noch oft, beym Oeffnen unſeres Schrankes, mich an der Heiterkeit meiner, durch mich beglückten Gebietherinn ergetzt.

Die Pomeranzen- und die Melonenſchalen.

Eine moraliſche Erzählung von Auguſt v. Kotzebue.

Vor einem Poſthauſe in den pontiniſchen Sümpfen ſtand ein Knabe mit Lumpen bedeckt. Die ſchwarzen Augen ſchimmerten düſter unter den langen Wimpern hervor, und das ſchwarze ſtruppigte Haar umflatterte ſein blaſſes Geſicht. Er war aus Velletri gebürtig, Enrico ſein Nahme, ein Waiſe von wackern, verarmten Aeltern, die ihm nichts hinterließen, als ihre Ehrlichkeit und den guten Willen zu arbeiten, wenn man ihm nur Arbeit geben wollte. Aber in ſeiner Vaterſtadt, die keinen andern Reichthum beſitzt, als den Stolz, den Geburtsort des Herrn der Welt, des Kaiſer Auguſtus, geweſen zu ſeyn, konnte Niemand den noch ſchwachen Knaben brauchen. Betteln mochte er nicht, und überall, wo er ſeine Dienſte anboth, wurde ihm durch in mitleidiges Achſelzucken und die trockene Ermah-

nung geantwortet: Gehe mit Gott! dieſe Worte prägten ſich nach und nach tief in ſein kindliches Gemüth. Es muß doch wohl ein guter Rath ſeyn, meinte er, den ſo viele gute Menſchen mir ertheilen; und ſo faßte er endlich den Entſchluß, mit Gott zu gehen. Wohin? das wußte er ſelbſt nicht recht. Nach Neapel hielt er für das Beſte; denn er hatte gehört, daß dort viele tauſend Faullenzer lebten, und ſo dachte er, es würde ja auch wohl ein fleißiger Knabe ſein Brot finden.

An dem Tage, wo er dieſen kühnen Vorſatz wirklich ausführte, war er gerade in einem Kloſter wohl geſättiget worden, und fühlte ſich ſtark genug die Wanderſchaft anzutreten. Es ging ihm aber mit ſeinen Kräften, wie es andern Kindern mit ihrem Sparpfenning zu gehen pflegt, ſie halten den Schatz für unerſchöpflich. Erſt wenige Meilen hatte Enrico zurückgelegt, als er ſchon ermattet niederſank.

„Ich bin mit Gott gegangen,“ ſagte er weinend: „warum kann ich denn nicht weiter?“

Es war in der Nähe eines Dorfes. Eine junge Bäuerinn, die ein Gefäß mit Milch auf ihrem Kopfe trug, hatte ſeinen Stoßſeufzer vernommen, und als er das geſenkte Haupt empor hub, weil er ein kleines Geräuſch in ſeiner Nähe hörte, ſo ſchwebte der Milchtopf vor ſeinen Lippen, und ein Paar freundliche Augen begegneten den ſeinigen. Das ſchien dem Knaben ein Wunder, und, ſo hübſch auch das Mädchen war, ſo konnte er ſie doch nicht anſehen,

Digitized by Google

ohne an den Raben des Elias zu denken. Nachdem er ſich ſatt getrunken, und nun ſeinen Dank ſtammeln wollte, ſchwebte das Mädchen, ohne das abzuwarten, leichtfüßig vorüber. Das nannte Enrico „verſchwinden," und war ſehr geneigt, einen verkappten Engel in der gutmüthigen Dirne zu vermuthen.

Geſtärkt an Kräften und an Vertrauen ſetzte er ſeinen Weg fort, trällerte, bethete, und blieb wohlgemuth, bis der Hunger ſich wieder einfand. Da hub er an, erſt leiſe, und als der Hunger immer heftiger wurde, immer lauter den lieben Gott zu erinnern, daß er mit ihm gehe, und von ihm, als ſeinem Reiſegefährten, Hülfe zu erwarten berechtiget ſey. Es währte auch nicht lange, ſo begegnete ihm ein Eſeltreiber, der ſein Maulthier mit Kaſtanien beladen hatte. Er glich einem Raben weit mehr, als jenes hübſche Bauernmädchen. Enrico ſetzte ſich ohne Bedenken noch ein Mahl an die Stelle des Propheten Elias, und erwartete ſehr zuverſichtlich die Einladung zum Gaſtmahl. Allein der Mann zog vorüber, ohne den kleinen hungrigen Pilger eines Blickes zu würdigen. Enrico ſchlich trübſelig weiter, und ſtand ſchon im Begriff, gegen ſeinen erhabenen Reiſegefährten zu murren, als er plötzlich gewahr wurde, daß die ganze Straße mit Kaſtanien gleichſam beſäet war.

Sonder Zweifel hatte, dem Eſeltreiber unbewußt, einer der Säcke ein Loch bekommen, und

Digitized by Google

verzettelte nun bey jedem Tritte des Maulthieres einen Theil des ihm anvertrauten Schatzes. Dieſe Auslegung verwarf Enrico mit einer Art vom geiſtlichen Stolze, weil ſie ihm zu natürlich war. Wenn ſchon die Milch, die ihm gleichſam in den Mund quoll, ein halbes Wunder genannt werden konnte, ſo war eine Landſtraße mit Kaſtanien gepflaſtert, doch offenbar ein ganzes. Er ſammelte ſeine Taſchen voll, trug einige dürre Reiſer zuſammen, briet und verzehrte einen Theil der Beute, und behielt noch ſo viel übrig, daß in den nächſten Paar Tagen der Hunger ihm nichts anhaben konnte.

Wir wollen auch nicht verſchweigen, welche Menſchlichkeit ihn beſchlich, und jeden Zweifel an dem Wunder unterdrücken half. Wenn nähmlich die Sache natürlich zuging, ſo mußte er, nach den Grundſätzen, die ſein redlicher Vater ihm eingepflanzt, dem Eſeltreiber zurufen, den ungetreuen Sack ihm andeuten, das Verlorne wieder aufſammeln helfen, und ruhig abwarten, ob der Eigenthümer ihm zur Vergeltung einige Kaſtanien mittheilen werde. War es aber ein Wunder, ſo konnte er dieſe Pflicht ſich überheben, und da ein Menſch in Noth jeden Vorwand gern ergreift, um die Mittel zu beſchönigen, die auf fremde Koſten ſeiner Noth ein Ende machen können, ſo verſcheuchte er jeden Zweifel an dem Wunder, durch welches, ihm zu Liebe, ſein mächtiger Reiſegefährte den Sack an einer unrechten Stelle geöffnet hatte, und ſagte ſehr

laut, indem er munter vorwärts ſchritt: Ich gehe mit Gott.

Noch zuverſichtlicher wiederhohlte er dieſe Worte, als er gar am andern Tag ein ganzes Neſt voll Kiblitzeyer fand, da ihn ein ſchöner Schmetterling einige Schritte vom Wege lockte. Was ſchien gewiſſer, als das ein Engel die Geſtalt des Schmetterlings angenommen, um ihn zu dem Neſte zu führen? — Selige, kindliche Täuſchung! warum iſt nicht jedem Herzen die Kraft oder Ohnmacht verliehen, ſich dir zu öffnen? Der Glaube an Wunder erzeugt in der That ein Wunder, indem er ein Vertrauen erweckt, welches allen Stürmen des Lebens trotzt, und oft am ſicherſten das Schifflein, zum Erſtaunen der Zuſchauer, in den Hafen geleitet.

Mit dieſem Vertrauen hatte Enrico nun das letzte Poſthaus in den pontiniſchen Sümpfen erreicht. Der Kaſtanienvorrath ging zu Ende. Der Weg nach Terracina war noch weit. Der Poſthalter und ſeine ganze Familie wankten wie Geſpenſter umher, denn ſie ſchleppten ſich mit jenem Fieber, welches von der böſen Sumpfluft erzeugt wird. Durch Krankheit und Mangel waren ſie grämlich und hartherzig geworden. Kaum fand Enrico ein Obdach gegen die giftigen Nebel.

In einem Winkel des Stalles lag er, und beſprach ſich leiſe mit ſeinem erhabenen Reiſegefährten, ihn freundlich erinnernd, daß ein neues Wunder eben nicht überflüßig ſeyn werde. Da vernahm er plötz-

ſich das raſche Rollen eines Reiſewagens, ſchlich aus ſeinem Winkel hervor, und erblickte eine niedliche Kaleſche mit ſechs Poſtpferden beſpannt, die vor dem Poſthauſe hielt.

Ein ſchlanker Jüngling verließ den Wagen, und hob ein allerliebſtes kleines Mädchen heraus, das ungefähr im gleichen Alter mit Enrico zu ſeyn ſchien. Während die Pferde gewechſelt wurden, ſetzten ſich beyde auf eine Bank, ſtellten ein Körbchen mit ſüßen Pomeranzen zwiſchen ſich, ſchälten ſie, ſchnitten ſie in Scheiben, beſtreuten ſie reichlich mit Zucker, und erquickten ſich an ihrem Safte.

Dem armen Enrico lief der Mund voll Waſſer. Er theilte ſeine ganze Aufmerkſamkeit zwiſchen den Orangen und dem hübſchen Mädchen. Glücklicherweiſe konnte er beyde Gegenſtände unter einem Geſichtspunkte vereinigen; denn die niedlichen Finger des Mädchens ſchälten die Pomeranze und ſchoben ſie auch in den Mund. Auf dieſem ſchönen Munde verweilten ſeine Blicke am liebſten und längſten, und es regte ſich zum erſten Mahle in ihm eine unſchuldige Lüſternheit, die weniger der Frucht, als den Lippen galt, welche den Saft von jener ſo zierlich in ſich ſogen.

Unwillkührlich hatte er dem ſchmauſenden Paare ſich ſo nahe geſchoben, daß er die Härchen zählen konnte, welche der ſäuſelnde Wind von des Mädchens Locken ſpielend ablöſete. Mit der Dreiſtigkeit der Unſchuld, die bisweilen der Einfalt gleicht, ſtand

er da; die ſchwarzen Augen waren weit geöffnet, und die zum Lächeln verzogenen Lippen zeigten die weißen Zähne. Da gewahrte ihn der Jüngling und grinſte ihn an, und ſagte zu dem Mädchen (es war ſeine Schweſter): „Sieh ein Mahl den dummen Jungen.“

Das Mädchen ſtrich die Locken ein wenig aus dem Geſichte, und warf einen Blick auf den Knaben, der ſeine bleiche Wange röthete, wie ein Sonnenſtrahl den Apfel.

„Ein armer Junge ſcheint er zu ſeyn,“ lispelte das Mädchen: „dumm ſieht er eben nicht aus.“

Enrico verlor kein Wort.

„Höre du!“ rief der Jüngling mit dem Uebermuthe des Reichen, indem der Orangeſaft ihm aus dem Munde durch die Finger lief: „ſage mir, biſt du dumm?“

Enrico ſchwieg: die Schweſter ſah den Bruder unwillig an. „Wie kannſt du ſo hart ſeyn?“ murmelte ſie.

„Hart? als ob der Bube gleich uns fühlte und dächte? Was uns beleidigen würde, iſt dem Pöbel ein Scherz; und wenn ich ihm vollends ein Paar Pfenninge biethe, ſo wird er gern verſichern, daß er der dümmſte Eſel auf Gottes Erdboden iſt. Nicht wahr? du! wirſt du reden?

Enrico ſchwieg.

Der junge Herr zog eine kleine Münze aus der Taſche. „Willſt du Geld verdienen? Ich fordere

nichts von dir, als ein Bekenntniß deiner Dummheit.“

Enrico ſchwieg, aber ſein Mund hatte ſich verſchloſſen, und ſein Auge ſtarrte finſter nach dem Unverſchämten, der die Armuth verſpottete.

„Nun, wenn du kein Geld brauchſt,“ hub der Reiſende wieder an! „ſo biſt du klüger und reicher als ich.“ Mit dieſen Worten ſchob er ſeine Münze wieder in die Taſche, und griff in das Körbchen nach einer Pomeranze. Dem Mädchen ſchien die Luſt zu eſſen vergangen. Sie blickte einige Mahl verſtohlen nach Enrico, Mitleid und Unmuth beſchatteten ihre lieblichen Züge. Der Bruder ſtreckte gemächlich die langen Füße von ſich, ſchälte die Frucht, und warf die Schalen, ein Stück nach dem andern, dem Knaben ins Geſicht. „Mein Gott! Bruder!“ ſagte die Kleine, mit Augen, in welchen ein ſchöner Zorn glühte.

„Warum geht er nicht aus dem Wege?“ antwortete das kalte Menſchengeſicht, und fuhr fort ſein übermüthiges Spiel zu treiben.

Enrico ſammelte ſchweigend die Schalen, und ſteckte ſie in ein Säckchen von Leinwand, das an einem Bindfaden über ſeine Schulter hing. Als der junge Herr das ſah, lachte er laut auf. „Was willſt du mit de nSchalen machen?“ fragte er ſpöttiſch. Enrico dachte an ſeinen redlichen Vater, und das gab ihm den Muth zu ſprechen.

„Mein Vater,“ ſtammelte er: „hatte mich ge-

lehrt, man müſſe nichts verachten, denn es ſey nichts ſo klein und ſchlecht, daß es nicht zu Etwas nützen könne.“

„Hörſt du?“ ſagte das Mädchen: „er iſt nicht dumm!“

Mit widrigem Gelächter bemerkte der Bruder ſehr witzig: wer Schalen ſammele, werde nie bis zum Kern gelangen, und er wolle dem Buben rathen, ein Philoſoph zu werden, das wären Leute, die an Schalen nagen. Dieſer Spott ging verloren, denn Enrico verſtand ihn nicht, und hörte auch nicht ein Mahl was der Zierbengel ſprach; ſeine ganze Seele war in ſeinen Augen, und ſeine Augen hingen an dem Mädchen, das mit freundlichem Mitleid ihn betrachtete, und endlich dem Gefühl ſogar Worte lieh: „Du biſt wohl ſehr arm? „fragte ſie faſt ſchüchtern, als fürchte ſie, durch dieſe Frage wehe zu thun.

Enrico ſchwieg, aber es drängten ſich zwey Thränen aus ſeinen Augen.

„Biſt du hier zu Hauſe?“ — Er ſchüttelte den Kopf.

„Kommſt du weit her?“ — Von Velletri.

„Ganz allein?“ — O nein! mit Gott.

„Siehſt du,“ ſagte ſpöttelnd der Bruder zu der Schweſter: wir haben von Velletri aus bewaffnete Begleitung mitnehmen müſſen; deren hat er freylich nicht bedurft, er iſt mit Gott gegangen.“ — — Ja, mit Gott! wiederhohlte der Knabe

andächtig. — „Und biſt nicht beraubt worden?“ witzelte der junge Herr. — Nein, erwiederte Enrico ganz ehrlich, ohne den Spott zu fühlen. — — „Ich glaube dir aufs Wort,“ rief jener mit wieherndem Gelächter. Aber die Kleine hüpfte zu dem Wagen, hohlte ihren Arbeitsbeutel, zog einen Piaſter heraus, und reichte ihn dem Knaben, der ſeine Hand nur langſam darnach ausſtreckte, und ſich ſehr hüthete, die Finger ſeiner Wohlthäterin zu berühren, denn ſie war ja doch offenbar ein Engel. Er dankte auch nur durch einen Blick gegen den Himmel, und meinte, ſie werde den wohl verſtehen.

„Man ſieht es, Annunziata,“ rief der Bruder mürriſch: „daß du eben aus dem Kloſter kommſt. So viel Geld an Bettelbuben zu verſchwenden, haben die Nonnen dich gelehrt.“

„Ich habe nicht gebettelt,“ unterbrach Enrico ihn ſchnell.

„Nein, das haſt du nicht,“ ſagte das Mädchen; freywillig gab ich dir, was dein Vertrauen auf Gott verdient.

Ein Peitſchenknall des Poſtillions machte dieſer Scene ein Ende. Das holde Kind, in den Wagen ſteigend, ſchaute noch ein Mahl zurück, und verdoppelte den Werth ſeines Geſchenkes durch einen freundlichen Gruß. Ihr Bruder warf die letzten Pomeranzenſchalen dem Knaben vor die Füße, ſprang ihr nach, ſchrie fahr zu! und fort rollte der Wagen.

Digitized by Google

So lange Enrico ihn ſehen konnte, ſtand er wie eingewurzelt, und als er nur noch in der Ferne den Staub gewahrte, ſchien ihm dieſer eine Wolke, in der ſein Engel ſchwebte. Annunziata wurde ihm der Nahme einer Heiligen. Jeder ihrer Züge hatte ſich tief in ſein Herz, jedes ihrer Worte in ſein Gedächtniß gegraben, und nichts war ihm verdrießlicher, als daß er die Geſtalt des hämiſchen Bruders nicht davon trennen konnte. Gern hätte er den Piaſter als eine Reliquie verwahrt, allein die Noth zwang ihn, das große Silberſtück zu verwechſeln. Der kleinen Münze bekam er ſo viel, daß er meinte in Neapel noch manche Woche davon zu zehren. In dieſer Ueberzeugung that er ſich gütlich, und kam, nicht bloß geſtärkt, ſondern auch vertrauungsvoller als jemahls nach Terracina. Der Weg dahin ſchien ihm ſo kurz, denn das holde Bild ſeines Engels ſchwebte vor ihm her. Es war ihm immer als müſſe er die Arme ausbreiten, um es zu erhaſchen, und ſo verdoppelte er, ihm ſelber unbewußt, die Schritte.

In Terracina ruhte er gemächlich, denn ſein Schatz erlaubte es ja, und das Ufer des mittelländiſchen Meers, an dem er zum erſten Mahle ſtand, feſſelte ihn durch ſeine bunten Muſcheln. Erſt nach drey Tagen machte er die Bemerkung, daß die Quelle bald verrinnen werde, die er für unerſchöpflich hielt. Faſt erſchrack er, als der kleine Ueberreſt von Münze in ſeiner Taſche nicht mehr volltönend klappern wolle

te; allein der Troſt: ich gehe mit Gott, und ſein Engel iſt vor mir her geflogen! richtete ihn wieder auf.

So wanderte er munter am Seegeſtade hin, und erreichte Molo di Garla, als eben der letzte Heller für kleine gedörrte Fiſche aufgegangen war. Nun ſah er ſich wieder mit andächtigen Blicken nach ſeinen Reiſegefährten um; doch der ließ ihn einen ganzen Tag hungrig am Markte ſtehen, und eine ganze Nacht hungrig und ſchlaflos auf einer Kirchentreppe liegen.

Mit ſteifen Gliedern erhob er ſich am andern Morgen, und griff in ſein Säckchen von Leinwand, um zu ſuchen, ob nicht eine Brotrinde ſich noch irgendwo verſteckt habe. Die fand er nicht, wohl aber die Pomeranzenſchalen. Auch gut, dachte er, es iſt doch alles zu gebrauchen, wer's nur zu gebrauchen verſteht. Er erinnerte ſich, daß ſeine Mutter bisweilen aus ſolchen Schalen ein wohlriechendes Oehl gepreßt, und eben, da er ſich deſſen erinnerte, öffnete ein Deſtillateur ſeine Bude.

Sogleich trat Enrico dreiſt hinzu, denn er war ja kein Bettler, ſondern both ſein wohlerworbenes Eigenthum dem Fremden zum Verkaufe an. Der Deſtillateur, er hieß Villani, war ein kleiner, runder Mann, mit einem rothen, wohlgenährten Antlitz, aus dem ein Paar luſtige Augen blitzten.

„Was ſoll ich damit thun?“ fragte er lachend.

Digitized by Google

„Ey, ich meine, der Herr iſt ſo ein Mann, der wohlriechende Sachen verkauft.“

„Freylich.“

„Nun ſo kann er ja das Oehl aus dieſen Sachen preſſen.“

„Das gäbe ja kaum einige Tropfen?“

„Einige Tropfen ſind auch nicht zu verachten.“

„Sehr wohl, aber die Hand voll iſt ja kaum einen Bajocco werth?“

„Ein Bajocco iſt auch nicht zu verachten, beſonders wenn man keinen hat, ſo wie ich, und doch hungert, ſo wie ich.“

Des Knaben Naivität gefiel dem Manne wohl. Er brauchte gerade einen Lehrburſchen, und, nachdem er erfahren, daß Enrico von ehrlichen, frommen Aeltern ſey, auch ſonſt aus deſſen Antworten ein frommes ehrliches Gemüth erkannte, ſo that er ihm den Vorſchlag, ſeine Kunſt zu lernen.

Mit großen Freuden nahm Enrico das Anerbiethen an; ſprang ſogleich in die Bude, warf ſein Säckchen ab, war in der erſten Minute wie zu Hauſe, und griff alles flink an.

Der runde Villani hatte ſeine Freude an dem muntern Burſchen, aber Signora Villani, ſeine karge, gelbe Gattinn, ſtimmte keineswegs ihm bey. Sie führte das Regiment mit eiſernem Zepter. Ihre ſpitzige Naſe roch alles ſchon in großer Ferne, und wo ſie ihre Zunge ausſtreckte, da blieben die guten Nahmen kleben, wie die Ameiſen an

Digitized by Google

der Zunge eines Ameiſenbären. Man pflegte ihr Schuld zu geben, ſie liebte nichts auf der Welt, allein das war Verläumdung, denn ſie liebte das Geld über alle maßen, und wußte einen Bajocco ſo lange umzukehren, bis ein Piaſter daraus wurde. Da ihr Mann im Gegentheil Vergnügen daran fand, die Piaſter in Bajocchi zu verwandeln, ſo gab dieſe Verſchiedenheit des Geſchmacks bisweilen Veranlaſſung zu traulichen Geſprächen, die alle Nachbarn herbeyzogen, und gewöhnlich mit Liebkoſungen endeten, welche die Farben des Regenbogens auf mehrere Wochen dem Vollmondsgeſicht des Gatten, oder den karg überzogenen Knochen der Gattinn ausdrückten. Denn wenn ihr ſanftes Joch bisweilen unleidlich wurde, ſo empörten ſich die Unterthanen, griffen zu den Waffen, und beſchränkten für einige Zeit die deſpotiſche Regierungsform.

Solche bedenkliche Empörungen ereigneten ſich aber ſelten; und als Enrico das Haus betrat, war die Herrſchaft der Signora Villani ſchon ſeit Jahr und Tag unerſchütterlich. Sein Erſcheinen erregte einen furchtbaren Sturm. Die Nothwendigkeit, einen Lehrburſchen anzunehmen, hatte ſie zwar ſchon öfter eingeſtanden, aber es ſollte ein honnettes Nachbarskind ſeyn, das von ſeinen Aeltern mit Kleidung und Wäſche gehörig ausgeſtattet würde, und, im väterlichen Hauſe wohl genährt, nicht gleich über alle ihre Töpfe herſtürzte. Am liebſten hätte ſie von Vaucanſon ſich einen Automa-

ten verfertigen laſſen, den man, nach verrichteter Arbeit, in einen Winkel ſtellen, und allenfalls noch für Geld zeigen könnte. Statt deſſen erſchien nun eine Art von Bettelbuben, der bloß durch ſeine Verdauungskraft mit der berühmten Vaucanſon'ſchen Ente einige Aehnlichkeit hatte, und nichts weiter mitbrachte, als — eine Hand voll Pomeranzenſchalen. Der ſollte nun gekleidet und gefüttert, die Blöße bedeckt, der Hunger geſtillt werden; eine Zumuthung, welche den Geduldsfaden der Signora Villani augenblicklich zerriß. Eine heftige Debatte entſtand, während welcher der arme Enrico hinter einem getrockneten Lavendelhaufen ſaß, und die Entſcheidung ſeines Schickſals mit klopfendem Herzen erwartete.

Der gutmüthige Deſtillateur behauptete, der liebe Gott ſelber habe ihm den Burſchen zugewieſen, und blieb ſtandhaft bey dieſer Behauptung, trotz der zärtlichſten Gegenverſicherungen ſeiner Frau, daß der liebe Gott weder von dem Burſchen noch von ihm ſelber die mindeſte Notiz nehme. Die Waffen mußten endlich entſcheiden, und da bekanntlich nichts leichter den Frieden bewirkt, als eine verlorne Schlacht, ſo wurde auch Signora Villani plötzlich anderer Meinung, nachdem die runden Fäuſte ihres Gatten einen Waffenſtillſtand herbey geführt hatten. Da aber ein erzwungener Frieden ſo ſchlecht als möglich gehalten wird, ſo durfte Enrico natürlich keine goldenen Tage erwarten. Fleiß und Treue,

Digitized by Google

von ſeinem Herrn freundlich erkannt, vermochter der Gebietherinn kein Wohlgefallen zu entlocken. Was er leiſtete, blieb Schuldigkeit; was ſie dagegen gab, Gnade. Wenn er nicht ſo lange hungern konnte, als ein Raubvogel, oder wenn ſeine Kleider nicht ſo lange hielten; als die der Kinder Iſrael in der Wüſte, ſo mußte er an jedem Sonntage eine Predigt über die Genügſamkeit, und als Zugabe, die Liſte aller Wohlthaten hören, die er ſeit dem Eintritt in das Haus empfangen, wobey er jedesmahl Gelegenheit hatte, das treue Gedächtniß ſeiner Wohlthäterinn zu bewundern, denn nie fehlte auch nur eine Stecknadel in dieſer Liſte.

Mit ſchweigender Ergebung trug Enrico Alles, und verzieh in ſeinem Herzen Alles. Nur Eines konnte er ihr nicht verzeihen; ſie hieß nähmlich auch Annunziata, und das ſchien ihm eine Verſpottung aller Heiligen. Vier Jahre hatte er bereits in dieſer beklemmten Lage geſchmachtet, als ſein guter Herr plötzlich ſtarb. Enrico beweinte deſſen Tod mit heißen Thränen, und warf einen düſtern Blick in ſeine Zukunft; was konnte er anders erwarten, als daß die karge Witwe, die ihres Mannes Gewerbe nicht ein Mahl fortſetzen wollte, ihn plötzlich erſuchen werde, ihr Haus zu verlaſſen? — Aber zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen ſchien der Tod des Signor Villani das Gemüth ter Signora gänzlich verwandelt zu haben. Sie ſuchte eine

Freundlichkeit hervor, die ihr ſo wohl anſtand, als ein vom Trödel gekauftes Kleid. Sie ſchloß die Bude zu, und ſprach doch nicht ein Wort von Trennung, vielmehr ſorgte ſie jetzt, mütterlich, wie es ihm vor kam, für alle ſeine Bedürfniſſe, und bewirthete ihn ſogar mit Leckerbiſſen.

Dieſe Verwandlung war bloß die Folge einer ganz einfachen Bemerkung, die ſeit einiger Zeit ſich ihr aufgedrungen hatte; daß nähmlich Enrico, der Bettelbube, ein ſchöner, ſtattlicher Jüngling geworden, und daß ſie kaum vierzig Jahre zählte. Sie ſchien ſogar nicht abgeneigt, von dieſer Zahl noch ein ganzes Viertel zu vergeſſen, oder vielmehr ihm abzutreten; wodurch eine gewiſſe Gleichheit des Alters entſprang, welche zu ſüßen Gefühlen berechtigte. Sie verſäumte nichts, um dieſe Gefühle auch in Enrico zu erwecken. Sie ſchenkte ihm das Bräutigamskleid des Verſtorbenen, und ließ die Veranlaſſung nicht entſchlüpfen, die zärtlichen Empfindungen eines Brautpaares zu ſchildern.

Dann mußte er im verſchloſſenen Kämmerlein ihr die Piaſter zählen helfen, mit welcher ihre löbliche Sparſamkeit manchen Sack gefüllt hatte. Mit beſonderer Wehmuth erkannte Enriro unter dieſen Säcken auch den, den er mit ins Haus gebracht, der aber nun nicht von Pomeranzenſchalen, ſondern von eitel Silber ſtrotzte.

Die junge Witwe erinnerte ihn mit zarter Schonung an das, was er geweſen, als dieſer Sack um

ſeine Schultern hing, was er nun ſey, und vor allen Dingen, was er werden könne. Allein der Unempfindliche erklärte freymüthig, daß es für ihn nur Eine Annunziata auf der Welt gebe, und daß er eher dieſen ausgeleerten Sack wieder auf den Rücken nehmen und wandern, als das werden wolle, wozu die Güte der Frau Prinzipalinn ihn beſtimmte.

Da ſchüttelte plötzlich ein Sturm die tauben Blüthen ab, die ein warmer Herbſt hervorgelockt hatte. Die grünen Augen ſchloſſen flammende Blitze, und die bebende Zunge, ſonſt eine treue Sclavinn ihres Zorns, verſagte ihr zum erſten Mahle den Dienſt. Mit einem hämiſchen Lächeln ergriff ſie den kleinen, zuvor ſorgfältig noch ein Mahl umgewendeten Sack, füllte ihn mit kleinen, unreifen Pomeranzen, die ſeit geraumer Zeit in einem beſtaubten Winkel lagen, und reichte ihn dem erſchrockenen Enrico, mit den Worten:

„Da, junger Herr. Jetzt packe er ſich fort, und preiſe er meine Wohlthätigkeit. Pomeranzenſchalen hat er mitgebracht, ich gebe ihm dafür ganze Pomeranzen; er kann ſich Biſchoff davon machen wo es ihm beliebt, und auf meine Geſundheit trinken.“

Während dieſer Rede erhohlte ſich Enrico von der erſten Beſtürzung, nahm den Sack, dankte für alles Gute, das er im Hauſe genoſſen und nicht genoſſen, und verließ das Haus eben ſo arm, als er gekommen war. „Ich gehe mit Gott,“ ſagte er

Digitized by Google

ſehr gelaſſen: „Gott, der mich von Velletri durch die pontiniſchen Sümpfe geführt, der meinen Weg mit Kaſtanien beſtreut, und einen Engel vor mir her geſendet hat, wird auch ferner helfen.“

Mit dieſem Ruhe gebenden Vertrauen betrat er das nächſte Haus, in dem ein alter ehrlicher Drechsler wohnte, bey dem er manchen Sonntag zugebracht, und zum Zeitvertreib in deſſen Kunſt gepfuſcht hatte. Der alte Mann hatte ihn lieb gewonnen, und betrübte ſich über ſein Schickſal, um ſo mehr, da er nicht helfen konnte; denn er war ſelber arm.

„Bin ich denn ſo ganz arm? meinte Enrico: „habe ich denn nicht dieſen Sack mit unreifen Pomeranzen? Es iſt nichts ſo klein, daß man es nicht nutzen könnte.“

Der Alte lächelte mitleidig, und ſchüttelte den Kopf. Aber Enrico wußte, daß die Pomeranzen ſchon Jahre lang bey ſeinem Herrn gelegen, und vergeſſen worden, und daß in ſolchen Fällen dieſe Frucht ſo hart zu werden pflegt, daß ſie ohne Mühe ſich drechſeln läßt. Er wußte ferner, daß man hie und da in Italien Roſenkränze daraus verfertigt. Seine Frau Prinzipalinn beſaß ſelbſt einen ſolchen, den ihre knöchernen Finger mit großem Wohlgefallen abbetheten. Flugs ſetzte er ſich an die Drechſelbank, drechſelte munter ſeine Pomeranzen zu ſchönen, glatten Kügelchen, reihte ſie auf eine Schnur, brachte ſolcher Roſenkränze wohl ein Dutzend zu Stande,

Digitized by Google

und ſtellte ſich damit auf eine Kirchentreppe, den frommen Seelen ſein Kunſtwerk feilbiethend.

Viele gingen vorüber und achteten deſſen nicht, denn es waren Männer. Als aber die Weiber und Mädchen zur Meſſe trippelten, und der ſchöne Jüngling mit bittender Gebehrde ſeine Roſenkränze ihnen darboth, da wurde er in wenigen Stunden ſie alle los, und jede gab ungeweigert was er forderte.

Mit einem kleinen Schatz in der Taſche kehrte er zu dem ehrlichen Drechsler zurück, der ihm gern in Feyerſtunden den Gebrauch ſeines Handwerkzeuges überließ. Enrico kaufte nun einen ganzen Scheffel unreifer Pomeranzen, und konnte kaum ſo viel Roſenkränze machen, als deren verlangt wurden. Denn die launenhafte Mode miſchte ſich ins Spiel. Jedermann wollte von dem hübſchen Jünglinge kaufen, und ein Gebeth ſchien kräftiger, wenn ſeine Pomeranzenkügelchen dabey durch die Finger rollten. Lange konnte dieſe Nahrungsquelle freylich nicht ſprudeln; denn die Stadt iſt klein, und alle hübſche Weiber und Mädchen waren bald mit Enrico's Roſenkränzen verſorgt. Aber ein Capitälchen erwarb ſein Handel ihm doch, und mit einer Art von Stolz, mehr noch mit freudiger Rührung, daß Gott ſein Vertrauen nicht zu Schanden werden laſſen, hielt er ſeinem Freunde, dem Dechsler, einen wohlgefüllten Beutel vor die Augen, ſprechend:

„Sieh da! all das Geld haben einige weggewor-

ſene Pomeranzenſchalen mir eingetragen. Aber wie werde ich es nun am vortheilhafteſten an.“

„Ihr ſeyd ein guter Kaufmann,“ meinte der Alte: „beginnt einen Handel mit irgend einer Waare.“

„Ja, wenn ich etwas gelernt hätte! ich verſtehe mich auf keine Waare.“

„Doch wohl auf unſere edlen Südfrüchte? die habt Ihr ja bey meinem verſtorbenen Nachbar hinlänglich kennen und würdigen lernen.“

„Recht,“ ſagte Enrico: „ich will es mit Gott verſuchen. Es kann doch nichts dabey verloren gehen, als dieſer Beutel voll Piaſter; und geſchieht das, ſo nehme ich mein leeres Säckchen und wandere nach Neapel.

Aber es geſchah nicht. Er pachtete einen Orangengarten um geringen Preis. Es war derſelbe, von dem die Sage geht, er ſey Cicero's Eigenthum geweſen. Von der vormahligen Herrlichkeit hatte er nichts mehr aufzuweiſen, als ein verfallenes Bild und eine köſtliche Ausſicht auf das Meer. Hingegen trugen viele hundert ſtarke geſunde Bäume ſchöne reichliche Früchte. Der ſparſame Enrico legte einen Piaſter zum andern. Nach einigen Jahren konnte er ſchon drey Gärten miethen, und wieder nach einigen Jahren faſt alle Gärten im Stadtbezirke. Nur Signora Villani wollte ihm den ihrigen durchaus nicht verpachten, obgleich er aus dankbarer Erinnerung an den ehrlichen Dickkopf, ihren geplagten Gatten,

und an die frohen Stunden, die er noch als Knabe in dieſem Garten genoſſen, weit mehr dafür both, als er jemahls ertragen konnte.

Man zählte ihn jetzt zu den Honoratioren der Stadt, denn er war ein wohlhabender junger Mann; das rühmten die Väter, und berechneten die Mütter, während die Töchter bemerkten, daß er auch ein ſchöner junger Mann ſey. In jedem Hauſe war er wohl gelitten, und mancher Schleyer lüftete ſich auf den Straßen, um einem freundlichen Blick den Durchgang zu verſtatten. Da aber in keinem Hauſe, und unter keinem Schleyer das Auge der holden Annunziata ihm winkte, ſo blieb er kalt gegen alle Verſuche, auch Myrten in ſeinen Orangengarten zu pflanzen.

Seine immer mehr und mehr ſich ausbreitenden Geſchäfte ließen ihm ſogar wenig Zeit, das Bild ſeiner kleinen Wohlthäterinn auf dem Altar ſeines Herzens immer mit friſchen Blumen zu kränzen. Jeder Fuhrmann, jeder Schiffer, der edle Früchte lud, wollte nur mit Signor Enrico handeln, denn ſeine Ordnung und Redlichkeit waren ſtadtkundig.

Einſt that ein unternehmender Schiffer ihm den Vorſchlag, eine Ladung Orangen nach Petersburg zu ſchicken, und zwar in einer Jahrszeit, wo ſie dort ſelten ſind. Freylich war Gefahr dabey, denn das Schiff konnte im finniſchen Meerbuſen zwiſchen Eisſchollen gerathen und zertrümmert werden; aber Enrico ſelbſt mitzufahren, und zwar in Be-

gleitung ſeines alten, wohlbekannten Reiſegefährten. Seine Zuverſicht täuſchte ihn auch dießmahl nicht. Er landete in der Nähe der prachtvollen Hauptſtadt des Norden, zu einer Zeit, wo in ganz Petersburg keine Orange aufzutreiben war, und der reiche, mächtige Fürſt Potemkin eben in ſeinem Wintergarten dem Hofe eine prächtige Feté geben wollte. Man weiß, daß dieſer Fürſt ſeinen Launen gern um jeden Preis befriedigte, und es ihm nicht darauf ankam, einen Curier hundert Meilen weit nach Moskau zu ſchicken, bloß um einige Gurken zu hohlen.

Kaum vernahm er die Ankunft des Schiffes, als ihn die Luſt anwandelte, alle Bäume ſeines Wintergartens mit Orangen zu behängen, und ſogleich kaufte er die ganze Ladung um einen hohen Preis.

Jetzt ſchiffte Enrico als ein reicher Mann in ſein Vaterland zurück. Für den großen, ſeine kühnſten Hoffnungen überſteigenden Gewinn, hatte er ruſſiſche Produkte eingetauſcht, die er nach Neapel führte, und dort abermahls mit anſehnlichem Vortheil umſetzte.

An dem Tage, an welchem er dieſes glückliche Geſchäft vollendet hatte, führte ihn ſein Weg durch die Straße Toledo. Sein Herz, in ſtiller Freude, wünſchte ſich Gelegenheit, eine Wohlthat zu erzeigen, darum haftete ſein Auge beſonders auf Armen, deren es damahls in Neapel viele tauſende gab. Nicht lange, ſo feſſelte eine Gruppe von Laz-

Digitized by Google

zaroni's ſeine Blicke. Sie ſtanden um den Tiſch eines ihrer Mitbrüder, der Melonen ſchnittweiſe verkaufte. Dieſe Frucht iſt in Neapel ſo gemein, daß nur die Armen ſie genießen, denen gewöhnlich auch ein Armer ſie bey kleinen Stücken um einen ſehr geringen Preis zuſchneidet. Die Lazzaroni's verzehrten ihre Stücke mit großem Appetit, und warfen dann die wohlbenagten Schalen in den Koth.

Wie vom Blitz getroffen ſtand Enrico, als er neben dieſer Gruppe einen langen hagern Mann in Lumpen erblickte, der dieſe abgenagten Schalen aus dem Kothe wieder hervor ſuchte, um ſie gierig noch ein Mahl zu benagen, und als er in dieſem Unglücklichen alſobald den übermüthigen Jüngling erkannte, der in den pontiniſchen Sümpfen ihn mit Pomeranzenſchalen geworfen hatte. Großer Gott! murmelte er ſchaudernd, und ergriff den Elenden beym Arme, der aus den hohlen Augen ihn erſchrocken anſtarrte. „Sie ſcheinen ſehr arm zu ſeyn?" fragte Enrico.

Der Menſch lächelte bitter, und antwortete: „das ſehen Sie wohl."

„Sie waren nicht immer in dieſer traurigen Lage?"

„Was kümmert das Sie?"

„Vielleicht könnte ich helfen, Ihnen Beſchäftigung anweiſen."

Ich verſtehe nicht zu arbeiten."

„Haben Sie nicht eine Schweſter?"

Digitized by Google

„O ja, wenn die wollte.“ —

„Wie? ſie wäre im Stande Sie zu unterſtützen, und wollte es nicht?“

„Eigenſinn und Grillen, die der Armuth nicht geziemen. Ich vermuthe, Signor, daß Sie meine Schweſter irgendwo geſehen haben, und daß ſie Ihnen gefallen hat, denn ſie iſt, Gott ſtraf mich, ein ſchönes Mädchen! Aber geben Sie ſich keine Mühe, es iſt ſchon Manchem ſo gegangen, und mehr als Einer hat mir einen Beutel voll Gold gebothen, wenn ich die alberne Ziererepen ihr aus dem Sinne reden konnte. Sie verſtehen mich wohl.“

Enrico fing an ihn zu verſtehen, und ſchauderte.

„Nun, ich habe weiß Gott mein mögliches gethan,“ fuhr der Menſch mit offenen, frechen Augen fort: „es iſt alles vergebens. Weder Liſt noch Ueberredung können die ſpröde Dirne beſiegen, und gegen Gewalt ſteht ſie verzweifelt auf ihrer Huth. Ich habe nur ein Mahl mit einem Duca einen ſolchen Verſuch gewagt, und ſie hat mich ohne Barmherzigkeit der Polizey überliefert. Ja, mein Herr, das hat meine eigene Schweſter gethan, die recht gut weiß, daß ich hier ſtehe und Melonenſchalen käue.“

Enrico's Gemüth war tief empört. Kaum konnte er es noch über ſich gewinnen, das Geſpräch fortzuſetzen. Er bath den Böſewicht, ihn zu ſeiner Schweſter zu führen, ihm nur die Thüre von ihrer Wohnung zu zeigen, und dafür ein Stück Geld zu empfangen.

Digitized by Google

„Sehr gern," ſagte der Menſch: aber es wird nichts helfen."

Enrico würdigte ihn nicht, ſeinen Irthum aufzuklären. Er folgte ihm durch ein enges Gäßchen bis auf den Boden eines Hauſes, wo ihm die niedrige Thür einer dunkeln Kammer geöffnet wurde. Hier erblickte er ſeinen Engel, ſeine Annunziata, die neben dem Krankenbette ihrer Mutter ſaß, und emſig arbeitete. Sie war in grobes braunes Tuch gekleidet, aber reinlich. Ihre Schönheit, jezt in voller Blüthe, bedurfte keines Schmuckes. Von dem Platze, wo ſie ſaß, ſchien ein ſanftes Licht auszugehen, und die dunkle Kammer zu erleichten. Sie erſchrack, und wurde glühend roth, als ſie einen jungen Mann, in Begleitung ihres Bruders, hereintreten ſah. Allein Enrico, der den Ausbruch ſeiner Empfindungen mit Gewalt niederkämpfte, flößte durch ſein beſcheidenes Betragen ihr bald wieder Muth ein. Sie glaubte nun, er ſey gekommen um Arbeit bey ihr zu beſtellen. „Nein, ſagte Enrico: „ich bin gekommen um meine alte Schuld abzutragen.

Das Mädchen ſtutzte, und ſah ihn befremdet an.

„Ehe ich mich erkläre," fuhr er fort: „muß ich um Ihr Vertrauen bitten. Ich wünſche zu wiſſen, wer Sie ſind? und wie ſie in dieſe traurige Lage gekommen? Ich bin ein ehrlicher Mann. Verhehlen Sie mir nichts, und ſeyen Sie der nahen Hülfe gewiß."

Digitized by Google

Sein Führer murmelte unverſtändliche Worte. Das Mädchen warf einen niederſchlagenden Blick auf ihre Mutter, und ſagte: „Ich kann Ihre Neugier nicht befriedigen.“

„Aber ich kann es,“ hub die Mutter an, und richtete ſich mühſam auf: „ich allein trage die Schuld unſers jammervollen Zuſtandes. Ich war eine wohlhabende Witwe, hatte nur dieſe beyden Kinder, war blind für meinen Sohn, und hart gegen meine Tochter, die jezt meine Wohlthäterinn iſt.“

Mutter! rief Annunziata mit ausbrechenden Thränen, und wollte durch eine Umarmung ihr den Mund verſchließen. Aber die Kranke ſtieß ſie ſanft zurück. Vergönne mir den einzigen Troſt, mein Unrecht zu bekennen, und deine Tugend zu preiſen. Ja, mein Herr, ich entfernte dieſes Kind mehrere Jahre lang von mir, ließ in einem Kloſter es erziehen, und verſorgte es kaum mit dem Nothwendigen, während dieſer unwürdige Knabe alles verſchwendete. Daß ich jezt im Alter darben muß; daß dieß fromme Mädchen, allen Freuden des Lebens abgeſtorben, mit ihrer Hände Arbeit mich ernähren muß, iſt das Werk dieſes Böſewichts.“

„Warum haben Sie mich verzogen?“ ſagte der Verſtockte, und trommelte am Fenſter.

„Ich verdiene dieſen Vorwurf,“ ſchluchzte die Mutter: „aber aus deinem Munde iſt er mir nur Höllenqual! O mein Herr! wenn eine wohlthätige Abſicht Sie hierher führte, achten Sie nicht auf

meine Unwürdigkeit und auf dieſes Menſchen Troß, führen Sie Ihr edles Vorhaben aus um dieſes frommen Mädchens willen, damit ich erfahre, daß einer reuigen Mutter Segen bey Gott noch etwas gilt!"

Sie hatte bey dieſen Worten ihre entfleiſchte Hand auf der Tochter Haupt gelegt, und dieſe ſtand, mit den Armen über die Bruſt gekreuzt, in Andacht vor ihr, den Segen kindlich empfangend.

Enrico war tief bewegt. Er mußte ſich ſammeln, um zu ſprechen. „Sie kennen mich nicht mehr?" redete er das Mädchen an, welches befremdet horchte: „Ich verehre Sie als meine erſte Wohlthäterinn, und auch Ihr Bruder iſt mein Wohlthäter."

Sie meinte, er wolle ſpotten. Der Bruder wandte ſich haſtig um.

„Erinnern Sie ſich noch eines armen Knaben, der vor einem Poſthauſe in den pontiniſchen Sümpfen ſtand, als Sie die Pferde wechſelten?"

Eine hohe Röthe flog über des Mädchens Wangen, ein Bliß ſtrahlte aus ihrem Auge.

Erinnern Sie ſich noch, daß Sie mir einen Piaſter ſchenkten, und daß Ihr Bruder mich mit Orangenſchalen warf?"

„O ja! rief ſie freudig. Der Bruder wandte ſich mürriſch um.

„Nun denn," fuhr Enrico fort: „Ihr Piaſter war mein Reiſegeld, und die Orangenſchalen haben mein Glück gemacht." Er erzählte ſeine Geſchichte. Die Kranke bewunderte Gottes Vorſehung. Das Mäd-

chen hing mit inniger Theilnahme an ſeinen Lippen. Der Bruder ſtand mit verſchränkten Armen, den ſtarren Blick an den Boden geheftet.

„Damahls,“ ſagte Enrico (den einzigen Vorwurf ſich erlaubend): „damahls glaubte ich freylich nicht, daß ich den Reiſenden, der mir ſo übermüthig ſeine Schalen zuwarf, einſt Melonenſchalen werde benagen ſehen.“ — Gottes Gericht! ſagte die Mutter weinend. Gottes Gericht! wiederhohlte dumpf der tief erſchütterte Sohn. Die Tochter ſchluchzte leiſe.

„Sie kennen nun meine Schickſale,“ hub Enrico wieder an: „aber noch nicht die Geſchichte meines Herzens. Ihr Bild, ſchöne Annunziata, iſt ſeit jenem Tage nie daraus gewichen. Ich hielt Sie gläubig für einen Engel. Vernichten Sie dieſe liebliche Täuſchung nicht! Es hängt jetzt nur von Ihnen ab, der Schutzengel meines Lebens zu werden! die Gattinn des Mannes, der ſeinen ganzen Reichthum, vielleicht auch ſeine Beharrlichkeit im Guten, Ihrem Bilde verdankt, das er wie ein Heiligenbild im Herzen trug.

Jetzt ergriff er ihre Hand. Weinend ſank das Mädchen auf der Mutter Bett — heulend ſtürzte der Bruder hinaus — und die Mutter hob noch ein Mahl ihre Hände ſegnend empor.

Der alte Oberrock und die alte Perücke.

(Ein Seitenſtück zu dem Vorigen.)

Fritz war ein wilder Burſche, ein Sohn des alten Föhrenbach aus der erſten Ehe. In der zweyten hatte ſeine Stiefmutter ihn mit einem Brüderlein beſchenkt, Elias genannt. Ey, dieſer Elias war ganz ein anderer Knabe; der lernte, daß ihm der Kopf rauchte, wenn er das Gelernte auch nicht verſtand. In ſeinem Kleide war nie ein Loch, auf ſeiner Wäſche nie ein Flecken, und wenn er in Geſellſchaften trat, küßte er allen Leuten die Hand ſehr zierlich, und wenn man ihm etwas gab, ſo verfehlte er nicht zu ſagen: ich bedanke mich gehorſamſt. Sein röthliches Haar beſchattete ein Firmament von Sommerſproſſen, und die geſattelte Naſe vereinte auf ihrer Spitze den Sehpunct beyder Augen. Immer ging er leiſe, und ſchnaubte ſich ſehr leiſe, und ſprach ſo leiſe, daß man es kaum vernehmen konnte. Welch ein zierliches Bürſchgen

gegen den **wilden Friz**, der aus ſchwarzen Augen ſo ſchelmiſch gluxte. Wenn der ein neues Kleid anzog, ſo war es nach drey Tagen nicht mehr zu kennen, und von ſeiner Wäſche hingen ſtets Fragmente auf des Nachbars Obſtbäumen. Kein Knabe in der ganzen Stadt machte einen ſo ungeſchickten Kratzfuß, und wenn er den Gäſten die Hände küſſen ſollte, ſo verſteckte er ſich hinter den Ofen. Auch er ſchnallte zwar an jedem Morgen ſeine Schulbücher zuſammen, und ging, aber nicht in die Schule, ſondern hinten herum, weil im Sommer das edle Ballſpiel, und im Winter das Schlittſchuhlaufen ihn verlockten. Nur wenn das jährliche Examen heranrückte, und der Lehrer etwa geſagt hatte: man wird nun ſehen, wer es am beſten macht; dann kroch Friz mehrere Wochen lang auf ein Dachſtübchen, und lernte mit ſolcher Anſtrengung, daß er es gewöhnlich am beſten machte. Sobald aber dieſer feyerliche Tag glücklich überſtanden war, trieb er ſein altes Weſen, und wo er einen luſtigen Streich ſpielen konnte, da ſcheute er keine Gefahr.

Was Wunder, daß die Lehrer klagten, wenn er ſeinen Mitſchülern die Zöpfe zuſammengebunden, oder ihnen lebendige Krebſe in die Taſche geſteckt hatte. Was Wunder, daß die Stiefmutter klagte, wenn ſie den alten Kettenhund plötzlich mit ihrer Haube auf dem Kopfe herumlaufen ſah.

Nur durch Kreuz und Leiden, pflegte ſie zu ſagen, wird dieſer Bube gebeſſert werden. Das merkte

Digitized by Google

ſich Elias, und von dem chriſtlichen Verlangen beſeelt, ſeinen Bruder ſo bald als möglich gebeſſert zu ſehen, trug er aus allen Kräften dazu bey, ihm Kreuz und Leiden zu verſchaffen. Er gab nicht allein alles treulich an, was er von Fritzens loſen Streichen aufſpüren konnte, ſondern er erfand auch deren noch manche, die nicht allein loſe, ſondern auch böſe waren, und hinterbrachte ſie ſeufzend dem zwar gütigen, aber auch ſtrengen Vater. Ihm wurde geglaubt, denn er hieß ja in der ganzen Nachbarſchaft der fromme, kleine Elias, und Fritzens Läugnen galt für Verſtockung.

Der bekümmerte Vater beſchloß endlich, ihn aus dem Hauſe in eine ſtrenge Schulanſtalt zu ſenden, und zwar ſo fern als möglich. Fritz vernahm dieſen Entſchluß ohne Schrecken, ohne Betrübniß; denn ihm wuchſen ja in ſeinem väterlichen Hauſe keine Roſen; er ſah den tückiſchen Bruder überall ſich vorgezogen, und durch deſſen Verläumdungen des Vaters Liebe ſich beraubt. Schlimmer, dachte er, kann es mir nirgends gehen; darum packte er ſeinen Bündel mit einer Art von Vergnügen, und es ſchmerzte ihn nur, daß er abreiſen ſollte, ohne eine kleine Rache auszuüben. Darüber ſann er noch am Abend vor der Trennung, und plötzlich fiel ein Schwank ihm ein.

Er ſchlich in ſeines Vaters Studierzimmer, hohlte deſſen Perücke und Oberrock, kletterte damit

auf den Boden, und kroch von da auf das Dach. Mit Lebensgefahr erreichte er einen Blitzableiter, der auf dem Hauſe ſtand, hing den Oberrock auf die Spitze, und ſetzte die Perücke darauf. Dann rutſchte er fröhlich herunter, und legte ſich wohlgemuth ſchlafen.

Den andern Morgen, als es Tag wurde, ſammelte ſich Jung und Alt vor dem Hauſe, um die ſeltſame Trophä zu beſchauen, die der Nachbar Föhrenbach ſich errichtet hatte. Der Vater trat von ungefähr ans Fenſter, ſah das Getümmel, und aller Köpfe nach ſeinem Dache gerichtet, glaubte, es brenne im Giebel, und lief erſchrocken auf die Straße, wo ſeines Söhnleins Witz und Geſchicklichkeit im Klettern ihn ſchlecht erbauten. Mit verbiſſenem Grimme ſchlich er wieder hinein, ließ einen Schornſteinfeger hohlen, und ſeine gelüftete Garderobe des Pöbels Spott entziehen. Es währte aber doch einige Stunden, ehe das komiſche Schauſpiel ſein Ende erreichte, und ſo lange war das Haus belagert wie ein Beckerladen in Hungersnoth, nur mit dem Unterſchied, daß kein Seufzer gehört wurde, ſondern ein wieherndes Gelächter, ſo oft der Wind einen Aermel des Oberrocks hob, oder den Zopf der Perücke ausbreitete wie einen Cometenſchweif.

Doch im Innern des Hauſes ſparte Elias die Seufzer nicht, und die Stiefmutter ſchürte den Zorn des Alten. Unter dieſen Umſtänden konnte der Abſchied von dem gottloſen Fritz eben nicht zärtlich ausfallen. Der Vater wollte ihn nicht ein Mahl

Digitized by Google

ſehen; die Mutter ſagte: du wirſt ein Taugenichts werden, und der Bruder accompagnirte die Prophezeyung mit einem tiefen Seufzen und verdrehten Augen.

Fritz ſchüttelte das alles ab. Nur daß er ſeinen Vater nicht mehr ſehen ſollte, ſchien ihm unerträglich. Der Alte hatte ſeine Thüre verſchloſſen, und Fritz bath vergebens eingelaſſen zu werden, mit dem Erbiethen, ſich jeder Züchtigung demüthig zu unterwerfen, wenn er nur des Vaters Hand noch ein Mahl küſſen dürfe. Als zu Elias ſtiller Freude keine Antwort erfolgte, ſprang Fritz in den Hof, wo eine alte Linde ſtand, deren Zweige ſich bis vor des Vaters Fenſter hin ſtreckten. Auf dieſe Linde kletterte er, und rutſchte dann, auf die Gefahr, den Hals zu brechen, auf einem ſtarken, doch immer ſchwächer und dünner werdenden Zweige, dem Fenſter ſo nahe als möglich, und ſchrie aus allen Kräften: „Guter Vater! ich habe Sie doch wahrhaftig lieb. Sehen Sie mich nur noch ein Mahl freundlich an!“

Der Alte vernahm die Stimme aus den Lüften anfangs mit Erſtaunen, dann mit großen Schrecken, als er den Waghals wie einen Sperling vor ſeinem Fenſter ſitzen ſah. Er riß es auf, und befahl ihm von Zorn und Angſt beklemmt, ſogleich herab zu ſteigen. Aber Fritz gehorchte nicht, ſondern wiederhohlte ſeine Bitte, und wollte lieber den Zweig fahren laſſen, der ihn in der Schwebe erhielt, als

Digitized by Google

ohne des Vaters Segen aus dem Hauſe gehen. „So gehe nur,“ ſagte der zitternde Alte, den der Trotz der kindlichen Liebe rührte: „gehe nur, ich ſegne dich!“

Huſch! war Fritz vom Baume herunter, und mit einem Sprunge auf dem Poſtwagen. Anfangs weinte er ſtill, als er aber erſt das Thor im Rücken hatte, lauter neue Gegenſtände ihn umringten, und der friſche Wind mit ſeinen ſchwarzen Locken ſpielte, da fuhr er ſo munter in die Welt hinein, als wäre das Schlaraffenland ſeiner Reiſe Ziel. Nach einigen Tagen langte er wohlbehalten an dem Orte ſeiner Beſtimmung an. Seine Empfehlungsſchreiben verſchafften ihm eben nicht die freundlichſte Aufnahme. Ein finſterer Direktor nahm ihn unter ſeine beſondere Aufſicht. Das Umgehen der Schule war hier nicht leicht. Die erſten Verſuche mißlangen, und wurden ſcharf beſtraft. Als er nun ſah, daß man hier durchaus etwas lernen müſſe, ſo ergab er ſich darein und lernte viel. So oft ſich aber Gelegenheit zu einem Schwanke darboth, ließ er ſie nicht entſchlüpfen, und es gab bald weder Lehrer noch Mitſchüler, der nicht irgend ein Mahl von ihm geneckt worden wäre. Darum lauteten die Berichte nach Hauſe ſehr verſchieden. Bisweilen hieß es: der junge Friedrich applizirt ſich mit rühmlichem Fleiße, und dürfte wohl, an Fähigkeiten und Kenntniſſen, zu den Coryphären dieſer löblichen Schulanſtalt gezählt werden. Bisweilen: der junge Frie-

drich iſt ein ungezogener Range, der dieſen und jenen Frevel verübt, dieſen und jenen Schaden angerichtet hat, welchen deſſen geehrter Herr Vater zu erſetzen geliebet wird.

Die Briefe von der erſten Gattung wurden von der Stiefmutter klüglich unterſchlagen, die der letzteren hingegen immer treulich ausgehändigt, mit hämiſchen Anmerkungen verbrämt, und das Gemüth des Alten täglich mehr erbittert. Endlich erſchien gar ein Brief, welcher berichtete: nun ſey der Geduldsvorrath ſämmtlicher Lehrer erſchöpft, und ein letzter, boshafter Streich habe dem Faſſe den Boden ausgeſtoßen. Der junge Herr ſey nähmlich der Kunſt auf Stelzen zu gehen in einem hohen Grade mächtig. Nun habe kürzlich der Tanzmeiſter, ein etwas furchtſamer Mann, ſeine geliebte Gattinn verloren, und als er, den Tag nach ihrer Beerdigung, in der Mitternachtsſtunde an ſeinem Schreibtiſch geſeſſen, in einem Zimmer im zweyten Stockwerk, ſo ſey plötzlich eine weiße vermummte Geſtalt am Fenſter erſchienen, anklopfend und mit hohler Stimme ſeinen Nahmen rufend. Das ſey beſagter Muſje Friedrich auf Stelzen geweſen, und der arme Tanzmeiſter darob ſo erſchrocken, daß er einen Wadenkrampf bekommen, der ihn mehrere Tage gehindert, die Zöglinge in der edlen Tanzkunſt zu unterrichten. Da nun der junge Herr bereits ein wohlgewachſener Bengel ſey, deſſen man ſich zu ermächtigen nicht mehr getraue, er auch in Litteris ge-

Digitized by Google

nugſame Fortſchritte gemacht, um die hohe Schule zu beziehen, ſo erſuche man angelegentlichſt, ihn des förderſamen dahin zu ſenden, ehe das räudige Schaf die ganze fromme Herde anſtecke.

Madam Föhrenbach empfing wie gewöhnlich dieſen Brief zuerſt, und lächelte hold bey jeder Zeile. Durch erkünſteltem Gram und verſtohlene Seufzer bereitete ſie einige Tage lang ihren Gatten auf die Hiobspoſt vor. Er forſchte vergebens nach der Urſache ihrer ſtillen Trauer, und mußte ſtets die peinigende Antwort hören: ſie wolle ihn nicht betrüben, ſeiner Geſundheit ſchonen. Allein er war ſchon tief betrübt, und die ängſtliche Erwartung nagte bereits an ſeiner Geſundheit, als ſie endlich mit dem Bekenntniß hervor rückte, der Friedrich ſey ein ungerathener Bube, an dem Hopfen und Malz verloren ſey. Sie hoffte, der verhaßte Stiefſohn werde nun gänzlich verſtoßen werden, und künftig ihrem rothen Elias nicht mehr im Wege ſtehen. Auch beſchloß der Vater wirklich in der erſten Hitze, ſeine Hand von ihm abzuziehen, und die Mutter berechnete ſchon in ihrem Kämmerlein, wie viel dadurch jährlich erſpart werde. Aber als der Alte ſchon das Papier zu einem Donnerbriefe gefaltet hatte, und nur noch einigemahle mit großen Schritten auf und nieder ging, um die kräftigſten Ausdrücke zu wählen, da fiel ſein Auge von ungefähr auf das Bild ſeiner verſtorbenen Frau, welches über ſeinem Schreibtiſche hing und ihn ſanft anlächelte. Er

Digitized by Google

hatte ſie geliebt, er ſah noch ein Mahl hin, ſie ſchien für den einzigen Sohn zu bitten. Er ſetzte ſich, ergriff die Feder, und die harten Vorwürfe verwandelten ſich, faſt wider ſeinen Willen, in väterliche Ermahnungen.

Dießmahl, ſchrieb er, wolle er ihm noch verzeihen, aber es ſey das letzte Mahl. Er ſolle nun hinziehen auf die Univerſität, wozu er ihm jährlich eine hinreichende Summe ausſetzte. Er ſolle fleißig ſtudieren, ſeine Neigungen bekämpfen, und als ein geſetzter, ordentlicher Mann zurückkehren; wo nicht, des Vaters Antlitz meiden ewiglich.

Mit den herrlichſten Vorſätzen bezog nun Fritz die Univerſität, und hielt ſie auch zum Theil; wenigſtens konnte kein ſchlechter Streich ihm zur Laſt gelegt werden, und die Profeſſoren rühmten ſeinen Fleiß. Aber an Gelde kam er ſtets zu kurz, nicht eben durch Verſchwendung, ſondern durch Gutmüthigkeit; denn ſein Beutel ſtand allen geldbedürftigen Cameraden offen. Es hieß zwar immer: Herr Bruder, ſobald mein Wechſel kommt, bezahle ich dich bey Heller und Pfennig; aber wenn die Wechſel kamen, meldeten die Herrn Philiſter ſich ſo häufig, daß für den Herrn Bruder nichts übrig blieb. Endlich mußte er ſelber Schulden machen; und endlich wurde der Vater mit Mahnbriefen beſtürmt. Eine Schlägerey, in die Fritz verwickelt wurde, und die ein Consilium abeundi nach ſich zog, zerhieb auch vollends den morſchen Geduldsfaden des Alten,

Digitized by Google

zumahl, da die Frau Stiefmama das Gemählde in den gehörigen Schatten zu ſtellen wußte. Er war ohnehin jetzt kränklich und ſehr reitzbar. Sie benutzte die böſen Stunden, und verdrängte den Leichtſinnigen, den ſie Böſewicht nannte, gänzlich aus ſeinem Herzen.

Bald darauf wurde er ernſtlich krank, machte ſein Teſtament und ſtarb. Fritz empfing dieſe Trauerbothſchaft in einem kühlen Brieflein ſeines Bruders, der ihn einlud, nach Hauſe zu kommen, und der Eröffnung des väterlichen Teſtaments beyzuwohnen.

Der arme Jüngling ſtand tief erſchüttert, und machte ſich zum erſten Mahle die bitterſten Vorwürfe. Es war ihm nie eingefallen, daß ſein Vater ſterben könnte, und wenn deſſen Zorn ihn bisweilen betrübte, ſo tröſtete er ſich immer mit den Gedanken: ich habe doch etwas Rechtſchaffenes gelernt, und werde dem alten Herrn gewiß noch Freude machen. Nun ſchwand plötzlich dieſe Hoffnung. Es war aus ſeinen erſten Kinderjahren ihm nicht entfallen, wie liebreich, als ſeine Mutter noch lebte, ſein Vater ihn gepflegt und täglich auf ſeinem Arme getragen, auf ſeinem Knie geſchaukelt hatte. Nur in dieſer Geſtalt erblickte er jetzt den Verſtorbenen, ſchob jede Unfreundlichkeit und Strenge, die er ſeitdem von ihm erfahren, auf Rechnung ſeiner Stiefmutter, und weinte bitterlich.

In dieſer Stimmung kam er nun nach langer Abweſenheit in ſeine Vaterſtadt, betrat ſchluchzend

das väterliche Haus, und wurde mit höflicher Kälte empfangen. Sein Stiefbruder war indeſſen ſehr lang geworden, und glich ſo ziemlich einem Albino von der Landenge Darien. Im Grunde war er noch ſchlimmer daran, als ein ſolches papierweißes Menſchenkind, dem doch nur das Sonnenlicht zuwider iſt. Elias hingegen ſcheute jede Art von Licht, ſelbſt die Augen der ehrlichen Leute, vor welchen er die ſeinigen beſcheiden niederſchlug. Gelernt hatte er nichts, und ſollte auch nichts lernen; weil er zu ſtark wüchſe, meinte die Mutter, beydes zugleich möchte ſeinen Körper zu heftig angreifen, und im Grunde ſey Wachſen und Lernen ja doch einerley. Sechs Schuh hoch war er richtig aufgeſchoſſen, nur hatte die Natur in der Breite geſpart, was ſie in der Länge verſchwenderiſch zugemeſſen, denn es ſchien in der That, als könne er wohl in ein Nadelöhr gefädelt werden. Wozu er eigentlich Genie habe, das hatte der mütterliche Scharfſinn bald entdeckt; denn mit ihren erſparten Marktpfennigen wußte ſie ihm den Poſten eines Zöllners zu verſchaffen, und da ſtand er ganz an ſeinem Platze. Er roch die verbothenen Waaren Meilen weit, und konnte, wenn er einen armen Krämer all ſein Habe confiſzirte, bey dem Gewinſel von acht Kindern ganz ruhig eine Priſe Taback ſchnupfen. Aber gegen ſeinen Bruder trieb er die Großmuth ſo weit, ihm den Koffer uneröffnet nach Hauſe zu verabfolgen.

„Du ſiehſt, mein lieber Bruder,“ ſagte er zu

ihm, „welches Vertrauen ich in dich ſetze.“ Im Grunde hatte er ſchon längſt gerochen, daß in dem leichten Koffer weder Zucker noch Kaffeh war.

„Fritz zog ihn bey Seite, und fragte ängſtlich nach den letzten Stunden ſeines Vaters. Elias faltete die Hände und verdrehte die Augen. „Er iſt ſehr chriſtlich geſtorben, hat allen Feinden und Beleidigern von Herzen vergeben.“

„Feinde?“ wiederhohlte Fritz: „nun, zu ſeinen Feinden hat mein guter Vater mich doch ſicher nicht gezählt; aber zu ſeinen Beleidigern?“

Elias zuckte die Achſeln.

„Leider ja!“ ſeufzte Fritz: ich mag ihn wohl oft betrübt haben. Es thut mir herzlich leid!“

„Zu ſpät!“ murmelte Elias.

„Da ſey Gott für!“ ſo rief Fritz, indem er ſein ſchwarzes, durch Thränen verſchleyertes Auge gen Himmel hob: „Er wird dieſen Seufzer dort vernehmen!“

„Ich meine nur,“ ſagte der Albino: „wegen des Teſtaments. Ich fürchte ſehr.“ —

„Was?“

„Er war nicht in der beſten Stimmung gegen dich, als er es machte. Ich und Mama haben flehentlich geveryen, aber umſonſt. Was darin ſteht, weiß ich freylich nicht.“ Dieſe Lüge rollte ganz glatt über ſeine Zunge; allein er wußte ſehr wohl was darin ſtand; und hatte ſelbſt einen bewußtloſen Au-

genblick des Kranken benutzt, um ihn zum Werkzeuge des hämiſchen Grolles zu mißbrauchen.

Dann als nun das Teſtament in Gegenwart vieler Zeugen eröffnet und verleſen wurde, da fand es ſich, daß Elias zum Univerſalerben eingeſetzt, und ſeinen Bruder betreffend, bloß folgende Anmerkung hinzugefügt worden:

„Was meinen Sohn Fritz anlangt, ſo findet derſelbe in ſeinem Leichtſinn eine ſo unerſchöpfliche Quelle des Glücks, daß ich für gut und recht halte, ihm nichts weiter zu vermachen, als — meine alte Perücke und meinen alten Oberrock, dieſelben die er einſt am Blitzableiter aufhing.“

Die Augen aller Umſtehenden hefteten ſich mitleidsvoll auf den erblaſſenden jungen Mann, deſſen Lippen im erſten Augenblicke von innern Krämpfen zu einem bittern Lächeln verzogen wurden. Nicht, daß er enterbt war, rührte ihn ſo heftig, aber die Art der Enterbung, der bittere Spott eines ſterbenden Vaters. Er kehrte der Verſammlung ſchweigend den Rücken, ging auf den Kirchhof und ſetzte ſich auf ſeines Vaters Grab.

„Das kam nicht aus deinem Herzen, du guter Mann!“ ſo ſprach er zu dem geliebten Schatten: „du konnteſt zürnen, und ich hatte es verdient; aber mich durch Spott in den Staub zu treten, das konnteſt du nicht! das iſt dir eingehaucht worden in einer böſen Stunde, wo meiner Mutter Bild dir nicht mehr vorſchwebte. Hätteſt du darum gewußt,

Digitized by Google

ſo würde ich dir auch etwas zu verzeihen haben Aber nein! ich allein bin der Schuldige, und hier knie ich auf deinem Grabe, deine Verzeihung erflehend. Ich danke dir für deinen alten Oberrock, deine alte Perücke. Wenn dein Segen darauf ruht, ſo ſollen ſie mir eine köſtliche Erbſchaft ſeyn. Ich will mich nie davon trennen, ich will nie vergeſſen, daß dieſer Rock über deiner redlichen Bruſt zugeknöpft wurde. Dein Blut fließe in meinen Adern, und hier lege ich die Hand auf dein kaltes Grab, und ſchwöre: ich will es nie beſchimpfen!"

Geſtärkt erhob er ſich, und ging mit heiterm Antlitz heim, um ſeine Erbſchaft in Empfang zu nehmen. Unterwegs begegnete ihm ein Advocat, ein weitläuftiger Verwandter, der auch Zeuge bey Eröffnung des Teſtaments geweſen. Der hielt ihn an, bedauerte, gab zu verſtehen, man verfahre gewiſſenslos mit ihm, das Teſtament ſey null und nichtig, und wenn der Herr Vetter ihm die Sache übertragen wolle, ſo mache er ſich anheiſchig, es umzuſtoßen. „Da ſey Gott für!" ſagte Fritz: „ich habe meinem guten Vater während ſeines Lebens wenig Ehrerbiethung bewieſen, obſchon er ſtets väterlich und recht an mir gehandelt; ſo will ich wenigſtens nach ſeinem Tode ſeinen letzten Willen ehren, auch wenn er mir weh gethan. Ich bin mit dem zufrieden, was er mir zugedacht!"

Der Advocat ſtutzte, ſah ihn an, ſchüttelte ihm ſchweigend die Hand, war gerührter als einem Ad-

vocaten geziemt, und ging ſeiner Wege. Als Fritz nun zum erſten Mahle über die Schwelle des väterlichen Hauſes ſchritt, fand er ſeine Stiefmutter und den langen Elias in peinlicher Verlegenheit, weil ſie noch nicht wußten, wie der kräftige Jüngling ſich benehmen, und ob er nicht gar in der erſten Hitze den tückiſchen Albino zerſchmettern würde. Doch da er mit freundlicher Sanftmuth bloß um den Oberrock und die Perücke bath, da erheiterten ſich die Geſichter. Man liebkoſete ihn, man nannte den Seligen hart, und verſicherte, man könne das nicht zugeben. Mit Wäſche und Kleidern wolle man ihn reichlich ausſtatten, auch einen honetten Zehrpfennig ihm in die Taſche ſtecken; das könne der Selige dem Herzen eines Bruders nicht verübeln. Fritz dankte, verbath ſich alles, und beſtand bloß auf dem was ihm gebühre. Es wurde endlich, wiewohl nicht ohne Scham, herbey gebracht. Fritz wickelte die Perücke ſorgfältig in den Oberrock, ſchnürte den zuſammen, hing ihn an ſeinen Knotenſtock, und ſagte Lebewohl! nachdem er zuvor dem rothen Elias ſeinen ganzen Koffer geſchenkt hatte, in dem aber dieſer mit Verdruß nur Bücher fand.

Fritz wanderte zum Thor hinaus. Einige Thaler waren ſein ganzer Reichthum. Was er beginnen wollte, wußte er ſelbſt noch nicht. Es gab damahls Krieg faſt in ganz Europa. Er betrachtete ſich lächelnd, und dachte an die Worte Fallſtaffs:

„Futter für Pulver!“ Mit dieſem halbge-

Digitized by Google

reiften Vorſatz wanderte er einige Meilen, und näherte ſich der Gränze des benachbarten Königreichs, wo er, wenn der Zufall ihm nichts Beſſeres in den Weg würfe, der erſten beſten Trommel nachziehen wollte.

In dieſen Gedanken unterbrach ihn plötzlich das Keuchen eines Menſchen hinter ihm. Er ſah ſich um, und erblickte einen Mann von edler Geſtalt, aber nur in einer kurzen Weſte gekleidet und ohne Hut. Ehe er noch Zeit hatte, Betrachtungen über den Fremden anzuſtellen, redete dieſer ihn ſchon haſtig an:

„Guter Freund! rettet mich! die Verfolger ſind mir auf der Ferſe. So wie ihr mich hier ſehet, bin ich aus der Feſtung entſprungen, aber denkt darum nichts Arges von mir. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein Unglücklicher: Ihr ſollt mich kennen lernen, doch jetzt iſt kein Augenblick zu verlieren. Ich habe ſchon die Lärmkanonen hinter mir gehört. In dieſer Geſtalt erkennt man mich auf den erſten Blick, und hier iſt weit und breit kein Buſch, keine Höhle, wo ich mich verbergen könnte. Aber die Gränze meines Königreichs iſt nicht fern mehr. Leihet mir Etwas von Eurer Kleidung, ſo bin ich gerettet, und Euch ſoll reich vergolten werden.“

Indeſſen der Fremde ſo ſprach, hatte Fritz deſſen edle Phyſiognomie beobachtet, und ohne ſich zu beſinnen, ohne zu antworten, riß er den Bündel von ſeinem Knotenſtocke, löſete des Vaters Oberrock ab, half ihn den Flüchtling anziehen, ſetzte

ihm die alte Perücke auf, den eigenen Hut darüber, gab ihm den Stock in die Hand, und ſagte: „Gehen Sie mit Gott.“

„Ich kann Euch jetzt nicht danken, wie ich ſollte,“ erwiederte der Fremde: „aber es wird eine Zeit kommen. Dieſer Weg führt Euch nach B.**, dort fragt an dem Thore nach dem Grafen R.**

Mit dieſen Worten entfernte er ſich haſtig. Fritz ſah ihm lange verwundert nach, bis der Eilende in einem Hohlwege verſchwand. Dann zog er ſeine Schlafmütze aus der Taſche, bedeckte damit ſein entblößtes Haupt, ſchnitt ſich einen Stock vom nächſten Baume, ſetzte ſeine Wanderſchaft ruhig fort, und ſagte lächelnd: da iſt die ganze Erbſchaft auf ein Mahl zum Henker gegangen!

Es währte nicht lange, ſo hörte er Pferdegetrappel hinter ſich. Huſaren ſprengten heran. Als ſie ihn erreicht hatten, hielten ſie, und betrachteten ihn aufmerkſam. Er ſah ihnen ſteif in die bärtigen Geſichter. „Das iſt er nicht,“ ſagte einer von ihnen zu ſeinen Cameraden.

„He! guter Freund! habt Ihr nicht einen Mann geſehen, der ſo und ſo gekleidet war?“

„O ja,“ antwortete Fritz gelaſſen: „eine halbe Stunde von hier nahm er den Weg nach dem Dorfe linker Hand. Er ſchien große Eile zu haben.“

„Das glaube ich!“ rief der Huſar ſchmunzelnd. „Links um Cameraden! den erreichen wir. Doch

Digitized by Google

mögen zwey von uns bis an die Gränze reiten, wie befohlen worden.“

Und fort ſprengten ſie im ſauſenden Gallopp rückwärts und vorwärts. Die beyden letztern kehrten bald zurück. Sie hatten zwar den Flüchtling ereilt, doch, durch ſeine Verkappung getäuſcht, ihn nach einigen keck beantworteten Fragen ruhig ziehen laſſen. Jetzt tummelten ſie ſich, um ihre Cameraden einzuhohlen.

Fritz ſah den Staubwolken anfangs lächelnd, aber bald bedenklich nach. „Ob ich recht gethan habe?“ ſo ſprach er zu ſich ſelber: „weiß ich freylich nicht. Möglich, daß ich einen Verbrecher der gerechten Strafe entzogen. Aber ſo iſt der Menſch, und das iſt noch das Beſte an ihm: den Schwächern nimmt er gern in Schutz, ohne zu fragen, ob er es verdient. Es wäre mir nur leid um meine Erbſchaft, wenn ich ſie übel angewendet hätte.“

Faſt hatte er ſein Abenteuer ſchon vergeſſen, als er die Gränze des fremden Landes, und bald darauf deſſen Hauptſtadt, B.**, erreichte. Nachdem die Schildwache ihm am Thore auf die gewöhnliche barſche Weiſe examinirt, und kein Arges in ihm gefunden hatte, fragte er nach dem Grafen R.**. Auf dieſe Frage betrachtete der Soldat ihn noch ein Mahl vom Kopf bis zu den Füßen, zog die Klingel, und ein Officier erſchien, der ein Signalement in der Hand hielt, mit welchem er den Wanderer verglich.

Digitized by Google

Seine Geſtalt mußte wohl ſehr treffend geſchildert ſeyn, (die Angſt bemerkt ſcharf) denn ohne weitern Zweifel zu hegen, hieß er den Pilger höflich willkommen, rief ſeine Ordonnanz und befahl ihr, den Fremden nach dem Hotel des Grafen N.** zu begleiten. Der Grenadier ſchritt vor ihm her, Fritz folgte neugierig. Nachdem ſie einige Straßen durchwandert, erblickte er in der Ferne einen Pallaſt von zahlreichen Equipagen umgeben. Ohne ſeinen Begleiter würde er ſchwerlich durchgedrungen ſeyn. Der Grenadier machte Platz. Jetzt ſtanden ſie an der Pforte, vor der ein dicker Schweizer im verbrämten Wehrgehänge ſich brüſtete, und den Ankömmling in der Schlafmütze über die Achſel anſchaute. Aber kaum hatte er vernommen, wen er vor ſich habe, als er faſt erſchrocken ſeinen Hut lüftete, und einen Kammerdiener rief, um dieſen beſtaubten Mann ſogleich zu Sr. Excellenz zu führen.

Wohlgemuth folgte Fritz dem neuen Führer, eine Paradetreppe hinauf, durch Vorzimmer, in welchen Lakeyen würfelten, Jäger plauderten, und Hayducken gähnten. Flügelthüren wurden geöffnet. Da ſtand der Mann von geſtern im Kreiſe bebänderten Herren, die ihre Glückwünſche demüthig darbrachten.

Kaum erblickte der Graf den Pilger, der, mit abgezogener Schlafmütze, doch ein wenig betreten auf der Schwelle ſtand, als er haſtig durch das Gewühl ſich drängte, ihn bey der Hand ergriff, in

Digitized by Google

den Saal zog, und ihn der hochanſehnlichen Verſammlung als ſeinen Retter vorſtellte. Jedermann beeiferte ſich, ihn mit Liebkoſungen zu überhäufen. Fritz wußte nicht recht wie ihm geſchah. Der Graf, der noch Geſchäfte abzuthun hatte, erſuchte ihn zu verweilen, bis er allein mit ihm ſprechen könne.

Fritz zog ſich beſcheiden in eine Fenſterbrüſtung zurück, und erwartete ruhig den Ausgang des ſeltſamen Abenteyers. So viel, dachte er, ſehe ich wohl, daß meines Vaters Segen auf ſeiner Erbſchaft ruht. Ein freundlicher Secretär geſellte ſich zu ihm, der ſeine Neugier befriedigte. Der Graf von R.** war General und Liebling ſeines Königs, deſſen Recht er im Felde und im Cabinette mit Tapferkeit und Schlauheit verfochten hatte. Sein Wirken fiel aber gerade in eine Zeit, wo Vaterlandsliebe oft ein Verbrechen geſcholten wurde. Der Feind ſtellte ihm Netze. Durch tückiſche Liſt bemächtigte man ſich ſeiner Perſon, und ſperrte den gefährlichen Mann in eine Feſtung. Aus dieſer war ihm gelungen zu entkommen, obſchon mit Lebensgefahr, da er über Dächer klettern und zuletzt einen bedenklichen Sprung hatte wagen müſſen. Im freyen Felde ſah er ſich zwar endlich, aber darum noch nicht gerettet, denn manche unvermuthete Hinderniſſe hatten ſeine Flucht ſo ſehr verzögert, daß die Dunkelheit einer regnichten Nacht, auf die er zählte, viel zu früh von der Morgenſonne verſcheucht wurde. Man vermißte ihn alſobald. Die ganze Garniſon kam in

Digitized by Google

Bewegung, aus allen Thoren ſtürzten die Verfolger, auf allen Straßen ſpähten ſie nach ihm, und ohne die Perücke des alten Föhrenbachs würde er ſchwerlich entronnen ſeyn.

Jubelnd empfing ihn die Hauptſtadt ſeines Vaterlandes, gerührt umarmte ihn ſein königlicher Freund. Die neidiſchen Höflinge eilten um die Wette, ſich hoch erfreut zu ſtellen, und verwünſchten insgeheim ſeine Zurückkunſt. Er ſann bereits auf neue Plane, die Feinde fühlen zu laſſen, daß er wirklich wieder am Ruder ſtehe, als Fritzens Erſcheinung ihn an die Pflichten der Dankbarkeit erinnerte, die, — es mag unglaublich ſcheinen — dem Günſtling des Königs heilig waren. Kaum hatte das Schranzengewimmel ſich entfernt, als der Graf den Pilger in ſein Cabinett rufen ließ. Hier befragte er ihn mit einer Art von Vertraulichkeit um ſeinen Nahmen: — Fritz Föhrenbach — ſein Vaterland? — keines mehr, — ſeine Geſchäfte? — hoffen — ſeine Ausſichten? — finſter. In einer halben Stunde hatte der erfahrne Weltmann den offenen Jüngling durchſchaut.

„Es freut mich,“ hub er an: „daß Sie Luſt zum Soldatenſtand äußern. Da kann ich Ihnen am erſten nützlich werden. Kommen Sie morgen wieder, und ich hoffe Ihnen gute Nachrichten mitzutheilen.“ — Er hielt Wort. Auf ſeine Bitte nahm der König den Fremdling als Fähndrich in ſeine Dienſte. — Das Glück, ſogleich Officier zu werden, hatte er

Digitized by Google

ſich nicht träumen laſſen. Er dankte ſeinem Gönner mit dem treuherzigen Verſprechen, bey erſter Gelegenheit ſich deſſen würdig zu zeigen. Auch einen Beutel mit Gold zu ſeiner Equipirung, den der Graf ihm aufdrang, empfing er dankbar, ſtand aber noch immer zögernd im Cabinett, und ſah ſich mit einiger Aengſtlichkeit um.

„Fehlt Ihnen noch etwas,“ ſagte der Graf: „ſo reden Sie frey.“

„Mein Oberrock — meine Perücke“ — ſtammelte der Jüngling.

„O die laſſen Sie mir. Ich werde ſie zum Andenken unter meinen Koſtbarkeiten verwahren.“

„Nein, Ew. Excellenz, das kann nicht ſeyn.“

„Da Sie künftig Uniform tragen, ſo ſind Ihnen beyde ja doch völlig unnütz? und ihr Werth iſt ſo gering.“

„Ihr Werth — ich bitte Herr Graf — ſie ſind unſchätzbar für mich. Mein Vater hat ſie getragen. Es iſt Alles was er mir hinterlaſſen hat, und ich lebe der frohen Zuverſicht, daß ſein Segen darauf ruht.“

„Daß iſt ein anders,“ ſagte der Miniſter: „und jetzt bin ich Ihnen doppelt verpflichtet, da Sie Ihr ganzes Erbe an einen Unbekannten wagten.“

Er ließ ihm den Oberrock ſammt der Perücke ausliefern, und Fritz empfahl ſich mit frohem Herzen. In ſeinen neuen Stand wußte er ſich trefflich zu ſchicken, gewann die Liebe und Achtung ſeiner

Cameraden, und benutzte die Muſe des nächſten Winters, um ſich theoretiſche Kenntniſſe im Militärfache zu erwerben. Die practiſchen hoffte er im Frühjahr beyzufügen, denn die ganze Armee bereitete ſich ins Feld zu rücken.

Den Grafen hatte er indeſſen nur auf der Parade geſehen, wohl aber der Graf ihn nicht aus den Augen verloren, und ſtets erwünſchte Nachrichten von ihm eingezogen. Fritz wußte davon nichts, und meinte, es habe ſich ſein Gönner hinreichend mit ihm abgefunden, auch ihn ſchon längſt vergeſſen. Um ſo angenehmer wurde er überraſcht, als er, einige Tage vor dem Aufbruche der Armee, welche der Graf commandiren ſollte, zum Lieutenant und Flügeladjutanten des Feldherrn ernannt wurde. Hin flog er zu deſſen Pallaſte, um zu danken. „Laſſen Sie das gut ſeyn," ſagte der Graf: „Sie werden bald Gelegenheit finden mir zu beweiſen, daß ich mich nicht in Ihnen irrte."

Und Fritz bewies es ihm täglich. Wo eine Gefahr zu beſtehen war, da fand man ihn als Freywilligen an der Spitze, und oft mußte ſein General ihn ſelbſt zurückhalten, ſein Leben nicht muthwillig zu wagen. Eines Tages wurde ihm ein verlorner Poſten anvertraut, der ſo weit vorgeſchoben war, daß er in jedem Augenblick abgeſchnitten werden konnte. Allein der Poſten war ſehr wichtig, denn nur von da aus konnten die Bewegungen des Feindes dergeſtalt beobachtet werden, daß der Feldherr

den Angriffsplan, den er im Schilde führte, und von dem das Schickſal des ganzen Feldzuges abhing, gehörig ordnen konnte. Darum widerſetzte er ſich auch nicht, als ſein Adjutant ſich erboth, das Wageſtück zu unternehmen, obgleich er ihn mit ſchwerem Herzen von ſich ließ.

In einer Felſenſchlucht am Rande des Waldes, hatte Fritz ſeine wenige, aber beherzte Mannſchaft poſtirt. In finſterer Nacht, mit Hülfe eines der Gegend kundigen Bauers, erſchlich er den verborgenen Ort. Hier mußten die Soldaten faſt den ganzen Tag hinter den Geſträuchen lauern, weil das feindliche Lager ſo nahe ſtand, daß man den Schildwachen beynahe das Weiße im Auge ſehen konnte, und ein Bach, der ſich aus der Felſenſchlucht ergoß, diente, einige hundert Schritt von da, den Cavalleriepferden zur Tränke. Fritz hatte ſeinen Standort auf einer dickbelaubten Eiche genommen, von wo herab er mit dem Fernrohr alles überſchaute. Dort zeichnete er die Stellungen der verſchiedenen Corps, und zählte ihr Geſchütz. Eigentlich hatte er nun ſchon ſeinen Auftrag vollführt, denn mehr verlangte der General nicht zu wiſſen; aber Fritz erfuhr, daß in einem nahen, vom Feind beſetzten Dorfe das Kirchweihfeſt gefeyert werde. Dort, meinte er, laſſe ſich beym frohen Gelage wohl manches von den Anſtalten und Abſichten der Feinde ausforſchen, und faßte den verwegenen Entſchluß, verkleidet unter die Gäſte ſich zu miſchen.

Digitized by Google

Seine Leute hatten kurz zuvor einen verdorbenen Schneider angegriffen, der jetzt ein wandernder Buchhändler war; nähmlich er zog mit einem Vorrath ſolcher Büchlein in der Welt herum, wie ſie auf Jahrmärkten zu geiſtiger Beluſtigung der Bürger und Bauern verkauft werden; die ſchöne Magellone, der gehörnte Siegfried, Till Eulenſpiegel, und mehr dergleichen; auch eine Menge der neueſten Lieder, wie ſie vor fünfzig Jahren geſungen worden. Daß dieſer Schneider kein gefährlicher Mann ſey, das ſah man wohl auf den erſten Blick; aber weil er doch den Schlupfwinkel des Poſtens verrathen konnte, ſo behielt man ihn vorläufig in Verwahrung, ohne ihm ſonſt ein Leides zuzufügen.

Fritz nahm die Büchlein, zog ſeines Vaters Oberrock an, ſetzte die Perücke auf, befahl ſeinen Leuten, wenn er in vierundzwanzig Stunden nicht zurück komme, ſich heim zu ſchleichen, und ſeine Papiere dem Feldherrn zu überliefern. Dann ging er dreiſt hervor, und gerade auf das Dorf los, erreichte es glücklich, beſtach gleichſam die Schildwachen mit einigen Kriegsliedern, und kramte ſeine Waare unter der großen Linde aus. Eine Zeit lang ging es gut. Die Bauern ſammelten ſich um ihn, die feindlichen Soldaten ſchienen ſeiner wenig zu achten. Zu Mittage ſetzte er ſich im Wirthshauſe mitten unter die Gäſte, horchte, lauſchte, fragte, erfuhr und errieth manches. Als zur Kirche geläutet wurde, that er, als wolle auch er ſeine Andacht verrichten,

Digitized by Google

ſchlich ſich aber auf den Thurm, überſah von da aus noch viel beſſer die feindliche Stellung, und zeichnete ſie auf ein Blättchen, das er in ſeinem Schuhe verborgen hatte. Aber einem feindlichen Officier war ſeine Geſtalt doch aufgefallen, mehr noch ſeine kluge Aufmerkſamkeit auf alles, was im Wirthshauſe geſprochen wurde. Er ließ ihn nicht aus den Augen, folgte ihm unbemerkt, ſchlich ihm nach auf dem Thurm, überraſchte ihn beym Zeichnen, und griff ihm plötzlich in den Arm. Fritz erſchrack, doch ſeine Geiſtesgegenwart verließ ihn nicht. Er faßte den Officier um den Leib, warf ihn mit überlegener Stärke zwiſchen den Glockenſtuhl, und rannte die Treppe hinab. Aber jener raffte ſich zuſammen, folgte ihm laut ſchreyend: halt! halt! ein Spion. Kaum hatte Fritz die Straße betreten, als er umringt wurde, und gänzlich unbewaffnet, ſich ergeben mußte.

Man führte ihn ſogleich zum General. Sein Verbrechen war erwieſen, und man verhörte ihn nun noch, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen. Da er aber hartnäckig ſchwieg, ſo befahl der General, ihn, ohne weitere Umſtände an die große Linde mitten im Dorfe aufzuknüpfen. Nur um das heutige Feſt nicht zu ſtören, und da es ohnehin ſchon dunkel wurde, vergönnte er dem Deliquenten noch eine Friſt bis zum Anbruch des morgenden Tages. Während der Nacht ſollte er ſcharf bewachet werden. Der Officier, der dieſen Auftrag erhielt,

Digitized by Google

ſperrte ihn, um ſein Entweichen ſicher zu verhüthen, in einen leeren Keller des Pfarrers, der im Freyen der Pfarrwohnung gerade gegenüber lag. Er war in einen Felſen gehauen, von geringer Tiefe, und mit einer ſtarken eiſernen Thüre verſehen, in der ſich nur ein viereckigtes Loch einer Hand breit befand. Vor dieſe Thüre wurden zum Ueberfluſſe noch zwey Schildwachen geſtellt. Hier ſollte ſich Fritz zum Tode bereiten, und that es mit Ergebung.

Aber ſein Engel wachte. Des Pfarrers hübſche Pflegetochter, die den Schlüſſel zum Keller bringen mußte, hatte mit Schaudern vernommen, welch ein Schickſal dem Unglücklichen bevorſtehe, der an ihr vorüber geführt wurde, und deſſen edle Geſtalt ſie rührte. Am Abend konnte ſie weder eſſen, noch in der Nacht das Auge ſchließen. So oft die Schildwachen vor dem Keller ſich ablöſeten, ging ihr ein Dolch durchs Herz. Wie mag dem Unglücklichen zu Muthe ſeyn, dachte ſie. Vielleicht hat er Weib und Kinder. Ach! könnte ich ihn doch retten! — Und plötzlich ſchien eine Stimme ihr zuzuflüſtern: du kannſt ihn ja retten, warum thuſt du es nicht? — Jetzt erſt erinnerte ſie ſich der Gelegenheit des Hauſes. Der Keller nähmlich, der unter der Pfarrwohnung lag, hing durch einen Gang mit jenem Felſenkeller zuſammen. Als das Kriegsgetümmel ausbrach, hatte der Pfarrer ſeine beſten Sachen auf den Nothfall in dieſen Gang gebracht, dann auf einer Seite ihn zugemauert, und auf der andern, wo

Digitized by Google

er durch eine enge Schlucht in den Felſenkeller führte, ihn mit Moos und loſen Steinen ſo künſtlich zugeſetzt, daß es, in der Dämmerung, die da ewig herrſchte, ſchwerlich bemerkt werden konnte. Einige trockene, zu Flaſchen beſtimmte Kürbiſſe lagen noch davor, und einige Weinbergspfähle, die der Zufall dahin geworfen zu haben ſchien.

Kaum war die Erinnerung an dieſen Umſtand durch den Kopf des Mädchens geflogen, als ſie auch ſchon aus dem Bette ſprang, ein leichtes Gewand überwarf, die Nachtlampe ergriff, und in den Keller eilte. Den zugemauerten Eingang zu öffnen, ſchien ihre Kräfte faſt zu überſteigen. Der Morgen war nahe. ſie fühlte eine Angſt, als ob ſie ſelber zum Tode geführt werden ſollte. Sie ſchlich die Treppe wieder hinauf, ſuchte und fand eine Brechſtange, eilte ſo bewaffnet hinab, arbeitete mit einer Anſtrengung, die ſie immer ſich zugetraut, und ſobald ſie eine Oeffnung zu Stande gebracht, die nur eben groß genug war, um ihren ſchlanken Körper durchſchlüpfen zu laſſen, verſuchte ſie es, kam mit einigen Quetſchungen glücklich hindurch, und eilte nun leiſe zu dem Felſenkeller, den Fußtritt der Schildwachen über ſich vernehmend.

Das Hinwegräumen des Mooſes und der lockern Steinen machte ihr wenig Mühe. Fritz, der nicht ſchlief, hatte wohl ſchon lange in der Ferne ein dumpfes Geräuſch vernommen, doch nicht geahndet, daß es ſeine Befreyung gelte. Aber jetzt, da im tiefſten

Winkel des Kellers ſich etwas zu regen ſchien, fuhr er auf, und harrte mit zurückgehaltenem Athem, was daraus werden ſolle?

Nicht lange ſo erblickte er einen Schimmer durch Ritzen, die in jedem Augenblicke ſich vergrößerten. Wiederum nicht lange, ſo gewahrte er ein Paar kleine weiße Hände, die vorſichtig das Moos wegräumten, und dann die Steine, um jedes verrätheriſche Gepolter zu verhüthen, behuthſam auf die weiche Unterlage fallen ließen.

Nach einigen Minuten war die Oeffnung ſo groß, daß er eine holde weibliche Geſtalt dahinter erblicken konnte, die in der einen Hand eine Lampe hielt, und mit der andern ihm winkte.

Er folgte dieſem Winke auf den Zehen. Doch als er noch einen Blick auf die äußere Thüre warf, ſah er, daß bereits die Morgendämmerung durch das kleine Loch ſich ſtahl, und wie ein Blitz fuhr ihm durch die Seele, daß es nicht genug ſey dem Keller zu entrinnen, ſondern daß er auch Zeit bedürfe, wenigſtens eine Stunde, um ohne verfolgt und ertappt zu werden, ſeinen Schlupfwinkel im Walde zu erreichen. Noch wenige Minuten, und es war hell genug in dem Keller, der kaum zwey Schritt ins Gevierte maß, um der Schildwache, die ohne Zweifel durch das Loch ſchauen würde, ſeine Flucht zu verrathen.

Das Lämpchen warf jetzt einen dämmernden Schein in den Kerker. Er ſah die Kürbiſſe und die Wein-

Digitized by Google

bergspfähle. Raſch ergriff er einen der letztern, pflanzte ihn leiſe in die Erde, ſtieß einen Kürbis darauf, hing ſeinen Oberrock über den Pfahl, und ſetzte die Perücke auf den Kürbis. Dann kroch er hinaus zu ſeinem Engel, der ihn zitternd in die Pfarrwohnung geleitete, ihm ein Gartenpförtchen öffnete, und einen Feldweg andeutete, auf dem er die Schildwachen umgehen könne.

Zu erläuternden Geſprächen war hier keine Zeit vorhanden, nur ein Wort des Dankes ſtammelte Fritz. Nur das konnte er noch ſagen: „Sie haben einem ehrlichen Manne das Leben gerettet.“ Aber tief in das blaue Auge ſah er dabey dem ſchönen zitternden Mädchen, ſchlürfte mit dieſem Blicke ihre Geſtalt für ewig in ſein Herz, und eilte beflügelt davon.

Erſt als er fort war, brach das Mädchen in Thränen aus, ſie wußte ſelbſt nicht warum. Es war die verhaltene Angſt, die jetzt ſich Luft machte. Weinend ſchlich ſie auf ihr Kämmerlein, und dankte Gott! und ſprach mit freudiger Rührung: „Ich habe einem Menſchen das Leben gerettet!“.

Fritz, von der Dämmerung begünſtiget, erreichte den tiefen Strom, wo jenſeits desſelben ihm Sicherheit winkte. Nur eine Brücke führte über dieſen Strom, die zu ſuchen er keine Zeit verlor. Er war ein ziemlich guter Schwimmer, warf ſich kühn in die Wellen, und trotz der Erſchöpfung, die, nach einem ſolchen Abenteuer ihm faſt die letzten Kräfte raubte,

Digitized by Google

erreichte er glücklich das jenſeitige Ufer; bald darauf auch ſeine Mannſchaft, die, ſeiner ängſtlich harrend, an ſeine Rückkehr ſchon verzweifelt hatte.

Nicht überflüſſig zeigte ſich die Liſt, welche er erſonnen, um jene Schildwachen irre zu führen. Denn, kaum beleuchtete die Morgenröthe die eiſerne Kellerthür, als einer um den anden durch das Loch ſchaute; weil es aber jedem vorkam, als ſtehe der Deliquent leibhaftig da, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet, ſo konnte auch keinem in den Sinn kommen Lärm zu machen. Nur als der eine Soldat ſich gar in ein Geſpräch mit ihm einlaſſen wollte, und auf wiederhohltes Anrufen keine Antwort erhielt, ſchien ihm das verdächtig, und er würde vielleicht zur Unzeit laut geworden ſeyn, hätte nicht der andere ihn erinnert, daß ein Menſch, der in der nächſten Stunde ſeinen Tod erwarte, ſchwerlich Luſt haben könne, eine Converſation anzuſpinnen, ſondern daß er vermuthlich bethe. Das beruhigte den ſchwatzluſtigen Cameraden, und er ſagte nur noch: Armer Schelm! Gott ſtehe dir bey!

Indeſſen hatte des Pfarrers Pflegetochter, als ſie kaum vor Angſt und Freude ſich erhohlte, ein neuer Schrecken ergriffen; denn nun erſt fiel ihr plötzlich ein, daß man ja den geöffneten Gang, folglich auch ihres Pflegevaters ganzen Reichthum finden und vermuthlich plündern werde, ja, daß ſogar des Gefangenen Entweichung ihm aufgebürdet werden könnte. Bleich und zitternd lief ſie zu dem Alten, der

eben ſein Morgengebeth verrichtete, fiel dem Erſchrockenen weinend um den Hals, und bekannte was ſie gethan.

Im erſten Augenblick ſtutzte der ehrwürdige Greis, aber ſchon im zweyten fand er ſeine Faſſung, ſeinen Glauben, ſein Vertrauen wieder. Er faßte die weinende Bertha in ſeine Arme. „Sey ruhig," ſprach er; „eines Menſchen Leben wird nicht zu theuer erkauft. War auch der Mann vielleicht ein Böſewicht, ſo gewinnt er nun Raum zur Buße, und du haſt eine Seele gerettet. Eine Seele! den koſtbarſten Schatz! Mögen ſie doch plündern. Was ſonſt geſchehen könnte, darum ſey unbekümmert, und halte dich ſtill in deinem Kämmerlein. Ob du vor Menſchen recht gehandelt, mag zweifelhaft ſcheinen. vor Gott, gewiß! Darum gehe, mein Kind."

Bertha ging getröſtet in ihr Kämmerlein, und lauſchte hinter den Vorhängen ihrer Fenſter. Es war nun gänzlich Tag geworden. Ein Feldprediger erſchien, um den Delinquenten zum Tode zu bereiten. Ihm auf dem Fuße folgte das Detaſchement, welches Befehl hatte, ihm eine halbe Stunde Zeit zu Erfüllung ſeiner Amtspflicht zu gönnen, und dann zur Execution zu ſchreiten.

Mit einem frommen Seufzer trat er in den Keller, wo noch Dämmerung herrſchte. Mit großer Salbung begann er zu ſprechen, und durch eine freundliche Schilderung des Paradieſes, wo er wie zu Hauſe ſchien, die Schreckniſſe des Todes zu mil-

Digitized by Google

dern. Der Delinquent hörte ihm ſchweigend zu, welches dem Redner wohl gefiel, und ihn keineswegs befremdete. „Ich freue mich, mein Sohn,“ ſagte er: „daß Ihr mit ſo frommer Ergebung Eurem Schickſal entgegen geht. So legt denn Eure letzte Beichte ab, und empfangt von mir die Abſolution.“

Als aber auch dieſe Aufforderung unbeantwortet blieb, erinnerte der Prediger ihn mit Ernſt, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe. Umſonſt! er ſchwieg hartnäckig. Das ſchien dem Redner eine hartnäckige Verſtockung. Mit frommem Eifer faßte er ſeinen Arm, um etwa aus der Betäubung ihn zu rütteln, und fand, — einen leeren Aermel — ergriff das Phantom haſtig beym Kopfe, und erwiſchte — einen Kürbis.

Jetzt zog ſein Geſchrey den Officier des Detaſchements, und nach und nach den ganzen Trupp herbey. Die Sonne ging auf, und beleuchtete die langen Geſichtern mit hängenden Mäulern. Die Soldaten erklärten einmüthig, der Kerl ſey ein Hexenmeiſter, der im Bunde mit dem Satan ſtehe. Allein der Officier unterſuchte den Keller, fand die Oeffnung, ließ eine Laterne hohlen, kroch durch den Gang, und entdeckte die Spur des Entwichenen.

Der Pfarrer wurde gerufen. Seine wahrhafte Erklärung, daß er dem Flüchtling auf keine Weiſe Vorſchub gethan, fand Glauben, denn ſie wurde durch ſein graues Haar, ſeine Ehrfurcht einflößende Geſtalt unterſtützt. Es ſchien nicht unwahrſchein-

Digitized by Google

lich, daß der Spion einen Verſuch gemacht, ſich zu retten, und ohne fremde Beyhülfe die locker verſtopfte Oeffnung gefunden; dann, von der Angſt geſtärkt, die dünne Mauer durchbrochen, und ſo während der Nacht durch des Pfarrers Wohnung geſchlichen. Wenigſtens war der menſchliche Officier geneigt, dieſe Erklärung anzunehmen, wenn gleich noch manches Aber dagegen einzuwenden ſeyn möchte. An des Pfarrers Pflegetochter wurde nicht gedacht, und der Officier begnügte ſich den Vorfall ſeinem General zu rapportiren, der ſich entſchloß, in eigener Perſon eine ſtrenge Unterſuchung anzuſtellen, die er jedoch bis auf den folgenden Morgen verſchob, da überhäufte Geſchäfte ihn eben jetzt daran hinderten.

Aber ehe dieſer folgende Morgen anbrach, ſtellte ſich ein anderes Hinderniß in den Weg, durch welches jede Unterſuchung für immer niedergeſchlagen wurde. Denn kaum war Fritz, zu des Feldherrn großer Freude, im Lager der Seinigen angekommen, kaum hatte er dem Grafen die feindliche Stellung aus ſeinem treuen Gedächtniß vorgezeichnet, als dieſer für die nächſte Nacht einen allgemeinen Angriff beſchloß. Es geſchah und gelang vollkommen. Trotz des Feindes verzweifelter Gegenwehr, ſah ſich der Graf am Morgen im Beſitz des verſchanzten Lagers, hatte eine Menge Kanonen, und alles Gepäck erbeutet.

Unter demſelben Baume, an welchem Fritz Ta-

ges zuvor den Tod finden ſollte, ernannte der Feldherr ihn jetzt zum Hauptmann, wohl erkennend, daß er nur der Kühnheit des jungen Helden den Sieg verdanke. Fritz konnte aber ſeines Glückes kaum froh werden, denn vergebens war er im Getümmel nach der Pfarrwohnung geeilt, um dankbar ſeine Retterinn vor jeder Gefahr zu ſchirmen; er fand das Haus öde und leer, den Gang geplündert; der Greis mit ſeiner Tochter waren entflohen. Nur den alten Oberrock ſammt der Perücke fand er noch im Felſenkeller, nahm die ſegenreiche Erbſchaft wieder zu ſich, und begehrte keinen andern Theil an der Beute.

Die Launen des Krieges wechſelten noch oft in dieſem Feldzuge, und führten das Heer, bald ſiegend, bald geſchlagen, in ferne Gegenden. Ueberall begleiteten den tapfern Föhrenbach die kargen Erbſtücke ſeines Vaters, und dieſen ſchrieb er es gläubig zu, daß er aus den mörderiſchſten Gefechten ſtets unverwundet hervor ging. Ein Kreuz in ſeinem Knopfloche bewies, daß er ſich nirgends geſchont hatte.

Jetzt war der Winter nahe, und der Feldherr beſchloß, noch eine Hauptſchlacht zu wagen, um ſeinem erſchöpften Heere ruhige Winterquartiere zu verſchaffen. In dieſer Schlacht, in der von beyden Theilen mit Wuth gefochten wurde, widerfuhr es Fritz zum erſten Mahle, beym Stürmen einer Batterie, daß eine Flintenkugel ihn mitten auf der Bruſt

traf. Er ſtürzte nieder, und glaubte ſich ſchwer verwundet. Doch ſchnell erhohlte er ſich, ſprang munter auf ſeine Füße, riß die Weſte auf, und ſiehe, die Kugel rollte auf den Boden, denn er hatte die alte Perücke unter die Weſte geknöpſt, weil er eben nicht wußte wo er ſie laſſen ſollte; ihr dichtes Haargewebe hatte die Kraſt der ohnehin matten Kugel gehemmt. Vater! rief er, du biſt mit mir! Haſtig griff er nach den entſunkenen Degen, ſtürmte noch ein Mahl den Hügel hinan, und die Batterie war genommen.

Sie allein hatte bisher das Umgehen des feindlichen linken Flügels gehindert. Jetzt drang des Graſen rechter Flügel mit Macht vor, und der Sieg war entſchieden. Es hatte viel Blut gekoſtet von beyden Seiten. Das Schlachtfeld war mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Den Hauptmann Föhrenbach ließ der Graf überall ſuchen, um ihn als Major zu umarmen. „Das verdanke ich meinem Vater,“ ſagte der Beſcheidene, und verließ den Feldherrn in einer Art von Betäubung. Eine kalte Nacht war angebrochen. Fritz ließ von ſeinem Reitknechte den alten Oberrock ſich reichen, der immer hinten auf deſſen Pferde geſchnallt war, hüllte ſich mit Wohlbehagen darein, und ſchritt langſam über das vom Monde beleuchtete Schlachtfeld, um ein ihm angewieſenes Quartier im nächſten Dorfe zu ſuchen. Als er ſo zwiſchen Leichen wandelte, vernahm er plötzlich unter ſeinen Füßen ein Gewinſel,

bückte ſich, und erkannte einen feindlichen, ſchwer verwundeten Officier, einen alten Mann, dem ein Säbelhieb den Schopf vom Hirnſchädel gehauen, und tief in den Kopf gedrungen war. Er hatte viel Blut verloren, beklagte ſich über Durſt und Kälte, und bath ihn vollends umzubringen. Fritz kniete neben ihm. Das Mondenlicht zeigte ihm ehrwürdige Züge in dem bleichen Antlitz; es kam ihm vor als hätte der Mann einige Aehnlichkeit mit ſeinem Vater. Sogleich zog er den Oberrock aus, hüllte den Verwundeten darein, und, in Ermangelung jedes anderen Verbandes, bedeckte er deſſen Haupt mit der wärmenden Perücke. Dann lud er ihn auf ſeinen Schultern, und trug ihn ſanft in ſein Quartier, eine reinliche Bauerſtube mit einem Bette verſehen, welches er dem leidenden Gaſt abtrat, Erquickungen herbey ſchaffte, und nach dem Wundarzte ſandte. Der Unglückliche lag in Ohnmacht. Der Wundarzt kam, unterſuchte die Wunde, ſchüttelte den Kopf und verband ſie.

Erſt gegen Morgen erhohlte ſich der Fremde, und ſein Bewußtſeyn kehrte zurück. Sprechen konnte er noch nicht, aber in ſeinen Augen war die Rührung zu leſen, mit welcher er die menſchenfreundlichen Bemühungen ſeines Wirthes erkannte. Fritz wich faſt nicht von ſeinem Bette. Kein Sohn konnte zärtlicher ſeinen Vater pflegen. Dennoch äußerte der Wundarzt nur geringe Hoffnung.

Der Kranke ſchien ſein herannahendes Ende zu

Digitized by Google

fühlen. Am dritten Tage raffte er ſeine letzten Kräfte zuſammen, fragte nach dem Nahmen ſeines Wohlthäters, und ſtammelte in abgebrochenen Sätzen:

„Ich bin der Obriſt von Dallbrück. Faſt ein halbes Jahrhundert hatte ich meinem Vaterlande mit den Waffen gedient, und hoffte nun im Genuß eines anſehnlichen Vermögens, im Beſitz einer liebenswürdigen Tochter, meine Tage zu beſchließen, als dieſer Krieg ausbrach, und das Vertrauen meines Fürſten mich noch ein Mahl ins Feld rief. Sonſt ging ich freudig, dießmahl mit ſchwerem Herzen, denn ich ließ ein geliebtes, unbeſchütztes Kind zurück. Nur eine alte Verwandte hatte ich noch, die in einem kleinen Städtchen tief im Lande wohnte, wohin, ſo hoffte ich, das Kriegsgetümmel nie dringen würde. Dahin brachte ich meine Tochter, und nahm — ach! für ewig! Abſchied von ihr. Mein baares Vermögen über zwanzigtauſend Thaler in Gold mochte ich in dieſen unſichern Zeiten niemanden anvertrauen. Ich vergrub es im Garten unter einem alten Lindenbaum, denn Sicherheit für Menſchen und Gold gewährt jetzt nur der Schoß der Erde.“

„Die Hoffnung, mein Kind ſicher zu wiſſen, hat mich getäuſcht! Das Städtchen iſt, bey einem feindlichen Streifzuge ein Raub der Flammen geworden, die Einwohner haben ſich zerſtreut, und alle meine Nachforſchungen, um zu erfahren, ob mein Kind lebt oder todt iſt, waren bis jetzt vergebens! das

Digitized by Google

Land iſt von Ihren Truppen beſetzt, und ich gehörte nicht zu dem Corps, dem es vor einigen Monathen gelang, es auf kurze Zeit wieder zu erobern. Ich weiß nicht ein Mahl, ob ich wünſchen ſoll, daß meine Tochter noch lebe, oder hoffen, daß ſie nun bald im Grabe mit mir vereinigt werde! denn welche Gefahren mögen ihrer hülfloſen Unſchuld drohen!"

Meine Stunden ſind gezählt — ich habe jetzt niemanden auf der Welt, als Sie, mein Herr, der ſich meiner ſo großmüthig angenommen. Erlauben Sie einem ſterbenden die Frage: ſind Sie vermählt?"

„Nein", ſagte Fritz.

„Nun ſo verzeihen Sie meiner Todesangſt den ſeltſamen Antrag, den nur dieſe mir entreißt. Ihnen, edler junger Mann, übergebe ich meine Tochter. Sie iſt ein wackeres Mädchen. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie die Verlaſſene aufſuchen, ſie tröſten und ſchützen wollen; und — wenn ſie nicht vermag wärmere Gefühle in Ihnen zu erregen — ſo ſeyen Sie mindeſtens ihr Bruder, ihr Vater, ihr Vormund. Heben Sie den nicht unbeträchtlichen Schatz, den meine Vorſicht verbarg, verwalten Sie ihn zum Vortheil der Verwaiſeten, oder — theilen Sie ihn mit ihr. Ich bitte und fordere viel von Ihnen. Ihr edles Herz und mein nahes Ende geben mir den Muth. Schenken Sie mir einen ruhigen Tod!"

Flehend hob er bey den letzten Worten ſeine

Digitized by Google

kraftloſen Hände empor, und Fritz ergriff ſie mit Feuer, und ſchwur ihm, ſeine letzten Wünſche zu erfüllen, wenn auch kein engeres Band an ſeine Tochter ihn knüpfen ſollte.

Der Kranke lag erſchöpft. Seine bleichen Lippen wollten danken, aber konnten ſich nur noch zum leiſen Gebethe bewegen. Er deutete auf ſein Taſchenbuch, das neben ihm lag, ſeine Blicke bathen es zu öffnen. Mit halb gebrochenem Auge durchlief er die Papiere, und bezeichnete diejenigen, aus welchen Fritz nähere Aufſchlüſſe über ſeine Tochter, ihren vormahligen Aufenthalt, ſein Haus, ſeinen Garten, und über die Stelle ſchöpfen konnte, wo er ſein Geld vergraben. Dann zog er mühſam einen Ring vom Finger, reichte ihn ſeinem Pfleger, und ſtammelte kaum hörbar die Worte: „der Ring ihrer Mutter — an dieſem wird ſie erkennen, daß ich Sie ſende.“ — Noch ein Mahl erhohlte er ſich, verlangte Feder und Dinte, und verſuchte einige Worte zu kritzeln, allein vergebens. Er faltete die Hände, entſchlummerte und erwachte nicht.

Fritz ließ den Entſeelten mit allen militäriſchen Ehrenbezeugungen zur Erde beſtatten, und als bald nachher ein Waffenſtillſtand eintrat, ſuchte und erhielt er einen Urlaub von einigen Monathen, um ſein Gelübde zu erfüllen. Zwar empfand er keinen Trieb, ſeiner Pflegbefohlenen mehr zu werden, als Bruder oder Vormund; ihn zog ſein Herz zu der Retterinn ſeines Lebens; ihr wollte er, nach ge

Digitized by Google

endigtem Kriege ſeine Hand biethen, das hielt er für Pflicht, für eine ſüße Pflicht, und nur wenn dieſe Hand, deren Feſſeln ſie löſete, von ihr verſchmäht wurde, dann wollte er prüfen, ob ſein Mündel und ſein eigenes Herz mit den Wünſchen des ſterbenden Vaters übereinſtimmen.

Mit dieſem Vorſatz begab er ſich auf die Reiſe. Ihn führte der Weg durch ſeine Vaterſtadt, wo er den langen Elias ſah, an eine Megäre verheirathet, unter deren eiſernen Pantoffel er ſtand. Seine Stiefmutter wurde von der Schwiegertochter verachtet und gepeinigt; ihr eigener Sohn behandelte ſie mit Geringſchätzung; ſie war nicht Herr eines Groſchen von jenem tückiſch erſchlichenen Vermögen; ihr fehlte oft das Nothdürftige, und, woran ſie ſich ſo gern erquickte, eine Taſſe Kaffeh, war ihr ſeit vielen Monathen nicht gereicht worden. In dieſer kümmerlichen Lage ſah ſie einen Officier, mit dem Orden geſchmückt, in ihr Zimmer treten, erkannte den gemißhandelten Fritz, und verbarg mit einem lautem Schrey ihr beſchämtes Antlitz. „Ich komme nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen,“ ſagte Fritz; „denn Sie waren meines Vaters geliebte Frau, das werde ich nie vergeſſen.“

Er tröſtete die Reuige ſo gut er konnte, und verſteckte beym Abſchied einen vollen Beutel unter ihr Strickzeug, damit zu Reue und Alter nicht auch der Mangel ſich geſellen möchte. Mit ſeinem Bruder, der ihn ohnehin wie ein Geſpenſt vermied, hatte er

nur eine ziemlich kühle Unterredung, und eilte um der widrigen Gefühle los zu werden, nach einem Beſuche auf dem Grabe ſeines Vaters, noch in derſelben Nacht aus dem Thore.

Nach einigen Tagen erreichte er den vormahligen Wohnſitz des Obriſten von Dallbrück, fand nur noch eine alte, ehrliche Haushälterinn nebſt ihrer Katze in demſelben, und fragte vergebens nach dem Fräulein. Der bezeichnete Garten lag vor dem Thore; dahin begab er ſich um Mitternacht. Sein verſchwiegener Reitknecht trug Brecheiſen und Schaufel. Sie fanden den Lindenbaum, und unter demſelben den ſchweren Beutel, der des Verſtorbenen baaren Reichthum enthielt. Ohne ihn zu öffnen, verwahrte Fritz den Schatz in ſeinem Koffer, und eilte nun nach dem Städtchen, wo der Obriſt ſeine Tochter dem Schutze einer alten Muhme anvertraut hatte. Es lag noch in Schutt und Aſche. Kaum die Hälfte der Einwohner war zurückgekehrt. Daß die Muhme geſtorben, erfuhr er durch den Poſtmeiſter; wo aber das Fräulein geblieben, wußte niemand.

Wo ſollte er ſie nun ſuchen? wo zu finden hoffen? — Sechs Wochen brachte er damit zu, das Städtchen in immer weitern Entfernungen zu umkreiſen, und in jedem Dorfe, jeder Hütte ſeine Nachforſchungen zu wiederhohlen, aber alles vergebens!

Die Zeit ſeines Urlaubs war faſt verſtrichen. Er durfte nicht länger in dieſer Gegend verweilen. Mit

Digitized by Google

ſchwerem Herzen trat er die Rückreiſe an, und wußte jetzt keinen andern Rath, als durch die Zeitungen die Verlorne aufzufordern, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Er ſchrieb dieſe Aufforderung, ſandte ſie nach Hamburg, und kündigte zugleich im Fall das Fräulein todt wäre, allen etwanigen Verwandten des Obriſt von Dallbrück an, daß bey ihm eine Erbſchaft zu erheben ſey, obſchon der Sterbende das ſchwerlich gewollt hatte.

Nachdem er dieſe zarte Pflicht vollbracht, ſetzte er ſeinen Weg fort, hatte aber kaum einige Meilen zurück gelegt, als ihm Curiere mit der Friedensbothſchaft überall begegneten. Dieſe Nachricht erregte ihm ein heftiges Herzklopfen. Jetzt bedurfte es der Eile nicht. Ein Brief an den Grafen konnte ſeinen Urlaub verlängern, und ihm Zeit gewähren, einige Tagereiſen von ſeinem Wege abzubiegen — wohin? — wohin anders, als nach dem Dörfchen, wo ein rettender Engel die Todesangſt von ihm genommen hatte.

Es wurde ſchon Abend, als er ſich dem Ziele ſeiner Reiſe näherte. Einen Bauer, der mit ſeinem Pfluge vom Felde heimzog, fragte er haſtig: ob der alte Pfarrer zurückgekehrt ſey?

Ja, war die Antwort.

„Und ſeine Tochter?“

„Die wackere Dirne pflegt den frommen Greis.“

Mit hochklopfendem Herzen ſprang Fritz vor dem Dorfe aus dem Wagen, und ging zu Fuße

nach der Pfarrwohnung. Als er von Ferne den Felſenkeller erblickte, drängte ſich all ſein Blut nach der Bruſt, mehr noch, da er gegenüber auf einer Bank den Pfarrer, und neben ihm das holde Mädchen ſitzen ſah.

Faſt bebend trat er herzu mit abgezogenem Hute. Als der Greis einen Officier mit dem Ordenskreutz erblickte, ſtand er ehrerbiethig auf, Bertha wollte entſchlüpfen. „Bleiben Sie, Mademoiſell," ſagte Fritz mit einer ſanften, zitternden Stimme: „um Ihrentwillen bin ich gekommen." Sie ſah ihn mit großen Augen an.

„Kennen Sie mich nicht mehr?"

Sie erkannte ihn nicht. Er deutete mit der Hand nach dem Felſenkeller:

„Dieſen Kerker haben Sie mir geöffnet. Sie haben mich vom ſchimpflichen Tode gerettet. — Freudiger Schrecken preßte dem Mädchen einen lauten Schrey aus. Ihr Pflegevater hob die Hände gefaltet gen Himmel.

„Treten Sie herein, mein Herr, in die Wohnung der redlichen Armuth. O wie reich erſetzt Gott uns heute Alles, da wir erfahren, daß es ein Ehrenmann iſt, dem meine Bertha das Leben gerettet. Fritz folgte in das Haus. Die geſchäftige Wirthinn trug mit zitternder Freude alles herbey, was Küche und Keller vermochten. Immer ſtanden ihre Augen voll Thränen, aber es waren Thränen der reinſten Wonne.

Digitized by Google

Zwiſchen ſolchen Menſchen entſpann ſich leicht eine trauliche Bekanntſchaft. Der Greis vergnügte ſich bey einer Flaſche Wein, und mit der wärmſten Theilnahme hörte er die Erzählung von den Schickſalen des Fremdlings. Durch manche Zerſtreuung wurde freylich dieſe Erzählung unterbrochen; denn ſo oft die ſchöne Bertha durch das Zimmer ging, oder gar einige Minuten mit freundlicher Neubegier darin verweilte, vergaß Fritz den Faden ſeiner Geſchichte, und ruhte mit zärtlichen Blicken auf der holden Geſtalt. Es war ſchon tief in der Nacht, als er es erſt bemerkte, und aufbrechen wollte, um in dem Wirthshauſe, in welchem er einſt die Volksbüchlein verkaufte, zu übernachten. Aber der ehrliche Pfarrer ließ ihn nicht von ſich.

„Mein Haus iſt klein,“ ſagte er: „doch gönnen Sie mir die Freude, einen edlen Mann zu beherbergen, der mir eine der ſchönſten Stunden meines Lebens geſchenkt hat. Sie haben angſtvolle Minuten in dieſem Hauſe zugebracht, verſchlafen Sie nun auch darin eine ruhige Nacht.“

Gern erfüllte Fritz den Wunſch des Greiſes, und zugleich ſeinen eigenen. Ein Wink des Pfarrers, den Bertha ſchnell verſtand, räumte ihm ihre Kammer. In dieſer reinlichen Wohnung, deren ganze Zierde aus einigen Gebethbüchern und einem Heiligenbilde beſtand, reifte ſein Entſchluß, und mit einer ſüßen Bangigkeit erwartete er den Morgen, um ſeine Wohlthäterinn zu bitten, das von ihr ge-

Digitized by Google

ſchenkte Leben nun auch zu verſchönern. Mit wenigen, herzlichen Worten that er ihr den Antrag in Gegenwart des Greiſes, und als die glühende Bertha verwirrt und ſchweigend die Augen niederſchlug, ergriff der Pfarrer mit andächtiger Rührung beyder Hände und legte ſie in einander. „Euch hat Gott zuſammen geführt!“ ſagte er mit hohem Ernſt, und der Verlobte ſchloß die ſchüchterne Braut feurig in ſeine Arme.

Aber plötzlich ſchrie ſie laut auf, denn an ſeiner Hand erblickte ſie den Ring ihrer Mutter.

„Fräulein Dallbrück? fragte Fritz haſtig.

„Das iſt ſie,“ antwortete der Greis: „die Tochter des Oberſten Dallbrück. Von aller Welt verlaſſen habe ich ſie gefunden, als ich, zwanzig Meilen von hier, einen alten Oheim zum letzten Mahle beſuchte. Wenn ihr Vater noch lebt.“ —

„Er lebt nicht mehr!“ rief Fritz unbeſonnen, und Bertha ſank ohnmächtig in ſeine Arme.

Freundſchaft und Liebe vereinten ſich den erſten Schmerz zu mildern, und als Bertha erfuhr, daß der Gatte, dem ſie ſich ergeben, die Wahl ihres Vaters ſey; daß er deſſen Segen ihr bringe, und des Sterbenden letzte Stunde erleichtert habe; da fiel ſie andächtig auf ihre Knie, und wollte die Hand des Mannes küſſen, in die der ſcheidende Vater ihr Schickſal gelegt. Den erhobenen Schatz, den Fritz ihr einhändigte, wollte ſie mit ihrem edlen Pflegevater theilen. Der ſprach:

Digitized by Google

„Ich habe genug und übergenug, denn ich weiß dich glücklich, und keine Sorge um dich wird meine Sterbeſtunde trüben. Nur die Trennung von dir — werde ich ſie überleben?“ —

Aber dieſe drey edlen Menſchen trennte nur der Tod. Fritz nahm ſeinen Abſchied, kaufte das Gut, zu welchem dieſes Dorf gehörte, wurde ein fleißiger, verſtändiger Landmann; pflegte mit Weib und Kindern den Greis, bis er die Schuld der Natur bezahlte; verwandelte den Felſenkeller in eine Kapelle, die er mit einem Altar ſchmückte, welcher die Erbſchaft ſeines Vaters barg. Oft zeigte er ſie ſeinen Söhnen, ſprechend:

„Meine Reue hat mir des verſöhnten Vaters Segen vom Himmel erfleht! und dieſer Segen — ruht er gleich auf unſcheinbaren Dingen — hat mein Glück gegründet.“

Digitized by Google

Was geht es mich an?

Der kleine Theodor war ein guter Knabe, nur etwas träge, und was ihm nicht nahe anging, damit gab er ſich ungern ab. „Was geht es mich an?“ pflegte er immer zu ſagen, beſonders, wenn es darauf ankam, irgend einem Fremden einen Dienſt zu erweiſen: „ich werde doch den Mann in meinem Leben nicht wieder ſehen, oder etwas mit ihm zu ſchaffen haben.“

Sein Vater, ein vernünftiger Mann, ein Fabrikant in Breßlau, verwies ihm öfter dieſe Trägheit, dieſen Mangel an Theilnahme für alles Fremde. „Unſere Welt iſt ſo klein,“ ſtellte er ihm vor, „daß wir eigentlich Alle Nachbarskinder ſind, und gar nicht wiſſen können, wo wir noch ein Mahl mit einander in Berührung kommen werden.“

Der Knabe ſchüttelte ungläubig den Kopf.

„Du glaubſt mir nicht? — Komme her, ich will dir ein Paar Geſchichten erzählen, die zwar

nicht mir ſelber, doch hieſigen, dir wohlbekannten Einwohnern wiederfahren ſind.“

Flugs hohlte ſich Theodor einen Schemel, ſetzte ſich zu des Vaters Füßen, und ſchaute ihm erwartend ins Geſicht, denn er war ein großer Liebhaber von Geſchichtchen.

„Du kenneſt den Kriegsrath Weſt?“ hub der Alte an:

„Der immer ſo traurig herumſchleicht?“

„Derſelbe. Und weißt du auch warum er ſo melancholiſch iſt?“

„O ja, er hatte eine liebe Frau, die vergiftet wurde.“

„Ganz recht; aber wie ging das zu? — Der Kriegsrath kam an einem rauhen Wintertage von einer Geſchäftsreiſe zurück. Einige Meilen von hier findet er auf der Landſtraße einen zerbrochenen Wagen, drey Herrn und eine Dame waren ausgeſtiegen, und froren gewaltig. Der Kutſcher und ein Bedienter flickten an dem Wagen, um wenigſtens Breßlau damit zu erreichen. Es wurde ſchon dunkel. Der Kriegsrath hätte wohl die Dame und einen der Herren mit in ſeine Kaleſche nehmen können, es flog ihm auch der Gedanke durch den Kopf; allein er war eilig, er hatte ſeine Frau unpäßlich hinterlaſſen; die Wege waren ſchlecht; wenn er noch zwey Perſonen auflud, ſo kam er vielleicht eine halbe Stunde ſpäter nach Hauſe. Er fuhr alſo ſtill vorbey, und dachte: was geht es mich an! Die Reiſenden

waren auch zu delikat, ihn darum anzuſprechen, doch bathen ſie ihn, da er einige Stunden früher als ſie nach Breßlau kommen werde, in ein Wirthshaus zu ſchicken, welches ſie ihm benannten, und warme Zimmer zu beſtellen, damit ſie ſich trocknen und auswärmen könnten. Das verſprach er, und fuhr weiter.“

„Als er nach Hauſe kam, fand er ſeine Frau noch immer krank, obſchon nicht gefährlich. Er ſetzte ſich, in einem warmen Schlafrock gehüllt, mit Wohlbehagen zum Eſſen, erinnerte ſich einen Augenblick der armen Reiſenden auf der Landſtraße, die vermuthlich gegen Mitternacht erſt ankommen würden; da er aber ſeinen Bedienten, der ihm beym Eſſen aufwartete, nicht gern entbehren mochte, ſo dachte er: was geht es mich an, und ſchickte nicht ins Wirthshaus.“

„Seine gute Frau, vielleicht durch die Freude über ſeine Wiederkunſt angegriffen, ſpürte in der Nacht ſo heftige Wallungen, daß ſie gegen Morgen mit der Bitte ihn weckte, ein niederſchlagendes Pulver aus der nahen Apotheke hohlen zu laſſen. Es geſchah. Sie miſchte die Hälfte davon in Waſſer, trank es aus, bekam plötzlich die heftigſten, ſchmerzhafteſten Zufälle, und ſtarb wenige Minuten nachher.“

„Sie hatte Gift genommen. Der ſchlaftrunkene Apothekerburſche hatte ſich vergriffen. Seine Entſchuldigung war: er ſey gegen Morgen haſtig geweckt worden; ein Kellner aus dem Wirthshauſe,

Digitized by Google

und ein fremder Bedienter ſeyen hereingeſtürzt, um Hülfe für eine Geſellſchaft von Reiſenden zu hohlen, die in den letzten Zügen gelegen. In dieſer Verwirrung — da der Kellner immer fort ihm zugeſchrien, der Bediente laut geheult habe — ſey die Magd des Kriegsraths hineingetreten, und habe eben ſo haſtig ein niederſchlagendes Pulver verlangt. Da habe er die Büchſe mit Arſenik ergriffen, die er ſonſt recht wohl kenne, aber Gott möge ihm gnädig ſeyn, er habe nicht gewußt, was er gethan."

„Und die Reiſenden?"

„Die waren gegen Mitternacht angelangt, hatten kalte Zimmer gefunden; die ſchnell geheitzten Ofen wollten nicht warm genug geben, darum ließen ſie, ehe ſie ſich ſchlafen legten, noch ein großes Becken mit glühenden Kohlen hereinbringen, ſchliefen ein, und wären ſämmtlich in Kohlendunſt erſtickt, hätte nicht der Bediente früh um drey Uhr ſie wecken wollen. Er fand ſie ſchon ihrer Sinne beraubt. Ihnen wurde noch zu rechter Zeit geholfen, aber die ſchöne, junge Frau war und blieb todt. — Siehſt du nun, mein Sohn, hätte der Kriegsrath ins Wirthshaus geſchickt, ſo wären die Zimmer geheitzt, die Reiſenden nicht krank, der Apothekerburſche nicht verwirrt geworden, und die Kriegsräthinn lebte noch."

„Du kennſt den alten Haberkampf? Er war ein wohlhabender Mann, jetzt iſt er blutarm. Vor mehreren Jahren ſtand ein Artikel in der Zeitung: ein gewiſſer Herrmann Lißberg ſey vor gerau-

ner Zeit in die Fremde gegangen, und habe nichts wieder von ſich hören laſſen. Da nun ſeiner Schweſter in Holland außerordentlich viel daran gelegen ſey, zu erfahren, ob der Bruder todt oder lebendig, ſo bitte ſie jeden Menſchenfreund, der etwa von deſſen Aufenthalt, Leben oder Tod unterrichtet ſeyn möchte, ihr ſolches zu melden; alle Koſten werde man gern erſtatten.“

„Nun hatte der alte Haberkampf einen Vetter, der auf der Küſte von Koromandel anſäßig iſt, der hatte kürzlich unter andern geſchrieben: er habe einen Deutſchen, Nahmens Lißberg kennen lernen, der ſich viele Mühe gebe, etwas vor ſich zu bringen, dem aber nichts gelingen wolle. Unſer Haberkampf war alſo im Stande, die verlangte Nachricht zu ertheilen; er wollte es auch thun, verſchob es aber von einem Poſttag zum andern, dachte endlich: was geht es mich an? und vergaß die ganze Sache.

„Indeſſen kam Lißberg nach vielen Jahren zurück, und fand ſeine Schweſter im Beſitz ſeines Erbes, denn ſie hatte ihn für todt gehalten, einen wackern Kaufmann geheirathet, der mit eben dieſem Gelde ſich ſchon ziemlich empor geſchwungen, und weil er fleißig und ordentlich war, einen zehnfachen Credit dadurch erworben hatte. Jetzt, da er plötzlich die baaren Summen wieder herausgeben mußte, weil der harte Bruder ihm keine Friſt verſtattete, ſah er ſich genöthiget, ſeine Zahlungen ein-

zuſtellen. Dadurch fallirte ein Haus in Bremen, mit dem er großen Verkehr getrieben. Durch das Haus in Bremen fallirte ein anderes in Hamburg, und endlich durch das hamburgiſche eines hier in Breßlau, dem Haberkampf ſein ganzes Vermögen anvertraut hatte. — Siehſt du nun, mein Sohn? hätte er zu rechter Zeit den Brief nach Holland geſchrieben, ſo wäre Lißbergs Schwager nicht getäuſcht worden, hätte mit dem Gelde ſeiner Frau nicht ſpekulirt, das Bremer Haus mußte nicht falliren, das Hamburger auch nicht, das hieſige ſtünde noch, und Haberkampf hätte ſein Geld noch.“

„Du haſt den ſeligen Bolz gekannt? Er ſtarb vor Kummer. Sein Sohn lebt noch, und geht herum wie ein Schatten.“

„Wie ging das zu?“

„Es wurde ein Mahl ein Feſt in unſerm großen Klubb gefeyert, die Gäſte waren alle fröhlich, und fröhliche Herzen ſind zum Wohlthun geneigt. Das wußten nun ein Paar ehrliche Holländer aus einem Städtchen, welches durch Ueberſchwemmungen gänzlich zerſtört worden war. Sie hatten von ihren Mitbürgern den Auftrag erhalten, in Deutſchland milde Gaben zu ſammeln. Sie traten beſcheiden in den fröhlichen Kreis, und trugen ihre Bitte rührend vor; auch würden ſie gewiß eine anſehnliche Beyſteuer empfangen haben, wäre nicht Bolz aufgetreten, an die Armen unſerer Stadt erinnert, und den Satz:

was gehen uns die Fremden an? mit groſſe Beredſamkeit vertheidigt. Die armen Holländer zuckten die Achſeln und entfernten ſich ſeufzend. Es war ihnen an mehrern Orten nicht beſſer ergangen, denn leider dient jener Satz überall, um den Mangel an Barmherzigkeit zu beſchönigen. Sie kamen folglich mit einer ſehr geringen Summe nach Hauſe, wo Hunderte von Nothleidenden ihrer ſchon lange mit Sehnſucht harrten. Mancher bekam ein Weniges, Viele bekamen nichts.“

„Das letztere Schickſal traf auch einen Müller, der, weil er ſeine Kinder nicht länger konnte hungern ſehen, ſich ins Waſſer ſtürzte. Einige Meilen von da wohnte ein Mann, der eine hübſche Tochter hatte, auch einiges Vermögen beſaß; allein ſo wie die Reitze der Tochter zunahmen, ſo nahm des Vaters Vermögen ab, denn ſie war ein verzogenes Kind, das launenhafteſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden; ſie regierte den ſchwachen Vater unumſchränkt, und verſchwendete, was er mühſam erworben.“

„Eines Tages geht ſie am Fluſſe ſpazieren, da hatte eben der Strom den Leichnam des Müllers ausgeworfen, er lag da mit offenen, ſtarren Augen, ein gräßlicher Anblick, der ihr ſo plötzlich vor das Geſicht kam, daß ſie auf der Stelle von heftigen Krämpfen ergriffen, ohnmächtig nach Hauſe getragen wurde. Der Vater ſparte keine Koſten zu ihrer Wiederherſtellung, allein die Krämpfe kamen immer wieder, kein Arzt konnte helfen. Endlich rieth ei-

Digitized by Google

ner — was alle gewöhnlich anrathen, wenn ihre Kunſt erſchöpft iſt, — eine Reiſe ins Bad. Ob nun gleich des Vaters Umſtände ſchon ſo mißlich waren, daß die Koſten einer ſolchen Reiſe zu erſchwingen ihm ſehr ſauer wurde, ſo mußte ſie doch unternommen werden. Das Töchterlein ging nach Pyrmont, und befand ſich da ſehr wohl, denn der böſe Ruf von ihren Launen und von ihrer Kokettterie war nicht bis dahin gedrungen.

„Der junge Bolz, der eben damahls in Göttingen ſtudierte, und die Doctorwürde erhalten hatte, machte zu ſeinem Vergnügen einen Ritt nach Pyrmont, lernte dort die ſchöne Holländerinn kennen, wurde von ihr angelockt, und verliebte ſich in ſie, ſchrieb an ſeinen Vater, er habe einen Engel gefunden, und erhielt zur Antwort, daß ein Engel als Schwiegertochter ſehr willkommen ſeyn werde. Nun heirathete er ſie, und brachte ſie nach Breßlau, wo ſie ihrer neuen Familie ein eben ſolcher Quälgeiſt wurde, als ſie zuvor ihrem Vater geweſen. Die alte, ordentliche Wirthſchaft ging zu Grunde, der Schwiegervater grämte ſich todt, und vermuthlich wird ſein Sohn ihm bald folgen. — Siehſt du, Theodor! hätte der alte Bolz nicht im Klubb geſagt: was geht es uns an? ſo wären die Holländer reich beſchenkt aus Breßlau gezogen. Dann hätte auch der arme Müller Unterſtützung gefunden, die Verzweifelung hätte ihn nicht ins Waſſer getrieben, das Waſſer ſeine Leiche nicht ans Ufer gewor-

Digitized by Google

ſen, das Mädchen ſie nicht erblickt, folglich auch keine Krämpfe bekommen, ſie wäre nicht nach Pyrmont gereiſet, der junge Bolz wäre ohne ſie heimgekehrt, hätte eine brave Landsmänninn geheirathet, ging nicht wie ein Schatten herum, und ſein Vater lebte noch."

Dieſe drey Geſchichtchen machten Eindruck auf Theodor, der ſich ihrer oft erinnerte, und von Stund an gern half, wenn es ihn auch nichts anging.

Eines Tages wurde er von einem ſeiner Schulcameraden, deſſen Vater einen ſchönen Garten vorm Thore hatte, eingeladen, um Kirſchen in dieſem Garten zu eſſen. Er hatte ſich ſchon den ganzen Morgen darauf gefreut, und konnte kaum die Stunde erwarten. Sie ſchlug endlich, und er trollte fröhlich zum Thore hinaus.

Der Weg führte ihn durch einen öffentlichen Spaziergang, wo viele Alleen ſich durchkreuzten, und mit dichtem Gebüſche wechſelten. Hier gewahrte er einen jungen Mann mit blaſſem Antlitz, der ſehr ängſtlich etwas ſuchte. Neugierig blieb Theodor ſtehen, und ſah ihm eine Weile zu. Der Fremde ſeufzte tief, und rang die Hände. Da redete der Knabe ihn an: „Hat der Herr etwas verloren?"

„Mein Taſchenbuch," erwiederte jener," es kann niemanden nutzen, allein für mich iſt der Verluſt unerſetzlich."

Theodor fragte, wo er es verloren? — das

konnte der Fremde nicht beſtimmt angeben, da er hier unbekannt war, und ſich ſchon mehrere Stunden lang in den Alleen und Gebüſchen herumgetrieben hatte. Theodor guckte rechts und links hinter einigen Bäumen und Sträucher, als er aber nicht gleich das Geſuchte fand, hingegen die Kirſchen, die ſeiner warteten, ihm lebhaft vor Augen ſchwebten, ſo ging er ſeiner Wege, und dachte: was geht es mich an? — doch kaum hatte dieſer Gedanke ſich auf die Lippen geſchlichen, als ſeines Vaters Geſchichte ihm einfielen. Wie am Draht gezogen ſtand er plötzlich ſtill. „Ich thue doch wohl beſſer,“ ſagte er, „daß ich dem Fremden ſuchen helfe, die Kirſchen werden mir nicht davon laufen — und wenn auch — ich thue doch wohl beſſer.“ — Flugs machte er die Runde durch ſämmtliche ihm wohlbekannte Gänge, und ſpähte mit Falkenblicke in jeden Winkel. Siehe, da lag das Taſchenbuch hinter einer Raſenbank, auf der vermuthlich der Fremde gegeſſen hatte. Mit Freudengeſchrey fiel er darüber her, hielt es hoch empor, rannte hin und her, und rief überlaut: „Fremder Herr, wo ſind Sie geblieben?“ — der junge Mann ſaß unter einem Baume und weinte; als er aber von ferne den Knaben auf ſich zurennen ſah, und den verlornen Schatz in deſſen Hand erblickte, da ſtürzte er ihm entgegen, drückte ihn an ſein Herz, und rief: „Ach! warum bin ich nicht reich, daß ich dir vergelten könnte.“

Digitized by Google

„Das thut nicht Noth," ſagte Theodor freundlich, „es iſt gern geſchehen." Und mit dieſen Worten wollte er ſich entfernen. Allein der Fremde rief ihn noch ein Mahl zurück, zog eine kleine goldene Bruſtnadel, die ein Paar verſchlungene Buchſtaben bildete, aus ſeinem Hemde, gab ſie dem Kleinen, und ſagte: „Nehmen Sie das zum Andenken; es iſt wenig werth, aber tragen Sie es zur Erinnerung an einen Fremden, dem Sie den wichtigſten Dienſt geleiſtet."

Theodor nahm die Nadel, dankte, und lief aus Leibeskräften nach dem Garten, wo ihm nun die Kirſchen noch ein Mahl ſo ſüß ſchmeckten. Von dem Fremden vernahm er nichts weiter; allein die Nadel hielt er in Ehren, und trug ſie, wenn er ſich putzte.

Zwanzig Jahre verſtrichen. Theodor war ein wackerer junger Mann geworden, jedermann liebte ihn. Er verwaltete nun ſeines alten Vaters Geſchäfte. Der Greis genoß der Ruhe. Sittſamkeit und Fleiß hatten ihm ein artiges Vermögen erworben; jetzt wollte er ſein Gewerbe dem Sohne ganz überlaſſen, darum ſeine Bücher abſchließen, und die Summen einziehen, die man in einigen berühmten Handelsſtädten ihm noch ſchuldig war. In dieſer Abſicht mußte Theodor eine Reiſe unternehmen. Er verweilte lange in Hamburg und Berlin, am längſten in Frankfurt am Main, wo er die Geſchäfte etwas verwickelt fand.

Digitized by Google

Hier lernte er Julie Ellring kennen, die Tochter eines reichen Banquiers, und eines der liebenswürdigſten Mädchen in ganz Frankfurt. Sie lebte in vertrauter Freundſchaft mit der Tochter des Hauſes in dem er ſeine meiſten Geſchäfte trieb, folglich hatte er oft Gelegenheit ſie zu ſehen, und fühlte bald, daß er für ſeine Ruhe ſie ſchon zu oft geſehen habe. Allein auch Julie erkannte, daß der offene, biederherzige Schleſier ſich von dem gewöhnlichen Frankfurter Elegants ſehr vortheilhaft unterſcheide. Mit dieſen konnte ſie wohl tändeln, zu jenem faßte ſie Vertrauen. Beyde näherten ſich einander immer herzlicher, und nach einigen Monathen ſagte Theodor mit der Hand auf der Bruſt und niedergeſchlagenen Blicken. „Wenn ich Sie doch lieben dürfte!"

Sie hatte nichts dagegen, nur äußerte ſie mit einem verſtohlenen Seufzer, daß vermuthlich ihr Vater ſehr viel dagegen haben würde.

„Darf ich mit ihm reden!" fragte Theodor.

Sie nickte, und verbarg ihre hold erröthende Wange.

Er bath einige Freunde den alten Ellring auf ſeinen Beſuch vorzubereiten, und ein gutes Zeugniß für ihn abzulegen. Das geſchah. Dennoch empfing der Alte ihn grämlich, und als er ſeine Worte ſchüchtern anbrachte, antwortete Ellring: „Ich habe zwar viel Gutes von Ihnen gehört, auch von Ihrem Vater, und hätte folglich gegen Ihre Perſon nichts einzuwenden, doch, wenn Sie billig

enken, ſo werden Sie mir nicht zumuthen, daß ich meine einzige Tochter, den Troſt meines Alters, ſo weit von Frankfurt vermählen ſoll. Ich kann mich nicht von ihr trennen.“

Vergebens wollte Theodor verſprechen, ihn jährlich zu beſuchen, oder auch wohl, nach ſeines Vaters Tode, ganz nach Frankfurt zu ziehen; der Alte blieb dabey: „Es geht nicht an: es thut mir leid, oder ich kann mich dazu nicht entſchließen.“

Da verſtummte der hoffnungsloſe Liebende, und ſchlug die Augen ſeufzend nieder. Plötzlich fragte Ellring haſtig: „Wo haben Sie dieſe Bruſtnadel her?“

„Durch einen Zufall erhielt ich ſie in meiner Jugend.“

„Durch welchen Zufall? ich bitte.“ —

Theodor erzählte die Begebenheit. Da ſchloß zu ſeinem Erſtaunen Ellring ihn in ſeine Arme, und ſagte: „Sie ſollen meine Tochter haben! Ihnen muß ich ſie geben, denn Ihnen verdanke ich mein ganzes Glück.“ Und nun erzählte er dem fröhlich Beſtürzten, wie er, als ein armer Handelsdiener, aus Preußen gekommen, und nichts beſeſſen, als einige vortheilhafte Zeugniſſe und Empfehlungsſchreiben, die ihm der ſterbende Bruder eines Frankfurter Kaufmanns mitgegeben, und die ſich folglich nicht erſetzen ließen; wie er einzig dieſen Zeugniſſen die Aufnahme in ein ſolides Haus verdankt; wie er nach und nach die Liebe ſeines Prinzipals gewonnen,

Digitized by Google

endlich deſſen Schwiegerſohn und Erbe geworden. „Es iſt Gottes Finger,“ ſo ſchloß er gerührt, „Sie ſollen meine Tochter haben. Als Sie vor den Thoren von Breßlau mir das Taſchenbuch brachten, — hätte man mich damahls gefragt: willſt du dieſen Knaben, wenn er ein wackerer Mann geworden, deine Tochter nicht verſagen? Mit Freuden würde ich Ja geantwortet haben; warum ſollte ich denn jetzt anders denken?“

Julie wurde gerufen, ſie bekannte ihre ſtille Neigung. Spät am Abend verließ Theodor das Haus als Bräutigam, und wie er ſo freudentrunken über die Straße taumelte, gedachte er der Geſchichtchen ſeines Vaters, und rief laut: „Der gute Alte hat wohl Recht gehabt, man ſollte nimmer ſagen: was geht es mich an?“

Digitized by Google

Digitized by Google

Romanesken

von

AUGUST von KOTZEBUE.

Zweyter Band

Wien

In der F. Haas'ſchen Buchhandlung.

1816.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Großſprecher!

Als Gelnhauſen noch eine freye Reichsſtadt war, lebte dort ein ehrlicher Fleiſcher, zugleich Rathsherr, Eleaſar Böcklein, war ſein Nahme. Nie verkaufte er ſeinen Kunden eine magere Kuh für einen fetten Ochſen, oder Knochen für Fleiſch, und wenn er, was ſie verlangten, ihnen zugewogen hatte, ſo konnten ſie getroſt das Nachwiegen erſparen, denn es fehlte nie auch nur ein Vierselloth. Eben ſo gewiſſenhaft wog er auf der Wage der Gerechtigkeit, ſo bald er mit ſeinem ſchlichten Verſtande eine Sache begriffen hatte. Wenn er die grün geweſene Sammtmütze an den Nagel hängte, die weiße Schürze ablegte, mit dem Kamm von Meſſing drey Mahl durch die Haare fuhr, den braunen Rock mit goldgeſponnenen Knöpfen anzog, den Hut mit drey langen Spitzen auf den Kopf drückte, den Stock mit dem ſilbernen Knofe in die ſchwülen-

Digitized by Google

reiche Hand faßte, und ſo mit gravitätiſchen Schritten ſich nach dem Rathhauſe erhub, ſo fuhren alle Köpfe an die Fenſter, und ſprachen mit Ehrfurcht: da geht Meiſter Böcklein zu Rathe; und wer eine gerechte Sache dort anzubringen hatte, der freute ſich, denn Meiſter Böcklein duldete kein Unrecht.

Unter ſeinen Collegen war ein Schneider, der gern bisweilen ein X für ein U machte, aber Meiſter Böcklein drückte ihm den Daumen aufs Auge. Der Schneider hatte auf ſeiner Wanderſchaft ein Paar lateiniſche Sprüchlein aufgeſchnappt, durch die er, wenn er eine Sache ſonſt nicht durchſetzen konnte, den ganzen hochedlen Rath in die Enge zu treiben pflegte. Wollte er zum Exempel einem Spitzbuben durchhelfen, ſo ſagte er: „Im römiſchen Rechte iſt verordnet, post coenam stabis aut mille passus meabis, folglich iſt klar, daß der Angeklagte für dießmahl frey geſprochen werden muß.“ Dann pflegten wohl die Rathsherrn einander bedenklich anzuſchauen, und mit den Köpfen zu nicken: „Ja, wenn es ſich ſo verhält. —“ Aber Meiſter Böcklein ſchlug bey ſolchen Gelegenheiten mit der Fauſt auf den Tiſch, daß der Schneider bebte, wie eine Fenſterſcheibe durch Kanonendonner, und ſchwur, er gebe keine magere Ziege für das ganze römiſche Recht. „Was kümmert uns der Papſt ſammt allen Cardinälen?“ rief er mit einer Baßſtimme, für welche Mozart die Rolle des

Digitized by Google

Saraſtro componirt zu haben ſchien; „wir ſind ehrliche Proteſtanten, und Gelnhauſen iſt ſo gut eine freye Reichsſtadt als Rom.“

Das letztere Argument pflegte den hochedlen Rath völlig zu überzeugen. Der Bürgermeiſter ſagte: „ganz Recht, Herr College; Rom ſolle etwas größer ſeyn, als Gelnhauſen, aber darauf kommt es hier nicht an.“ Und damit war die Sache entſchieden.

Aber ſo hoch Meiſter Böcklein auch bey Rath und Bürgerſchaft in Anſehen ſtand, ſo war er doch in ſeinem Hauſe nur eine untergeordnete Inſtanz. Zwar in die Staatsgeſchäfte durfte Frau Martha Böcklein ſich nicht mengen, das litt er nun ein Mahl nicht. Von der Schwelle ſeiner Hausthür bis an die Gränzen des Staats, welches gerade zweyhundert und ſechszig Schritte betrug, erkannte er keine andere Obrigkeit, als Bürgermeiſter und Rath. Sobald er hingegen über die Schwelle ſeiner Hausthür hineinwärts geſchritten war, ſobald er den Stock mit dem ſilbernen Knopf in die Ecke geſtellt hatte, ſo beſchied er ſich, daß ſeiner lieben Ehefrau das Hausregiment gebühre, und war, trotz ſeiner Baßſtimme, ein gehorſamer Unterthan, oder höchſtens ein Senat, der das ſchon beſchloſſene pro forma prüfen und billigen muß.

Frau Martha trug, neben vielen Schlüſſeln, auch den, unter deſſen Obhuth die alten und neuen Thaler ſich befanden, die ſie fleißig zuſammen ſcharrte, und nur am lieben Sonntag dem Manne einige

Digitized by Google

Groſchen zugeſtand, um ſich mit guten Freunden zu luſtriren, wie er es nannte, wobey er jedoch jedesmahl den Vorwurf hören mußte, daß er das Geld aus dem Lande trage, weil das Wirthshaus in der That jenſeits der Gränze lag.

Für wen ſparte Frau Martha ſo emſig? — Für ihr Söhnlein Chriſtian, einem muntern Buben, der durchaus ſtudieren ſollte, auf daß er einſt im Stande ſeyn möchte, mit dem Schneider lateiniſch zu reden. Gern hätte Meiſter Böcklein den Knaben zu einem Handwerk erzogen, aber Frau Martha ſchwur, nie ſolle Chriſtian ein Beil heben, um einem Ochſen damit vor den Kopf zu ſchlagen, wenn auch der ganze hochedle Rath kein Rindfleiſch mehr eſſen ſollte. „Gelnhauſen,“ pflegte ſie zu ſagen, „iſt ja nicht die Welt, wenn gleich ein großes Stück derſelben, und wenn er in ſeinem Vaterlande nicht Bürgermeiſter wird, ſo mag er irgendwo Miniſter werden, ich habe nichts dagegen.“

Allerdings hatte der Knabe gute Anlage, war ehrlich wie ſein Vater, und wenn er Sonntags aus der Kirche kam, ſo wußte er das Thema der Predigt unfehlbar zu berichten. Schade nur, daß Frau Martha den Nagel und den Sporn, die ſie in ihrem Köpfchen trug, ſo viel als möglich in den Kopf des kleinen Chriſtian zu verpflanzen bemüht war. Er hielt ſich ſchon für was Rechtes, und ſeinen Vater für gewaltig vornehm, und ſeine Vaterſtadt ſo ziemlich für die Hauptſtadt der Welt.

Digitized by Google

Auch ſeine Mutter fand alles vortrefflich in Gelnhauſen, nur meinte ſie, die Schulanſtalten wären nicht hinreichend, um einen großen Mann zu bilden, und wenigſtens ein groſser Mann ſollte ihr Chriſtian werden, wenn er auch nicht Bürgermeiſter würde. Sie ging daher mit ihrem Vetter, dem berühmteſten Gewürzhändler in ganz Gelnhauſen, zu Rathe, einem Mann, der ſämmtliche Krämer daſelbſt mit Gewürz verſorgte, weil er es aus der erſten Hand, nähmlich aus Hanau verſchrieb, auch jährlich einmahl in Perſon die weite Reiſe dahin unter den Thränenſtrömen ſeiner Familie antrat, und, wenn er glücklich heimkehrte, einen feſtlichen Schmaus gab. Dieſer Mann erzählte der Frau Muhme, daß in Hanau eine Penſionsanſtalt ſey, wo man nach Belieben bis an den Hals ſtudieren könne; „aber,“ fügte er achſelzuckend hinzu, „es gibt da lauter junge Grafen und Baronen, und es koſtet ungeheures Geld.“

Bey dem Worte Geld ſchlug die Frau Martha auf ihren Schlüſſelbund, als wollte ſie ſagen: habe ich denn Pfeffer in meinem Kaſten? — Und was die vornehme Jugend betraf, meinte ſie: ein Rathsherr in der freyen Reichsſtadt Gelnhauſen habe wohl etwas mehr zu bedeuten, als ein Graf oder ein Baron. Es wurde alſo beſchloſſen, das Söhnlein dahin zu ſenden. Der Gewürzkrämer brachte, bey ſeiner nächſten großen Reiſe, die Sache in Ord-

Digitized by Google

nung, und Chriſtian wurde, mit Wäſche und Würſten wohl verſehen, nach Hanau abgefertigt.

Dort merkte er nun wohl bald, daß es, außer Gelnhauſen, noch ganz hübſche Leute gäbe, die an Rang und Würden mit ſeinem Vater ſich meſſen könnten, wie auch, daß Hanau eine recht artige Stadt ſey, die wohl hie und da einige Vorzüge vor ſeiner Vaterſtadt behaupten möchte; allein er geſtand das alles nur ſich ſelber ins Geheim; einem Fremden hätte er um die Welt nicht zugegeben, daß es irgendwo auf Erden ſchöner und beſſer ſey, als in Gelnhauſen. Lieber nahm er zu den närriſchſten Behauptungen ſeine Zuflucht. Den Mangel an nächtlicher Straßenbeleuchtung entſchuldigte er zum Beyſpiel durch die Verſicherung: daß der Mond und die Sterne in Gelnhauſen weit heller ſcheinen, weil die Luft da immer rein von Dünſten ſey. Das elende Straßenpflaſter hielt er für weit zweckmäßiger, um ſich eine geſunde Bewegung zu machen. „Was hilft es mir,“ ſagte er, „wenn ich auf der Straße wie auf einer Diele gehe? wird mein Körper dadurch heilſam erſchüttert? Aber wenn ich die Beine gehörig aufheben muß, wenn ich bald hoch, bald tief trete, oder auch mitunter ein Mahl auf die Naſe falle, das iſt geſund, das macht Appetit.“

Wo ſolche Auslegungen nicht hinreichen wollten, da fing er an zu prahlen; bey ihm zu Hauſe war alles beſſer, man aß und trank beſſer, man hatte ſchönere Häuſer, bequemere Wohnungen, feinere

Digitized by Google

Luſtbarkeiten, und dieß Großſprechen wurde ihm nach und nach ſo zur Gewohnheit, daß er bald nicht mehr mit ſeiner Vaterſtadt allein, ſondern auch mit ſich ſelber prahlte. „Mein Vater, der Raths-Herr — man weiß, was das in einer freyen Reichs-ſtadt ſagen will.“ — Dieſe Worte führte er beſtän-dig im Munde. Daß er Chriſtian Böcklein hieß, war er ſehr zuwider, er nannte ſich Woldemar Bock, und behauptete, ſeine Familie ſtamme aus einem alten patriciſchen Geſchlechte; unter Kaiſer Heinrich dem Vogelſteller, ſey ein Mahl ein Tournier in Gelnhauſen gehalten worden, da habe ein Bock den Preis davon getragen, und weil er klein von Natur geweſen, ſo habe man ihn Böcklein genannt. Daß ſein Vater ein Fleiſcher ſey, verſchwieg er ſorgfältig, und wenn Frau Martha ihm einen Transport der ſchönſten Würſte ſandte, die von jedermann gerühmt wurden, ſo nahm er ſich doch wohl in Acht zu ſagen: „Mein Vater hat ſie gemacht.“

Dieſen häßlichen Hang zum Großthun ausge-nommen, war Chriſtian ein braver Junge, der viel lernte, durch Gefälligkeit Liebe, und durch Rechtlichkeit Achtung gewann. In ſeinem achtzehn-ten Jahre wurde er reif für die Univerſität. Frau Martha beſchloß, ihr Söhnlein nach Jena zu ſenden, und verſicherte ihren Mann, daß ſey ein ſehr guter Gedanke von ihm ſelbſt. So oft ſie nähm-lich ohne alle Umſtände eine Sache durchſetzen, und

Digitized by Google

auf keinen Widerſpruch ſich einlaſſen wollte, pflegte ſie den Meiſter Böcklein zu überreden, er ſelber habe ſchon länger als einem Jahre dieſen Entſchluß gebilligt oder gefaßt, er ſolle ſich nur beſinnen, es ſey an einem Sonntage geweſen, auf dieſer Stelle habe er geſeſſen, u. ſ. w. Nun hatte aber Meiſter Böcklein zwey Gedächtniſſe, ein Wochengedächtniß und ein Sonntagsgedächtniß; das erſtere war ſehr gut, das letztere taugte nicht viel; denn ob man gleich nicht von ihm ſagen konnte, er ſey dem Trunke ergeben, ſo gehörte doch ein poculum hilaritatis, zu deutſch ein Haarbeutel, am Sonntag zu ſeinen Lebensgenüßen. Er ſelbſt hatte nicht das mindeſte Vertrauen zu ſeinem Sonntagsgedächtniſſe, das ließ er ſich aber nicht merken, um ſeiner Würde nichts zu vergeben. Wer alſo dieſe ſchwache Seite des ſtarken Mannes kannte, und ihm irgend etwas abzwacken wollte, der durfte ihm nur auf den Kopf Schuld geben, er habe es am Sonntag verſprochen.

Meiſter Böcklein wunderte ſich nicht, als er vernahm, daß er ſelbſt beſchloſſen habe, ſeinen Chriſtian auf die Univerſität zu ſenden, und zwar nach Jena, welche Stadt er, nach ſeiner Meinung, zum erſten Mahle nennen hörte. Sein Wunſch, ſo viel er ſich erinnern konnte, war, Chriſtian ſollte, wenn er aus der Schule käme, dem Herrn Stadtſchreiber adjungirt werden, und ſich ſo in die Staatsgeſchäfte hinein arbeiten. Er ſelbſt wollte ihm, beym Wurſtmachen, die wichtigſten

Händel mittheilen, die während ſeiner Rathsherrnſchaft vorgefallen waren. Indeſſen, da er ein Mahl ſein Wort gegeben, ſo mußte es ſchon bey Jena ſein Bewenden haben.

Ehe Chriſtian dahin abging, brachte er einige Wochen in ſeiner Vaterſtadt ſehr angenehm zu, denn mit wahrer kindlicher Freude ſah er ſeine Aeltern wieder, und nebenher genoß er das Vergnügen, recht nach Herzensluſt prahlen zu dürfen. Wunderdinge erzählte er von Hanau. Und nun vollends von Caſſel! wo er auch ein Mahl in den Pfingſtfeyertagen mit einem ſeiner Lehrer geweſen war. Die damahlige Wilhelmshöhe war ihm bey weiten nicht hoch genug, er verlegte ſie in die Wolken, und ließ den ganzen Mainſtrom durch die Waſſerkunſt herab fallen. Der Coloß von Rhodus war ein Kind gegen den Herkules auf dem weißen Stier; die wenigen Menſchen, die in der Keule dieſes Rieſen Platz finden, verwandelte er in ein ganzes Bataillon. Frau Martha ließ vor Verwunderung oft ihr Spinnrad ſtill ſtehen, und Meiſter Böcklein mußte ſeine Pfeife mehr als ein Mahl wieder anzünden.

Beſonders gern erzählte Chriſtian auch von ſeinen vornehmen Freunden und Mitſchülern, den jungen Barons von A. B. C., den jungen Grafen X. Y. Z. Sie waren alle ſeine Dutzbrüder. Die Bürgersſöhne hatte er nicht gekannt. Daß er ſich am liebſten zu jenen gehalten, war nicht gelogen;

ſein Hang zum Großthun zog ihn immer zu ſeinen adelichen Mitſchülern, wenn ſie auch nicht die beſten waren. Er konnte es ihnen gleich thun, weil Frau Martha es an Geld nicht fehlen ließ. Um den Unterſchied der Geburt bekümmern ſich Knaben wenig, und ſeine alt-patriciſche Herkunſt hatten ſie in Gottes Nahmen gelten laſſen. Aber dieſe Thorheit wurde jetzt Veranlaſſung der erſten bittern Lehre, welche Chriſtian empfing.

Ein junger Baron, Murki, der, gleich ihm, aus der Erziehungsanſtalt entlaſſen war, kehrte in die Heimath zurück, und ſein Weg führte ihn durch Gelnhauſen. In der Hauptſtraße dieſer berühmten Stadt gerieth ſein Wagen in ein großes Loch, und die Deichſel brach. Das hielt ihn einige Stunden auf; er hatte Langeweile. Plötzlich fiel ihm ein, daß ſein Schulcamerad noch hier ſey, und ſogleich erkundigte er ſich bey dem Wirthe nach dem jungen Woldemar Bock. Es wurde ihm verſichert, daß in ganz Gelnhauſen kein wollener Bock geboren ſey. Der Baron beſtand darauf, er ſey in Hanau mit einem Rathsherrnſohn aus Gelnhauſen, der wollener Bock geheißen, in Penſion geweſen.

„Ach, Ew. Gnaden meinen den Muſje Chriſtian, den Sohn von Meiſter Böcklein, dem Fleiſcher?"

Der Baron ſtutzte, errieth den Zuſammenhang, und war nicht edel genug, um ſeinem Schulcameraden die Beſchämung zu erſparen. Er ſchrieb ſeinen Nahmen auf eine Karte, und ließ Chriſtian

einladen, ihn im Wirthshauſe zu beſuchen. Der Großſprecher gerieth in die peinlichſte Verlegenheit. Er ſah voraus, das Murki verlangen würde, ihm alle die Herrlichkeiten der Vaterſtadt zu zeigen, die er ſo oft ihm vorgezeichnet, oder wohl gar in die Wohnung ſeiner Aeltern ihn einzuführen, die er bisweilen mit einem Schloſſe verglichen hatte. Indeſſen beſann er ſich ſchnell auf eine Lüge, denn ein Prahler muß immer neue Lügen in Bereitſchaft halten, um die alten zu unterſtützen. Er wollte ſagen, das prächtige Haus ſeiner Aeltern ſey abgebrannt, und bis es wieder aufgebaut wäre, müßten ſie in einer geringen Wohnung ſich behelfen.

Aber noch ein anderer Umſtand mehrte ſeine Verwirrung. An die Fenſterladen waren Schinken und Würſte gemahlt, zum Zeichen, daß hier ein Fleiſcher wohne. Wie ſollte er die vertauſchen? — Wurden die Laden zugemacht, ſo war es finſter im ganzen Hauſe. Deſto beſſer! dachte er, ich werde ſagen, mein Vater habe kranke Augen, er könne das Tageslicht nicht ertragen.

Und wirklich that er den Vorſchlag, die Laden zuzumachen. Warum? das ſcheute er ſich doch zu bekennen; denn, hätte der Vater gemerkt, daß der Sohn ſich ſeiner ſchäme, ſo wäre ein ſchreckliches Donnerwetter losgebrochen. „Du biſt nicht wohl geſcheit," ſagte Meiſter Böcklein, „wer Teufel macht am hellen lichten Tage die Fenſterladen zu?" und folglich blieben ſie offen. In großer Herzensangſt

ſchlich Chriſtian nach dem Gaſthofe, und was er befürchtet hatte, geſchah.

„Ich brenne vor Begierde," ſagte der Baron, deinen reſpectablen Vater, den Rathsherrn, kennen zu lernen; du mußt mich bey ihm einführen." Keine Ausflüchte halfen; ſie machten ſich auf den Weg. In Murkis Antlitz ſtrahlte eine kleine boshafte Freude. Unterwegs ſuchte Chriſtian durch die Geſchichte von dem Brande den üblen Eindruck vorzubeugen, den das kleine niedrige Haus ſeiner Aeltern auf den vornehmen Gaſt machen könnte.

„Gute Häuſer ſind hier ſelten," hub er an.

„Ja, das ſehe ich," antwortete Murki lachend.

„Wir müſſen uns jetzt ſehr eng behelfen," fuhr Chriſtian fort, „wir haben uns bey einem Fleiſcher eingemiethet, es war nichts Beſſeres zu haben." Auf dieſe Weiſe wollte er den Baron auf die Schinken und Würſte vorbereiten, die ihm auf den Fenſterladen nothwendig ſogleich in die Augen fallen mußten. Murki ſtellte ſich, als nehme er alles für wahr.

„An den reichsſtädtiſchen Ton," ſagte Chriſtian, „wirſt du dich auch gewöhnen müſſen. Hier lebt alles fein bürgerlich, um keine Eiferſucht zu erregen.

Murki lächelte und ſchwieg. An der Hausthür kam Meiſter Böcklein ihm mit einem derben Händedruck entgegen, und an der Stubenthür Frau

Martha mit freundlichen Knixen. Ihr war ſo wohl, daß ſie einen jungen, vornehmen Herrn zu ſehen bekam, den ihr Sohn dutzte. Sie wiſchte alle Stühle mit der Schürze ab, trug Schnaps und gute Leberwürſte auf, und lief ſelber zum nächſten Bäcker, um friſche Semmeln zu hohlen. Chriſtian ſchwitzte Angſtſchweiß. Der Baron hatte guten Appetit, und fand die Würſte vortrefflich. „Wo ich nicht irre,“ ſagte er, „ſo ſind das eben ſolche Würſte, als die, welche dir bisweilen nach Hanau geſchickt wurden.“

„Ja,“ ſagte Chriſtian, und wollte das Geſpräch ablenken; doch Murki kam immer wieder auf die verdammten Würſte zurück, und meinte, es müßte ein trefflicher Fleiſcher ſeyn, der ſie verfertiget habe.

„Ey zum Henker! die habe ich ſelbſt gemacht,“ fuhr Meiſter Böcklein heraus, „das verſtehe ich am beſten in Gelnhauſen.“

„So, ſo,“ erwiederte der Baron, und hatte die Grauſamkeit, den bleichen Chriſtian dabey anzuſehen. Eine ganze Stunde währte dieſe Marter, bis endlich der Bediente meldete, der Wagen ſey wieder hergeſtellt. Stumm begleitete Chriſtian den vornehmen Schulfreund zurück, der ſich nicht enthalten konnte, ehe er in den Wagen ſtieg, ihn noch ein Mahl hämiſch zu fragen:

„Iſt dein Vater ein Fleiſcher?“

„Er ſchlachtet bisweilen zu ſeinem Vergnügen,“

Digitized by Google

ſtammelte Chriſtian, und lachend fuhr er davon. Der tiefzerknirrſchte ſah ihm nach, den Angſtſchweiß an der Stirn trocknend, und bekannte ſich ſelbſt zum erſten Mahle, daß es eine häßliche Sache um das Prahlen iſt, wäre es auch nur, weil man gelegentlich ſo beſchämend gedemüthigt werden kann. Eine ganze Woche lang ging keine Großſprecherey aus ſeinem Munde, allein der Hang dazu war noch zu tief gewurzelt. In Jena wurde er oft dadurch in böſe Händel verwickelt; denn, wenn er auf Leute ſtieß, die ihn auslachten, ſo nahm ers übel, und es entſtand ein Gezänk. Einem ſolchen Handel verdankte er einſt eine große Schramme über die Backe, die ihn nicht verſchönerte, und über welche Frau Martha Ach und Weh ausrief, obgleich Chriſtian ſie verſicherte, er habe ſeinem Gegner dafür neun Finger abgehauen, bis er ihm den zehnten zur Verſöhnung gereicht.

Uebrigens erwarb Chriſtian auch in Jena den Ruhm eines fleißigen, ordentlichen und gutmüthigen Menſchen, wenn nur — fügte jeder kopfſchüttelnd hinzu — wenn nur das verdammte Prahlen nicht wäre! Seit ein Paar hundert Jahren war in der Reichsſtadt Gelnhauſens kein ſo gelehrter Bürger aufgeſtanden, das bekannte ſelbſt der lateiniſche Schneider. Niemand zweifelte, daß er in wenigen Jahren bis zum Bürgermeiſter ſich empor ſchwingen werde. Meiſter Böcklein ſagte: „Nun das freut

mich!" Und Frau Martha konnte ſolche Prophezeihungen nur mit heißen Thränen beantworten.

Chriſtian fühlte wohl, daß er mehr gelernt hatte, als er in Gelnhauſen brauchen konnte, auch both ſich manche Gelegenheit ihm dar, in der Fremde ſein Glück zu machen; aber da er ſeiner Aeltern einziger Troſt und Freude war, ſo beſchloß er, nicht auszuwandern, ſondern ſich mit dem Looſe zu begnügen, welches ſeine Vaterſtadt ihm gewähren konnte. Dieſe kindliche Geſinnung verſöhnte manchen ehrlichen Bürger mit ſeiner Prahlſucht.

Aber nun erlebte Meiſter Böcklein den Augenblick, wo faſt ſämmtliche Reichsſtädte aufgehoben und den nächſten Landesherrn zugetheilt wurden. Das war ein harter Schlag für den Ehrenmann, härter noch für Frau Martha, die ihren alten Rathsherrn plötzlich wieder auf ſeine Fleiſchbank beſchränkt ſah, und in der Kirche nicht mehr in den Rathsherrnſtuhl gehen durfte. Dazu kam noch, daß nach der Schlacht bey Jena, bey Verfolgung des Feindes, die Stadt ſehr übel mitgenommen wurde. Zwar blieb Meiſter Böckleins Haus verſchont, und das verdankte er ſeinem Chriſtian; denn als ein halbes Dutzend Weißkittel hineindringen wollten, verrammelte er die Thür, ſchaute aus dem Fenſter ſeines Dachſtübchens herab, und da er fertig franzöſiſch ſprach, ſo capitulirte er ſo lange mit den ungebethenen Gäſten, bis er einen Officier die Straße heraufkommen ſah, den er um Hülfe an-

rief. Dieſer war herzlich froh, endlich einen der Einwohner franzöſiſch reden zu hören, denn er hatte Aufträge an den Magiſtrat, und in ganz Gelnhauſen niemanden gefunden, der ihm als Dollmetſcher dienen konnte. Er bewilligte eine Sauvegarde für Meiſter Böcklens Haus, unter der Bedingung, daß Chriſtian ihn begleiten ſollte, bis ſeine Geſchäfte abgethan wären.

Als die Gefahr vorüber war, brüſtete Frau Martha ſich nicht wenig gegen den lateiniſchen Schneider mit ihrem franzöſiſchen Sohn. Aber an Meiſter Böcklens Herzen nagte doch ein Wurm. Er hatte ſeit vierzig Jahren nicht geweint, ſonſt hätte er jetzt wohl weinen mögen, über den Untergang der Stadt. Er beſchloß — gleich andern großen Staatsmännern — ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen, und was die Requiſitionen ihm übrig gelaſſen, in der Stille zu verzehren, ohne an den neuen Einrichtungen, die er ein neues Unweſen nannte, den mindeſten Theil zu nehmen. Sie waren ihm ſo verhaßt, daß er auch ſeinem Chriſtian die Erlaubniß, ja faſt den Befehl ertheilte, in fremden Landen ein beſſeres Glück zu ſuchen.

Plötzlich verwandelte ſich Chriſtian Böcklein nun wieder in Woldemar Bock, und unter dieſem Nahmen trat er nun in K. auf. Dort war um dieſe Zeit kein Ueberfluß an jungen geſcheiten Männern, daher gelang es ihm, Secretär bey einem der neuen Miniſter zu werden, einem ſehr wa-

ckern und arbeitſamen Mann, der des Jünglings Fleiß und Talente zu ſchätzen wußte, ihn lieb gewann, und ſich vornahm, ihm empor zu helfen; freylich durchſchaute er auch gar bald deſſen Schwachheit. Der Paß und der Taufſchein, die ſein Secretär gelegentlich vorweiſen mußte, belehrte ihn, daß der junge Menſch nicht Woldemar Bock, ſondern Chriſtian Böcklein heiße, und dieſer einzige Zug war hinreichend für den Menſchenkenner. Durch leiſen, gutmüthigen Spott ſuchte er ihn dann und wann unter vier Augen zu beſchämen, und brachte es wenigſtens ſo weit, daß Chriſtian in ſeiner Gegenwart ſich hüthete, den Mund, nach ſeiner Weiſe, zu voll zu nehmen. Hingegen ſtand er in der ganzen Stadt nur zu bald wieder in dem alten Rufe; und ſein jetziger Poſten gab ihm noch häufigere Veranlaſſungen, die großſprecheriſche Unart zu offenbaren. Von allen Staatsgeheimniſſen wollte er unterrichtet ſcheinen, und es gab keinen vornehmen Mann, mit dem er nicht in großer Vertraulichkeit lebte. War einer ſeiner Bekannten zu irgend einem Großen eingeladen, ſo warf er nachläſſig hin, auch er habe eine Karte empfangen, allein es mangle ihm an Zeit, er könne nicht kommen. Wußte jemand etwas beſſer, als er, ſo behauptete er wenigſtens, er habe es auch gewußt, es ſey ihm nur entfallen. Beſonders hielt er ſich gern zu Fremden, weil die ihn noch nicht kannten, und aufs Wort glaubten, was er ihnen vorprahlte.

Digitized by Google

Freylich erfuhr er auch bisweilen manche bittere Beſchämung, und faßte mehr als ein Mahl den feſten Vorſatz ſeinen Fehler abzulegen. So zum Beyſpiel erzählte er einſt im Klubb einem Kreiſe von Bekannten und Fremden, die ſich um ihn geſammelt hatten, er habe in Gelnhauſen, als ein Dutzend Weißkittel in ſeines Vaters Wohnung einbrechen wollten, ſie ſämmtlich in die Flucht geſchlagen, worüber ſelbſt ein feindlicher Officier, der eben die Straße heraufgekommen, in Erſtaunen gerathen ſey, und ihn um ſeine Freundſchaft gebethen habe. Da nahm plötzlich einer aus dem Kreiſe das Wort, ſprechend: „Vergeben Sie, ich ſelbſt war dieſer Officier. Aus dem Fenſter ihres Dachſtübchens erſuchten Sie mich um eine Sauvegarde, die ich Ihnen zugeſtand, ſonſt war es um ihr Haus geſchehen.“ Die Umſtehenden lachten, und wandten ſich weg, und ziſchelten einander in die Ohren. Was Chriſtian empfand, kann jeder Ehrliebende leicht errathen.

Ein andersmahl befand er ſich auf einer Maskerade, wo er ſich mit einigen Freunden in ein Vorzimmer um einen Punſchtopf ſetzte. Das Geſpräch fiel auf eine treffliche neue Einrichtung, die ſein Miniſter vor Kurzem zu Stande gebracht hatte. Da vertraute er der Geſellſchaft, daß eigentlich er die Sache vorgeſchlagen, ausgearbeitet und in Gang gebracht, wobey er zwar dem Miniſter große Lobſprüche ertheilte, aber doch das meiſte Verdienſt ſich

ſelber zuſchrieb. Plötzlich klopfte eine Maske, die hinter ihm ſtand, ihm auf die Schulter, und winkte ihm bey Seite. Dort zog der Domino die Larve ab, es war der Miniſter ſelbſt. „Wenn Sie" ſagte er mit einer Miſchung von Ernſt und Spott, „künftig auf der Maskerade mich vorſtellen wollen, ſo geben Sie mir zuvor einen Wink davon, damit ich Ihnen auch meinen Domino leihen kann."

Mit dieſen Worten kehrte er ihm den Rücken, der arme Chriſtan ſtand wie vom Blitz getroffen, verfluchte ſeinen Hang, und ſchwur einen theuern Eid, von dieſem Tage an ſich zu beſſern. Dieſen Schwur wiederhohlte er am andern Morgen in die Hand des Miniſters, als dieſer ihm ſehr ernſthaft erklärte: er ſchätze ſeine Talente und ſeinen Charakter, wenn er aber die Prahlſucht durchaus nicht überwinden könne, ſo müſſe man ſich trennen, weil er, der Miniſter, es nicht länger dulden könne, daß ſein Secretär ſich überall lächerlich mache. Warnend entließ er ihn mit den Worten: „Ich werde ein wachſames Auge auf Sie richten."

Die bittere Lehre hatte gewirkt. Chriſtian nahm ſich zuſammen, ſchrieb über ſeine Thür mit großen Buchſtaben: „Prahle nicht!" verließ keinen Morgen ſein Zimmer, ohne die Worte drey Mahl zu leſen, legte ſich keinen Abend zu Bette, ohne zu prüfen, ob er ſeinen Schwur auch gehalten, und konnte ſich wenigſtens das Zeugniß

geben, daß ihm keine grobe Prahlerey entwiſcht ſey.

Der Miniſter, der insgeheim ihn ſtreng beobachten ließ, freute ſich ſeiner Beſſerung, und ſchenkte ihm ſeine ganze Liebe wieder. Nur ein Mahl wurde er auch noch irre an ihm. Ein alter Bürgermeiſter ließ ſich melden, ein reicher Mann, der auf ſeine Familie etwas ſtolz war, weil ſeit mehreren Generationen die Glieder derſelben wichtige bürgerliche Aemter im Staate verwaltet hatten. „Ew. Excellenz,“ ſagte er, „nehmen ſich des jungen Herrn Bock ſehr gnädig an, weßhalb ich unterthänigſt berichte, was maßen derſelbe geſtern am 21. May Abends gegen ſieben Uhr um meine einzige eheliche Tochter Catharina geziemend angehalten, und zu vernehmen komme, ob ſolches mit Ew. Excellenz Gutheißen geſchehen?“

Der Miniſter, der allerdings davon unterrichtet war, bejahte die Frage, und fügte hinzu, es werde ihn freuen, wenn der junge Mann, den er ſchätze, eine ſo gute Partie treffen könnte.

„Ich hätte auch wohl nichts dawider,“ fuhr jener fort, „wenn nur — ich weiß nicht — man ſagt hie u d da, er ſey von geringer Herkunft. Nun wiſſen Ew. Excellenz wohl, daß meine Familie.“ —

„Haben Sie ihn nicht darum befragt?“

„O ja, wenn ich ſeinen Worten trauen dürfte, ſo wäre er ein Sprößling aus einem alten patrici-

Digitized by Google

ſchen Geſchlechte, und könnte, wenn er nur wollte, ſich von Bock ſchreiben."

„Hat er das geſagt?"

„Mehr als ein Mahl."

Der Miniſter runzelte die Stirn, doch ließ er ſeinen Unwillen nicht merken, überredete vielmehr den Bürgermeiſter, es auf jeden Fall nicht allzugenau mit der Herkunft zu nehmen, da er beſchloſſen habe, wenn die Verbindung zu Stande komme, den Rathstitel für den jungen Mann vom Könige zu erbitten. Der Alte, der auf alle Titel großen Werth legte, war damit zufrieden, worauf der Miniſter ihn erſuchte, mit der Einwilligung zu zögern, bis er ihm einen Wink geben werde. Nach dieſer Verabredung entfernte ſich der Bürgermeiſter, wies den Freyer nicht ab, nahm ſich aber Bedenkzeit.

Der Miniſter hatte während des Geſprächs den Gedanken gefaßt, ſeinen Secretär zu prüfen, und wenn er in einem gewiſſen Puncte ihn nicht rein und lauter fände, nicht allein die Verbindung zu hintertreiben, ſondern auch ſeine Hand ganz von ihm abzuziehen.

Vierzehn Tage waren verſtrichen, als er eines Morgens, nach abgethanen Geſchäften zu ihm ſagte: „Sie ſpeiſen dieſen Mittag bey mir." — Chriſtian verbeugte ſich, und eilte nach Hauſe um ſich feſtlich anzukleiden. Zur beſtimmten Stunde trat er in den Speiſeſaal, fand ein Dutzend Gäſte verſammelt, und unter ihnen, zu ſeiner größten Verwunderung, auch

den Bürgermeiſter mit ſeiner Tochter. Es war für vierzehn Perſonen gedeckt, aber nur dreyzehn ſetzten ſich zu Tiſche. Ein Stuhl blieb leer.

Unter gleichgültigen Geſprächen wurde die Suppe verzehrt. Jetzt ward ein Stück Rindfleiſch von ungewöhnlicher Gröſse aufgetragen. Der Miniſter elbſt machte ſeine Gäſte aufmerkſam darauf, und es entſpann ſich ein Geſpräch über Viehmaſtung, worin beſonders die Engländer es ſehr weit gebracht. Man ſprach von Ochſen die einige tauſend Pfund gewogen. Der Miniſter warf die Frage auf: wie hoch wohl in Weſtphalen dieſe Kunſt getrieben worden? Und — als der Eine dieß, und der Andere das berichtete, und verſchiedene Meinungen herrſchten, ſo ſagte er: „Meine Herren, wir alle verſtehen uns nicht darauf; ich denke, wir thun am beſten, wenn wir einen unſerer berühmteſten Fleiſcher kommen laſſen, der mag entſcheiden.

Mit dieſen Worten gab er ſeinem Kammerdiener einen Wink, der ſich ſchnell entfernte. Das Geſpräch wurde noch eine Weile fortgeſetzt, da trat Meiſter Böcklein ehrenfeſt herein. Sein Sohn ſaß mit dem Rücken gegen die Thür, und wurde ihn nicht gewahr. Als aber der Miniſter den Fleiſcher anredete, dieſer ihm zu antworten begann, und Chriſtian ſeines Vaters wohlbekannte Baßſtimme hörte, ſprang er haſtig auf, rannte auf ihn zu, und ſchloß ihn freudig beſtürzt in ſeine Arme. „Gottlob!“ ſagte der Miniſter. „Das wußte ich wohl!“ rief

Meiſter Böcklein. Alle Gäſte ſtutzten. Der edle Wirth ergetzte ſich einige Minuten an der Rührung des Vaters, wie des Sohnes und an dem Erſtaunen der Gäſte, dann hub er wieder an: „Meine Herren, ich muß Ihnen bekennen, daß ich ein wenig abergläubiſch bin. Wir ſind unſerer hier nur dreyzehn am Tiſche, da ſchmeckt mir kein Biſſen. Erlauben Sie, daß der vormahlige Rathsherr Böcklein aus Gelnhauſen Platz auf dem leeren Stuhle nehme. Setze er ſich, mein lieber Meiſter Böcklein, dort neben ſeinem Sohne; mache er keine Umſtände.“

„I nu, wenn Ew. Excellenz es befehlen,“ ſagte der ehrliche Alte, ſtellte ſeinen Stock mit dem ſilbernen Knopfe in die Ecke, hing ſeinen Hut mit den drey großen Spitzen darauf, und ſetzte ſich neben ſeinen Sohn, der mit den ſeltſamſten Gefühlen, ſeine Augen dankend, bittend und fragend auf den Miniſter heftete. Dieſer erklärte nun das Räthſel, indem er ſeinen wohlgewählten Gäſten erzählte, welchen braven, jungen Mann er in ſeinem Secretär beſitze; daß er nur einen Fehler an ihm kenne, oder vielmehr gekannt habe; daß er nun auch dieſen abgelegt, und die letzte Prüfung beſtanden: „hätte ſeines Vaters Erſcheinung ihn auch nur verwirrt gemacht, ſo hätte ich meine Achtung ihm entziehen müſſen. Allein er war, was er ſeyn mußte, und nun, Herr Bürgermeiſter, fuhr er fort, „nun hoffe ich, daß Sie Ihre liebenswürdige Tochter ihm nicht

Digitized by Google

verſagen werden. Meiſter Böcklein iſt ein Ehrenmann, den ich mit Vergnügen an meiner Tafel ſehe; ich habe ihn dazu eingeladen, er iſt den weiten Weg auf meine Bitte hergekommen; laſſen Sie uns die Verlobung ſeines Sohnes feyern.

Er ergriff das Glas, alle Gäſte folgten ſeinem Beyſpiel, der Champagner ſchäumte. Der Kammerdiener präſentirte eine verdeckte Schüſſel, ſie enthielt Chriſtians Ernennung zum Rath. Das wirkte auf den ſtolzen Bürgermeiſter mehr, als des Miniſters Ueberredung. Er ließ ſeine Blicke über den Fleiſcher hinweggleiten, und nickte dem neuen Rath ſein Jawort zu. Chriſtian wollte ſich dem Miniſter zu Füßen werfen, der ihn freundlich in die Arme faßte, und ihm in die Ohren flüſterte: „Prahlen Sie künftig nur mit Ihrer hübſchen Frau.“

Digitized by Google

Belohnte Theilnahme!

Iſt denn Gold, und immer Gold, dem Armen eine Wohlthat? Auch mit leeren Händen kann Mitleid hülfreich ſeyn. Gehe nicht vorüber, und denke, was kümmerts mich? wenn ein leidendes Geſchöpf an deinem Wege liegt, es ſey noch ſo gering, es kann dir einſt vergelten; und wenn auch nicht, ſo lohnt ein freudiges Bewußtſeyn.

In der Reſidenz eines Fürſten des ehemahligen deutſchen Reiches lebte ein wackerer Mann, der ein einträgliches Amt verwaltete. Durch vieljährigen Fleiß hatte er ſo viel geſammelt, daß er ein artiges Haus in der beſten Gegend der Stadt am Paradeplatz kaufen konnte. Hier erzog er ſeinen einzigen Sohn Leopold, einen muntern, gutmüthigen Knaben, der ihm Ehre und Freude machte, und dem beſonders ein Abſcheu vor Unrecht und Härte, wenn ſie auch dem geringſten wiederfuhren, angebo-

Digitized by Google

ren ſchien. Er konnte ſich ärgern, wenn der reiche Müßiggänger in glänzender Equipage vorüberfuhr, und den armen Laſtträger mit Koth beſpritzte. Er konnte knirrſchen, wenn ein Pflaſtertreter den einfältigen Bauer foppte, der ſeine Eyer zu Markte brachte, oder ein übermüthiger Polizeydiener einen bettelnden Greis mißhandelte. Er miſchte ſich auch dann wohl darein, wenigſtens mit trockenen Worten, und erhielt gewöhnlich Spott, und bisweilen ſogar Schläge zur Vergeltung. Dann pflegte ſeine Tante wohl zu ſagen: „Was deines Amtes nicht iſt, laß deinen Fürwitz. Das gemeine Volk iſt nun ein Mahl zur Dienſtbarkeit auf der Welt. Der liebe Gott hat alles wohl gemacht.“

Aber je älter Leopold wurde, je weniger konnte er ſich überreden, daß der liebe Gott das ſo gewollt hätte, und ſo oft er zufällig Zeuge war, daß der Schwächere vom Starken, der Geringere vom Mächtigen ein Unrecht erlitt, empörte ſich ſein Herz mit jugendlicher Wärme, und wo er nicht helfen konnte, da weinte er aus Mitleid und Verdruß. Vor allen war ein Schauſpiel, welches täglich unter ſeinem Fenſter aufgeführt wurde, ihm eine tägliche Marter. Da exercierte nähmlich ein hochadelicher Fähndrich oder Lieutenant ſeine Rekruten, und prügelte ſie unbarmherzig. Jedes Wort, daß er ausſtieß, war ein niedriger Fluch oder ein beſchimpfender Beynahme. In ſeinem Munde waren die armen Teufel nichts, als Hunde und Beſtien, und die Fuch-

tel, die unaufhörlich von einer Schulter auf die andere tanzte, bewies, daß er ſie auch in ſeinem Herzen für nichts anders hielt.

Beſonders bemerkte Leopold einen Jüngling von ſchönem Wuchs und ſanften Zügen, der dem Herrn Fähndrich nichts recht machen konnte. Er mochte wohl von Natur weniger Geſchmeidigkeit in der edlen Handhabung einer Muskete beſitzen. Man ſah es ihm an, daß er ſich alle Mühe gab; die hellen Thränen rollten ihm oft dabey über die Backen; aber es ging eben nicht, und jeder neue Morgen brachte ihm neue Mißhandlungen. Leopold hatte das oft mit verbiſſenem Grimm und herzlichem Mitleid angeſehen. Eines Tages, nach geendigtem Exercieren, lehnte ſich der junge Mann, dem abermahls unbarmherzig mitgeſpielt worden, erſchöpft an die Mauer des Hauſes, und ſeufzte. Da winkte ihm Leopold herein. Er hatte ſeiner Tante eine Flaſche Wein abgebettelt, und ſeine eigene Semmel nicht verzehrt, um den armen Menſchen damit zu erquicken. Mit Rührung und Dankbarkeit empfing dieſer die Gabe. Er zog ſeinen Rock aus, ſtreifte das Hemd vom Rücken, und zeigte die blutrünſtigen Schwielen. Fort ſprang Leopold, um für ſein Taſchengeld Branntwein zu hohlen, mit dem er den Rücken des Rekruten wuſch.

„Gott vergelt es, junger Herr!“ ſagte der Leidende: „Sie retten mich vor Verzweiflung. Ich bin, weit von hier, meiner armen Mutter entriſſen.

Niemand erbarmte ſich meiner. Ich konnte es länger nicht ertragen, und wollte mich dieſen Abend ins Waſſer ſtürzen.“

Leopold ſchauderte. Er bath den Verlaſſenen an jedem Morgen nach dem Exercieren in das Haus zu kommen, wo er jedesmahl eine Erquickung finden ſollte. Das geſchah, ſo lange die Exercierzeit währte, und als endlich die wohl dreſſirten Kriegsmänner zu verſchiedenen Regimentern abgeſchickt wurden, ſtopfte Leopold ſeinem Schützling, alles was er nur entbehren, oder der Tante abbetteln konnte, in den Torniſter, und mit dankbaren Thränen ſchied der Soldat von ſeinem jungen Wohlthäter.

Hätte Leopold den Glauben ſeiner Tante gehegt: daß man das Gute nur darum thun müſſe, weil Gott es vergelten werde, ſo hätte er leicht an dieſer Verheißung irre werden können, denn eine Unglückswolke nach der andern überſchattete ſein Haus. Der Vater verlor die Hälfte ſeines Vermögens durch den Druck der ſchweren Zeit, die andere Hälfte durch gutmüthige, aber unbeſonnene Bürgſchaft für einen falſchen Freund. Jenes ertrug er ſtandhaft, dieſes ſchlug ihn zu Boden. Des Schickſals Tücke dringt nur bis in die ſeufzende Bruſt, eines Freundes Tücke tief in das blutende Herz. Er ſtarb, von dem Vorwurfe genagt, daß ſein einziger Sohn gegen den Mangel werde kämpfen müſſen. Der hinterlaſſenen Schulden waren ſo viele, daß gleich nach ſeinem Tode zum Verkauf des Hauſes geſchritten wurde.

Digitized by Google

Mit heißen Thränen verließ Leopold, der jetzt achtzehn Jahre zählte, das freundliche Haus, in dem er geboren war, in dem er ſeine frohe Jugend verlebt hatte. Ein Verwandter ſeiner Mutter blieb ihm noch übrig, ein braver Mann, nicht reich doch angeſehen und wohl gelitten in der ganzen Stadt. Der verhieß ihm eine Verſorgung, ſo bald er die nöthigen Kenntniſſe zu irgend einem Amte ſich werde erworben haben, und empfahl ihn einem alten Freunde, der Profeſſor auf einer berühmten Univerſität war. Wenn Leopold fleißig und ordentlich ſey, antwortete dieſer, ſo wolle er ſich ſeiner treulich annehmen, auf daß er mit den Trümmern von ſeines Vaters Vermögen drey Jahre ausreichen, und dann mit geſammelten Geiſtesſchätzen in ſeine Heimath zurückkehren möge.

Nun beſtieg Leopold mit gepreßtem Herzen und einem magern Beutel den Poſtwagen, der, im gewöhnlichen deutſchen Schneckengange, ihn nach jener dreyßig Meilen entfernten Univerſität ſchleppen ſollte. Am erſten, regneriſchen Tage ſaß er ſtill in eine Ecke gekauert, und bekämpfte ſein Heimweh. Am zweyten, als ein heiterer Morgen ihn anlächelte, ſtieg er aus, um ſich in der Morgenluft zu erfriſchen, befand ſich wohl dabey, und merkte bald, daß ſein munterer Schritt den Poſtpferden weit voraus eile. „Was ſchadet's?" dachte er bey ſich ſelbſt: ich werde bis zur nächſten Station zu Fuße gehen, das Frühſtück wird mir dann um ſo beſſer ſchmecken."

Nach einigen Stunden erreichte er das Dorf, wo die Pferde umgeſpannt werden ſollten. Am Eingange dieſes Dorfes fand er zwey junge Mädchen von dreyzehn bis vierzehn Jahren. Die eine, mit brennenden ſchwarzen Augen, und düſtern Blicken, war gekleidet wie eine Städterinn, obſchon alles nachläſſig an ihr hing, und ein halb zerriſſenes Halstuch ihr um die Schulter flatterte. Die andere, ein blondhaariges Kind mit ſanften Zügen, trug das grobe Gewand einer Bäurinn, und überdieß an vielen Stellen mit Lappen geflickt, aber knapp und reinlich. Die Mädchen waren beſchäftigt, eine Menge kalekutiſcher Hühner aus einem Erbſenfelde zu jagen. Die Blonde bediente ſich dabey einer Weidenruthe, die Braune hatte einen derben Knüttel in der Hand. Jene trieb die ungeladenen Gäſte langſam vor ſich hin, und würde auf dieſe ihren Zweck vollkommen erreicht haben; dieſer hingegen währte das viel zu ange, ſie fuhr haſtig hin und her, und ſchüchterte dadurch die Hühner, trieb ſie auseinander, wurde ungeduldig, warf den Knüttel mitten unter ſie, und als ſie keines derſelben traf, ſuchte ſie Steine zuſammen. Da warnte ihre Gefährtinn: „Mamſellchen, thun Sie das nicht, das könnte übel auslaufen. Die Hühner gehören dem Herrn Paſtor, und Sie wiſſen, daß Ihr Papa, der Herr Amtmann, nicht zum Beßten mit ihm ſteht. Geſchähe nun ein Unglück, ſo gäbe es einen gewaltigen Lärm, und Sie müßten es ausbaden.“

Digitized by Google

„Halt du dein Maul, Bauerdirne!“ fuhr die Braune ſie an: „ich werde doch von dir nicht lernen ſollen, was ich zu thun habe?“ Und nun flogen die Steine — Paff! dort lag ein Huhn; Paff! dort wieder ein anderes. Die übrigen flatterten davon. Eines blieb todt auf dem Platze, das zweyte war gelähmt.

„Da haben wirs!“ ſagte die Blonde: „wenn das nun die Frau Paſtorinn ſieht.“ —

„Ich frage den Henker nach der Frau Paſtorinn!“ keifte die Braune: „die Beſtien haben unſere Erbſen gefreſſen, ihnen iſt ganz recht geſchehen.“

Leopold ging vorüber, und dachte bey ſich ſelber: das Mädchen im geflickten Kittel iſt mehr werth, als die Mamſell mit dem ſeidenen Halstuche. Er ſuchte und fand das Poſthaus, trank ein Glas Milch, und konnte nicht begreifen, wo der Poſtwagen ſo lange blieb. Aus Langeweile machte er ſich wieder auf, um ſich draußen vor dem Dorfe nach der Schneckenpoſt umzuſehen. Da vernahm er ein großes Getümmel im Vorhauſe der Amtsſtube; kreiſchende Weiberſtimmen gellten ihm in die Ohren. Das getödete Huhn lag vor der Hausthür, das Lahme ſtand trübſelig darneben. Es wurde ein ſtrenges Gericht gehalten, dem Leopold lauſchend zuhorchte. Die Frau Paſtorinn, als Klägerinn, drang auf Erſatz; die Frau Amtmänninn verhörte die Angeklagten.

Mit unwilligem Erſtaunen vernahm Leopold,

Digitized by Google

daß die Braune alles auf die Blonde ſchob. „Ich habe es dir hundert Mahl geſagt,“ rief ſie weinerlich, laß die Steine liegen! wirf nicht nach dem armen Vieh! es ſind ja unvernünftige Beſtien. Mache es wie ich. Mit einer kleinen Ruthe und etwas Geduld kannſt du ſie bald verjagen. Aber du wollteſt nicht hören, nun mußt du fühlen.“

„Mein Gott, Mamſellchen;“ wimmerte die Blonde: „es iſt ja gerade umgekehrt, ich habe Sie gewarnt.“

„Ey, du unverſchämtes Lügenmaul! Mama, das leiden Sie nicht, das iſt zu arg!“

„Wie!“ donnerte die Amtmänninn dazwiſchen; du unterſtehſt dich, meine Tochter einer falſchen Anklage zu bezüchtigen?“

„Weiß Gott, es iſt ſo wie ich ſage.“

„Noch immer? welche Bosheit! Frau Paſtorinn, nehmen Sie es nicht übel. Sie ſehen, meine Tochter iſt unſchuldig, folglich können die Hühner Ihnen nicht bezahlt werden, denn die Betteldirne hat nichts, und frißt hier das Gnadenbrot. Aber ihr Rücken ſoll es büßen. He da! wo iſt der Knecht? er ſoll die Peitſche hohlen.“

„Ach! ſchluchzte die Blonde,“ wenn doch nur der Herr da wäre, der eben vorbey ging, der würde mir's bezeugen.“ —

„Ja, ja,“ rief die Braune keck: „wenn er nur da wäre, um dich zu Schanden zu machen.“

Jetzt konnte Leopold nicht länger ſich halten.

Digitized by Google

Mit abgezogenem Hute trat er in das Vorhaus. „Da iſt er!“ rief die Blonde freudig. Ihre Gegnerinn erbleichte und verſtummte.

„Erlauben Sie,“ redete Leopold die Frau Amtmänninn an: „dieſem armen Mädchen geſchieht Unrecht. Sie hat die Wahrheit ausgeſagt, ich ſelber bin Zeuge geweſen.“

Die boshafte Braune erhohlte ſich ſchnell von ihrem erſten Schrecken: „Es iſt nicht wahr, Mama!“ heulte ſie, „ich habe den Herrn nicht mit Augen geſehen.“

„Schämen Sie ſich,“ ſagte Leopold mit einem Blick der tiefſten Verachtung: „noch ſo jung und ſchon ſo ſchlecht!“

Das brachte die Mama in Harniſch. „Wer iſt der Herr? was hat der Herr ſich darein zu miſchen?“

„Verzeihen Sie, ich hörte zufällig, daß Sie eine Unſchuldige züchtigen wollten. Mich dünkt, Sie ſollten mir Dank wiſſen, daß ich Ihnen eine Sünde erſpare.“

„Eine Sünde? Ey, hört doch! Packe ſich der Herr Bußprediger zum Henker. Meine Tochter hat mich noch nie belogen, und um eines ſolchen Gelbſchnabels willen werde ich ihr mein Vertrauen nicht entziehen. Dieſe Dirne hingegen richtet lauter Unheil an, und hätte ſchon tauſend Mahl verdient, daß ich ſie aus dem Hauſe jagte. He da! die Peitſche her!“

Digitized by Google

„Madam, ich werde das in meiner Gegenwart nicht dulden.“

Kaum hatte er das geſagt, als die Frau Amtmänninn ſo wüthend zu ſchreyen anfing, daß ihr die Stimme überſchnappte. „Was! ich wäre nicht Herr in meinem eigenen Hauſe? der erſte beſte Landſtreicher dürfte mir verbiethen, was mir zu thun beliebt?“

Außer ſich vor Wuth wollte ſie das bleiche, zitternde Mädchen bey den Haaren ergreifen. Leopold trat dazwiſchen, und ohne Zweifel würde er ſelbſt die Ehre gehabt haben, mit der Frau Amtmänninn handgemein zu werden, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Herr Amtmann aus der Gerichtsſtube hervor getreten wäre. Er war ein rechtlicher Mann, behandelte alles juriſtiſch, und da Leopold ſich erboth, ſein Zeugniß mit einem körperlichen Eide zu erhärten, ſo vernahm er ſelber die Verläumdete in Schutz, gab der Tochter einen Rippenſtoß, verſprach der Frau Paſtorinn, die Hühner zu bezahlen, erſuchte ſeine Frau, mit einem Herrſcherblick, für diesmahl abzutreten, und verſicherte den Fremden, er könne ruhig ſeines Weges ziehen, dem Mädchen ſolle kein Leid widerfahren.

Leopold ging. An der Thür erhaſchte die Blonde ſeine Hand, und küßte ſie weinend.

Endlich erſchien der Poſtwagen, auf dem ſich noch ein blinder Paſſagier eingefunden hatte, ein armer Jude, der mit thränenden Augen ausſtieg, und, während die Pferde umgeſpannt wurden, ſeinen Weg

zu Fuße fortſetzte. Leopold hätte gern gefragt, was ihm fehle? Allein er war haſtig fortgeeilt, und der Jüngling ſelber zu ermüdet, um ihn einzuhohlen. Die übrige Geſellſchaft beſtand aus einem alten verabſchiedeten Officier, einem dicken Pachter, und einem ſchöngeiſteriſchen Kaufmannsdiener. Die letztere Gattung von Menſchen iſt bekanntlich eine der unerträglichſten. Der Burſche hatte in ſeinem Laden Romane geleſen, auch wohl ſelber deren geſchrieben, hielt ſich für einen Aeſthetiker: und haſchte beſtändig nach Witz. Auch Leopold wurde ſchon einigemahl von ihm angezapft. Weil der Jüngling in ſeiner Ecke gedrückt, an gar nichts Theil zu nehmen ſchien, ſo nannte er ihn den Taubſtummen; und als er ausſtieg, um zu Fuße auf einer ſandigen Straße voraus zu waten, ſagte er, der Taubſtumme habe ſich in einen Staubdummen verwandelt; über welchen witzigen Einfall er und der dicke Pachter ſo lange lachten, bis ihre Thränendrüſen helles Waſſer abſonderten.

Jetzt, beym Frühſtück, welches aus Bratwurſt beſtand, warf er die Frage auf; ob der Hanswurſt, wenn er wieder auf die Bühne gebracht werde, gebraten oder gekocht erſcheinen müſſe? — „Auf Reiſen,“ antwortete Leopold ärgerlich. Aber jener fühlte den Hieb nicht, ſondern fuhr fort ſeinen Witz ſtrömen zu laſſen, und ſein eigenes Zwerchfell dabey zu erſchüttern, denn der dicke Pachter hatte keine Zeit mitzulachen, ſo lange gegeſſen wurde.

Bald verglich er die Bratwurſt mit der maulenden Unterlippe eines alten Weibes, bald mit dem Symbol der Ewigkeit, einer Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Dann wollte er haben, die Aufwärterinn ſollte Verſe aus der Jungfrau von Orleans declamiren, wobey er Leopold zum ſchwarzen Ritter ernannte. Kurz, er war unerſchöpflich in Albernheiten, und jedermann mußte ihm zur Zielſcheibe ſeines bleyernen Witzes dienen, der Officier ausgenommen, dem er nicht recht zu trauen ſchien.

Endlich beſtieg die Geſellſchaft den Poſtwagen wieder, der ſich phlegmatiſch fortbewegte. Der Witzling hatte ſo viel Schnaps zu ſich genommen, daß der Schlaf bald Herr über ſeine Zunge wurde, und ſo entſtand eine wohlthuende Stille von einigen Stunden; alle Ohren der Wachenden ruhten aus.

Nach Zurücklegung einer ſtarken Meile erblickte man den Juden wieder, der, an einem Meilenzeiger ſitzend, die Ankunft des Wagens erwartet hatte, jetzt wieder einſtieg, und mit dem ſchlechteſten Plätzchen an der Thür vorlieb nahm, obgleich noch beſſere leer waren. Bey dieſer Gelegenheit erwachte der Aeſthetiker, fühlte ſich zu neuen Zungenthaten geſtärkt, und fiel über den Juden her, wie ein Affe über ein Stück Zucker, das in zwanzig Papiere gewickelt iſt. Bald fragte er ihn: ob er etwa nach Berlin reiſe, um in Klingemanns neuem Schauſpiele den Moſes als Gaſtrolle zu ſpielen? — bald: ob die Juden das goldene Kalb in Verſen oder in Proſa angebethet

hätten? und was dergleichen Albernheiten mehr waren. Endlich wollte er durchaus wiſſen: ob das Silbergeſchirr, welches die Juden in Aegypten ſtahlen, dreyzehnlöthig oder vierzenlöthig geweſen ſey? Alles hatte der Jude ſchweigend ertragen, und auch dieſer letzte Stich preßte ihm nur einen verſtohlenen Seufzer aus; aber Leopolds Blut wallte auf: „Ey zum Henker!“ fuhr er den Witzling unſanft an: „Sie ſollten ſich ſchämen, Ihre ſtumpfen Waffen an einen Wehrloſen zu üben. Wer einen Juden hohnneckt, der handelt eben ſo ſchlecht, als wer einen Gebundenen mit Koth bewirft.“ Der Burſche ſtutzte, nahm die Zurechtweiſung übel, warf ſich in die Bruſt, und da er gegen Leopold mit den Witz nicht auslangte, nahm er die göttliche Grobheit zu Hülfe. Es entſtand ein lebhafter Zank. Leopold erklärte ſeinem Gegner, daß, wenn er noch mit einem Worte den armen Juden beleidige, er ihn zum Poſtwagen hinauswerfen würde. Da gerieth der ſchöne Geiſt in Wuth, und es würde in dem engen Behältniß ein Fauſtkampf entſtanden ſeyn, wenn nicht der bisher ſchweigende Officier ſich mit großem Ernſt ins Mittel gelegt, und dem Burſchen ganz trocken geſagt hätte: Leopold habe ganz Recht, ſein Witzeln ſey unerträglich, und wenn er die Geſellſchaft noch länger beunruhige, ſo werde man die, von Jenem angedrohte, Maßregel mit vereinten Kräften ins Werk ſetzen.

Bey den letzten Worten griff er nach ſeinem ſpa-

niſchen Rohr, welches er hinter ſich auf den Boden gelegt hatte, und dieſe Bewegung ſchien dem Aeſthetiker ſo bedenklich, daß er den Strom ſeines Witzes dämmte, bis zur nächſten Station Mäuschen ſtill ſchwieg, dann ſich brummend auf den Beywagen ſetzte, und ſo für die übrige Reiſe den erlöſcten Juden freyen Athem ſchöpfen ließ.

Das waren die Abenteuer alle, die unſerm Jüngling auf der Wanderſchaft zum Muſentempel begegneten. Er gelangte glücklich an den Ort ſeiner Beſtimmung, fand in dem Profeſſor, dem er empfohlen, war einen eben ſo gelehrten, als menſchenfreundlichen Mann, gewann deſſen Liebe durch Fleiß, Ordnung, Sparſamkeit, und ſammelte in drey Jahren einen Schatz von Kenntniſſen, den er nun im Vaterlande auf Zinſen legen wollte.

Es war ihm während dieſes Zeitraums nichts begegnet, was merkwürdig ſchien. Die Folgen des blutigen Krieges, der damahls Deutſchland verheerte, trafen zwar auch einigemahl den Ort ſeines Aufenthalts, den er plündern ſehen mußte; da aber ein Muſenſohn bey ſolchen Gelegenheiten nichts zu verlieren hat, ſo ſtörte das die Einförmigkeit ſeiner Lebensweiſe nur auf wenige Tage.

Einſt durchwanderte er nach einer ſolchen Kataſtrophe die Vorſtadt, und hörte ein jämmerliches Gewinſel, daß aus einem etwas abgelegenen Hauſe zu kommen ſchien. Er ging näher, — Thüren und Fenſter waren offen, die Möbeln zerſchlagen, keine

Digitized by Google

menſchliche Seele im ganzen Hauſe, denn die Bewohner, flüchtig vor der Wuth des Feindes, waren noch nicht zurückgekehrt. Nur im Hoſe fand er das noch lebende Gerippe eines vergeſſenen Kettenhundes, von dem das Gewinſel ausging. Das arme Thier hatte nun ſchon in mehreren Tagen nichts zu freſſen bekommen, lag ausgeſtreckt vor ſeinem Häuschen, und war kaum noch im Stande, die Jammertöne hervorzuwinſeln, die Leopolds erreicht hatten. Von Mitleid ergriffen, ſprang der Jüngling zum nächſten Bäcker, kaufte ein Brot und brachte es dem hungernden Gefangenen, der es gierig verſchlang. Dann löſete er ihn von der Kette, in Hoffnung, daß er, befreyt, wohl ſelber ſeinen Unterhalt ſuchen werde. Vergnügt ſetzte er ſeinen Spaziergang fort, und erſt draußen vor dem Thore wurde er gewahr, daß der Hund ihm folgte. „Geh, geh,“ ſagte er zu ihm, „ich kann dich nicht brauchen.“ Der Hund ſtand, ſah ihn freundlich an, und wedelte. Aber ſobald Leopold wieder vorwärts ſchritt, lief auch der Hund hinter ihm her. Um ſeiner los zu werden, ſah er ſich genöthiget den Stock aufzuheben. Da legte ſich der Hund platt auf den Boden, den Kopf zwiſchen den Vorderfüßen. Leopold ging weiter, und der Hund blieb liegen, ſo lange bis ſein Wohlthäter ihm aus den Augen zu verſchwinden drohte, dann aber folgte er ihm, wiewohl ſchüchtern in einiger Entfernung nach. Als Leopold aber gegen

Abend in die Stadt zurückkehrte, verlor er ihn aus den Augen, und dachte nicht weiter an ihn.

Am andern Morgen, da er ausgehen wollte, um ein Collegium zu beſuchen, ſiehe, da lag der Hund auf der Schwelle ſeiner Thür, und winſelte als er ſie öffnete. Nun widerſtand er dem Bittenden länger nicht. „Komm herein,“ ſagte er, „du biſt ein armer Teufel, und willſt durchaus bey einem armen Teufel in Dienſte treten. Wohlan! wie nenne ich dich? — du ſollſt Hunger heißen.“ Mit dieſen Worten reichte er ihm die kargen Ueberreſte ſeines Frühſtückes, und verſchloß ihn in ſein Zimmer. Als er wieder heim kam, fand er den Hund auf einem Koffer gelagert, den ihn gleichſam bewachte, und das Plätzchen nur verließ, um ſeinen neuen Herrn zu liebkoſen. In der Folge konnte Leopolds Zimmer ohne Bedenken unverſchloſſen bleiben, denn Hunger ließ während ſeiner Abweſenheit durchaus niemanden herein. Des Hundes Dankbarkeit und Treue gefiel dem Jünglinge wohl. Es war ein häßlicher Köder, aber er hatte ſeine Freude an ihm, nur fiel ihm deſſen Unterhalt beſchwerlich, denn obgleich der ehrliche Hunger mit Brotrinden gern vorlieb nahm, ſo bedurfte er doch, da er zum Geſchlechte der Doggen gehörte, der Brotrinden ſehr viele, und Leopold konnte deren nur ſehr wenige entbehren. Indeſſen, ſo lange er noch auf der Univerſität war, aß er ſich bisweilen nur halb ſatt, ehe er den armen Hunger hätte hungern laſſen.

Nun hatte er aber ſeine Studien vollendet, und dachte mit Ernſt an die Heimreiſe, zumahl, da ſein gütiger Verwandter ihm geſchrieben hatte, daß er kränklich ſey, und des Vetters baldige Zurückkunſt wünſche, um, wo möglich, noch vor ſeinem Tode ihn verſorgt zu ſehen. Leopold ging mit ſeiner Caſſe zu Rathe. Er hatte ſo ſparſam als möglich gelebt, und nebenbey, um einen Sparpfenning zu gewinnen, in einigen Bürgerhäuſern den Kindern Unterricht ertheilt; dennoch belief ſich ſein ganzes Vermögen nur ſo hoch, daß er allenfalls einen Platz auf dem Poſtwagen bezahlen, und ſich unterwegs beköſtigen konnte. Aber was blieb ihm denn übrig, wenn er in ſeiner Vaterſtadt ankam? Sollte er ſeinen Verwandten ſogleich um Geld anſprechen. Der Gedanke war ihm unerträglich. Darum beſchloß er, lieber zu Fuße, mit einem kleinen Felleiſen auf dem Rücken, heim zu wandern, und berechnete, daß er dann wohl ſechs bis acht Louisd'or mit nach Hauſe bringen würde. Nun mußte er auf dieſen Fall ſeinen großen Hund abſchaffen, der leicht mehr, als er ſelber verzehren konnte. Er entſchloß ſich dazu mit einem Seufzer. Schon längſt hatte ein reicher Student ihm den Hund abſchwatzen wollen, und ihm einigemahl zwey Louisd'or für ihn gebothen. Dieſem ſchenkte er ihn jetzt am Abend vor ſeiner Abreiſe; denn Geld für ſeinen ehrlichen Hunger zu nehmen, konnte er nicht über ſich gewinnen. Es war ihm faſt weinerlich zu Muthe, als er von dem

Digitized by Google

Hunde ſich trennte, und kaum konnte die Ueberzeugung ihn tröſten, daß er bey ſeinem neuen Herrn es beſſer haben würde.

Am andern Morgen in aller Frühe ergriff er den Wanderſtab, hing ſein Felleiſen auf die Schulter, und ging zum Thore hinaus. Man hatte ihn gewarnt, nicht ſo allein zu gehen; denn die gewöhnlichen Folgen des Krieges waren nicht ausgeblieben, das Land wimmelte von Räubern und Spitzbuben! aber Leopold dachte: einen einzelnen Wanderer, deſſen ganze Equipage Armuth verräth, werden ſie wohl ungehindert ziehen laſſen, und ſo ſchritt er munter auf die waldigen Gebirge zu, die er zu überſteigen hatte.

Nachdem er einige Stunden gegangen, und einen Hügel erklimmt hatte, um die Thürme der Stadt noch ein Mahl zu ſehen, in der er mit den Muſen vertrauten Umgang gepflogen, da erblickte er in der Ferne etwas auf der Landſtraße, was ſich ſehr ſchnell fort bewegte, und in wenigen Minuten ſo nahe kam, daß er mit freudigem Herzklopfen ſeinen getreuen Hunger erkannte. Noch ſah der ehrliche Hund ihn nicht, denn er verließ ſich nicht auf ſeine Augen, ſondern einzig und allein auf ſeine Naſe, die beſtändig dicht an der Erde ſchnupperte. Nun aber, da er auf der friſchen Spur die Nähe ſeines geliebten Herrn merkte, hob er den Kopf in die Höhe, erblickte ihn, ſprang hoch an ihn hinan, und brach in ein Freu-

dengeheul aus. Auch Leopold konnte ſich nicht enthalten, ihn mit naſſen Augen zu umarmen, und ſich das ganze Geſicht von ihm belecken zu laſſen, ſo ſehr ihm das auch ſonſt zuwider war.

„Hunger!“ ſagte er, „ehrlicher Hunger! du dankbares Gemüth! weiß Gott, du ſollſt bey mir bleiben, und wenn ich auch als ein Bettler in meiner Vaterſtadt einziehen ſollte.“ — Hunger hielt ihn beym Wort, machte allerley poſſirliche Sprünge, und lief nun wedelnd vor ihm her, ſah ſich aber oft nach ihm um, damit er ihm nicht noch einmahl entwiſchen möchte.

Die treuen Gefährten wanderten fröhlich Berg auf Berg ab, bis der Abend hereinbrach, und Leopold ermüdet in einem Kruge einkehrte, der am Rande eines großen Waldes lag. Das Haus hatte nichts einladendes weder von Auſſen noch von Innen. Der Krüger ſchielte auf dem einen Auge, ſeine Frau auf dem andern; der Knecht hatte eine große, erſt kürzlich zugeheilte Schmarre im Geſicht; die Magd war eine Zigeunerinn; die Kinder ſtarrten von Schmutz. Gern wäre Leopold, troz ſeiner Müdigkeit, noch einige Stunden weiter gezogen, aber theils mochte er gegen die Nacht ſich in den Wald nicht wagen, theils fand er dieſes ſchlechte Nachtlager ſeinen Beutel angemeſſen; ließ ſich alſo Brot und einige Eyer geben, theilte das Brot mit ſeinem Reiſegefährten, und bath dann um eine Streu in irgend einen ruhigen Winkel. Man führ-

Digitized by Google

te ihn in ein Kämmerlein hinten im Hauſe, gab ihm ein Stümpſchen Licht, und wünſchte ihm eine gute Nacht. Er riegelte die Thüre zu, und ſchickte ſich an, zu Bette zu gehen, daß heißt, ſich auf ein Bund Stroh zu legen, welches freylich ſchon manchem Reiſenden gedient zu haben ſchien.

Das erſte, was ihm auffiel, waren einige Blutflecken auf dieſem Stroh. Er betrachtete ſie lange mit geheimen Schauder; indeſſen meinte er, es könnte ja wohl irgend ein Wanderer ſich in den Fingern geſchnitten, oder aus der Naſe geblutet haben, ſuchte ſich zu beruhigen, legte ſich nieder, und wollte eben ſein Stümpſchen Licht auslöſchen, als er gewahr wurde, daß ſein Hund mit dem Schwanze zwiſchen den Beinen, ſchnuppernd herum ſchlich, und leiſe brummte. Jetzt wurde Leopold aufmerkſam. „Such, Hunger, ſuch! flüſterte er dem Hunde zu, der, durch dieſe Aufmunterung ermuthigt, ſchon etwas lauter knurrte, endlich an einer kleinen Fallthüre ſtehen blieb, welche Leopold nicht bemerkt hatte, und zu bellen anhub.

Das geht nicht mit rechten Dingen zu, dachte der Wanderer, und ſprang haſtig von ſeinem Strohlager auf. Er hatte keine andere Waffe, als ſeinen Knotenſtock, den ergriff er mit der rechten, das Licht mit der linken Hand, ſtellte ſich neben ſeinen Hund, und richtete die Augen ſtarr auf die Fallthüre, wobey das Haar auf ſeinem Haupte ſich ein wenig lüpfte. Als Hunger mit Knurren und Bel-

ſen nicht nachlaſſen wollte, überlegte Leopold, daß, um ruhig zu ſchlafen, er nothwendig wiſſen müſſe, was unter der Fallthüre verborgen ſey. Er faßte ſich ein Herz, und hob ſie auf. Da blitzten ihm ein paar ſchwarze Augen entgegen, es war der Knecht mit der Schmarre auf der Backe. Hunger wollte ſogleich hinab ſpringen, und ſeine Zähne in ihm ſchlagen, Leopold hielt den Hund feſt, und rief dem Kerl mit rauher Stimme zu: „Was machſt du da?"

„Was werde ich machen?" antwortete er: „ich habe da ein Fäßchen Bier im Keller, daß habe ich abgezapft, und mich ein wenig zu lange dabey verweilt."

„So komm heraus, und geh deiner Wege."

„Nun freylich, aber halte der Herr nur den Hund feſt."

„Er ſoll dir nichts zu Leide thun, aber mache daß du fort kommſt."

Brummend ſtieg der Knecht heraus. Leopold hatte ſein Licht auf den Tiſch geſetzt, ſich ſelber ein wenig zurückgezogen, ſchwang in der rechten Fauſt ſeinen Knüttel, und umfaßte mit dem linken Arme den Hund, ſo, daß er, wenn irgend eine Gefahr ſich zeigte, den Arm nur öffnen, und das wüthende Thier nur anhetzen durfte. Doch als der Knecht in dieſer Verfaſſung ihn ſah, eilte er nach der Stubenthür, die er aufriegelte, und entſprang. Im

Vorübergehen hatte Leopold wohl bemerkt, daß ein langes Meſſer ihm aus dem Buſen hervorragte.

Sobald der Knecht hinaus war, verſchloß und verriegelte er die Thür aufs neue, wendete ſich dann zu ſeinem ehrlichen Hunger, und drückte ihn als einen Freund an die Bruſt.

„Wer mir das geſagt hätte, als ich von deinen Ketten dich los machte, als ich zehenmahl dich fortjagte, und endlich gar verſchenkte. — O wie reich haſt du mir die Brotrinden vergolten, die ich dir zugewieſen.“

Hunger verſtand nichts von ſeiner empfindſamen Anrede. Er machte noch einmahl die Runde im Zimmer, und legte ſich dann neben ſeines Herrn Felleiſen. Allein Leopold war nicht ſo ruhig als ſein Hund. Daß der Kerl böſes im Schilde führte, ſchien ihm unzweifelhaft. Das lange Meſſer, die Blutflecken auf dem Stroh, die ſchielenden Geſichter der Wirthsleute — alle dieſe Gegenſtände ſchwebten wie Geſpenſter vor ſeinen Augen. „Wer ſteht mir dafür,“ dachte er, „daß ſie um Mitternacht die Thüre erbrechen, und mich ſchlafend ermorden?“

Hier war nicht lange Zeit zu überlegen. Das Stümpfchen Licht drohte zu verlöſchen. Ihn ſchauderte, wenn er dachte, daß er hier im Dunkeln bleiben ſollte. Er ſchaute zum Fenſter hinaus, es war nicht hoch. Drauſſen lag der Wald ſchwarz vor ihm. Ein matter Strahl des letzten Mondesviertl erleuchtete die Gegend, wie ein Lämpchen einer

Gruſt. Doch beſſer da drauſſen, meinte Leopold, kleidete ſich raſch wieder an, legte ſo viel Geld auf den Tiſch, als er etwa verzehrt zu haben glaubte, und ſtieg leiſe zum Fenſter hinaus. Hunger ſprang hinter ihm her.

Als er drauſſen war, bemerkte er, daß in einer niedrigen Eckſtube noch Licht ſey; er ſchlich unter das Fenſter, und hörte wie der Knecht ſein Abenteuer erzählte, den großen Hund verfluchte, und ſchwur, er wolle noch in dieſer Nacht die Beſtie ſammt ihren Herrn in die andere Welt ſchicken.

Mit Füßen, von Furcht und Schrecken beflügelt, ſuchte Leopold die Landſtraſſe. Seine Müdigkeit war ganz verſchwunden, und ſchritt ſo haſtig vorwärts, als habe er ſich durch den erquickendſten Schlaf geſtärkt. Der düſter ſchweigende Wald ſchien ihm weit minder furchtbar, als das helle Licht, welches aus dem Kruge ihm noch lange nachſchimmerte. Erſt als er nichts mehr davon gewahr wurde, und dicke Finſterniß ihn umgab, wurde er etwas ruhiger. Der Weg war ſo breit, daß er ihn auch im Dunkeln nicht verfehlen konnte. Bisweilen ſtand er und horchte. Alles war ſtill. Nur ſeinen eigenen Fußtritt vernahm er, und den ſeines Hundes, der ihm jetzt auf der Ferſe nachſchlich, ſtatt daß er ſonſt immer vor ihm her hüpfte.

Gern hatte Leopold auch das Geräuſch vermieden, welches ſeine Füße im Graſe oder in dem

dürren Blättern machten; er berührte den Boden kaum mit den Fußſpitzen, und ſeufzte nach dem Tage der noch fern war. Nach einigen Stunden ſchien der ehrliche Hunger ſich doch auch ſchon an die Finſterniß gewöhnt zu haben; er trabte jetzt wieder vor ſeinem Herrn her; und Leopold war bereits ſo gefaßt, daß er leiſe das Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ anſtimmte. Plötzlich ſtand Hunger, und wollte nicht vorwärts. Vergebens redete ſein Herr ihm zu, und als er ihn endlich mit dem Fuße ſtieß, kroch der Hund winſelnd hinter ihn. Ein Schauder überlief den Wanderer — allein was war zu thun? Stehen bleiben auf dieſer Stelle bis es Tag würde? das ſchien ihm unerträglich. „Hunde,“ dachte er, „pflegen ſich auch vor jedem unbekannten Gegenſtande zu fürchten. Wer weiß, was meinen Hunger ſo plötzlich verwandelt? Ein paar hundert Schritte weit wird er ſich wohl eines Beſſern beſinnen.

Durch ſolche Gedanken ſuchte er ſich Muth einzuſprechen, und ging darauf los, hatte aber kaum zehn Schritte vorwärts gethan, als er über etwas ſtolperte, daß ihm ihn Weg lag. Er fiel, raffte ſich wieder auf, faßte nach dem, was ſeinen Fall verurſachte, und erwiſchte mit Entſetzen einen Büſchel Haare, der einem Leichnam angehörte. Starr vor Schrecken war er eine Zeitlang gleichſam feſt an den Boden gezaubert. Sobald er ſeiner Glieder ſich wieder mächtig fühlte, eilte er bebend von

dem Schreckensorte, und ſogleich geſellte auch ſein Hund ſich fröhlich wieder zu ihm, nachdem er einen Umweg durch den Wald gemacht.

„Hier iſt ein Mord geſchehen,“ ſagte Leopold ſchaudernd zu ſich ſelber, „Gott helfe mir durch den Wald!“ Kaum hatte er das geſprochen, als er links und rechts in geringer Entfernung pfeifen hörte, und eine Menge beweglicher Lichter im Walde ſah, die ſich plötzlich zu entzünden und zu vervielfachen ſchienen. Noch waren ſie zerſtreut, vereinigten ſich aber bald in einen Haufen, und näherten ſich dem bebenden Wanderer, der hinter dem nächſten dicken Baum ſprang, da ihm kein Zweifel übrig blieb, daß hier eine Räuberbande hauſe. Er hatte ſich nicht geirrt. Wohl zwanzig wilde, mit Piſtolen und Säbel bewaffnete Kerls zogen die Straße herauf. Sie hatten den Fußtritt des Pilgers und den Laut des Entſetzens vernommen, den er unwillkührlich ausſtieß, als er den Kopf des Leichnams ergriff. Vielleicht wäre Leopold dennoch hinter ſeinem dicken Baume verborgen geblieben, hätte er nur dem Hund das Knurren verwähren können. Aber Hunger fürchtete ſich nur vor Leichen, nie vor lebendigen Menſchen, und ſo ſehr auch ſein Herr ſich bemühte, ihm die Kehle zuſammen zu drücken, ſo gab er doch immer noch manchen murrenden Ton von ſich, der die Räuber aufmerkſam machte. Der Baum wurde umringt, Leopold gefunden.

Digitized by Google

Die Geiſtesgegenwart verläßt uns dann am wenigſtens, wenn wir ein Unglück nicht mehr bloß fürchten, ſondern es unvermeidlich vor Augen ſehen. Sobald Leopold ſah, daß hier unmöglich zu entrinnen ſey, gedachte er der Gefahr, in der ſein treuer Hund ſchwebte, der, wenn er ihn los ließ, zwar ſicher einen der Räuber beym Halſe packen, aber auch im nächſten Augenblicke todt zu ſeinen Füßen liegen würde. Deßhalb umfaßte er jetzt den knurrenden Hunger mit beyden Armen, und ſagte: „Meine Herren, ich bin ein armer Student, ich habe nichts als meinen kargen Zehrpfenning, laſſen Sie mich in Frieden ziehen.“

„Du biſt ein Student?“ antwortete einer aus dem Haufen: „ich bin auch Student geweſen. Ecce quam bonum!“

„Der Kerl kann uns verrathen,“ rief ein anderer, „ſchießt ihn nieder!“

Dieſem Urtheil ſtimmten ſogleich die meiſten bey, und Leopold ſah bereits ein halbes Dutzend Piſtolen auf ſich gerichtet. Da hub der Erſte wieder an: „Laßt dem armen Teufel das Leben. Wer weiß, wozu wir ihn brauchen können. Er iſt ein rüſtiger Burſche, und ein Student iſt zu allen Dingen nütze.“

„Auf deine Gefahr, brüllte eine grobe Stimme, die dem Anführer der Bande zu gehören ſchien; „vielleicht kann er uns den ehrlichen Rolph erſetzen, den wir geſtern eingebüßt haben; doch

zuvor müſſen wir ihn auf die gewöhnliche Probe ſtellen.“

„Luſtig Herr Bruder!“ ſagte der Student, „wenn du unter unſerer Fahne dienen willſt, und dich brav hältſt, ſo ſollſt du, Gott ſtraf mich, täglich einen Landesvater mit mir machen, und dabey die ſchönſten Dirnen auf deinem Schooße wiegen.“

Indeſſen hatten einige bereits Leopold Felleiſen geplündert, und ſeine Taſchen beraubt. Verſchwunden war die wenige Baarſchaft, nebſt ſeiner ſilbernen Uhr. „Fort, ihr Burſche!“ rief der Anführer, „ich wittre Morgenluft. Für heute iſt hier nichts mehr zu thun.“

Die Räuber trieben ihren Gefangenen vor ſich her, der ſeinen getreuen Hunger, an ſein Schnupftuch gebunden, halb mit Gewalt nach ſich ſchleppte. Auf ungebahnten Pfaden drangen ſie tief in den Wald. Die Morgendämmerung ſchimmerte ſchon in den Wipfeln der Bäume, als ſie ein kleines Thal erreichten, wo die Bande, in Erdhütten mit Zweigen bedeckt, wohnte. Hier wurden ſie von vier bis fünf jungen Mädchen empfangen, die man alle hätte ſchön nennen dürfen, wenn der eigentliche Zauber weiblicher Schönheit, die Sittſamkeit, ihnen nicht gemangelt hätte.

„Wo iſt Rolph?“ ſagte die Eine, deren Buhler er geweſen.

„Den hat der Teufel geholt!“ antwortete der Student, „er iſt auf dem Bette der Ehre in ſei-

nem Berufe geſtorben. Du kannſt dir aber die Thränen ſparen, denn ich bringe dir hier einen andern, der wenigſtens für dich, leicht eben ſo viel werth ſeyn mag."

Das Mädchen, ohne ſich um den Todten weiter zu bekümmern, betrachtete den Gefangenen mit Wohlgefahlen, und ſagte: „Sey willkommen!"

Leopold war ſtumm. Eine neue, furchtbare Welt that ſich vor ihm auf, in die er mit Schaudern blickte. Die Räuber ſetzten ſich zum Schmauſe, und zechten bis gegen Mittag. Ihren Gefangenen übergaben ſie der Obhuth der Weiber, die ihm liebkoſeten, ihm Speiſe und Trank vorſetzten, und durch allerley fröhliche Unterhaltung ihn zu zerſtreuen ſuchten. Sie ſchilderten ihm das ungebundene Leben als das reitzendſte auf der Welt, und fluchten darauf, daß er nach vierzehn Tagen ſein Schickſal ſegnen würde. Auch der ehrliche Hunger wurde nicht vergeſſen, die Mädchen fütterten ihn um die Wette, und ihm ſchien es in dieſer Geſellſchaft beſſer zu behagen, als ſeinen Herrn.

Als die Sonne hoch ſtand, legten ſich die Räuber ſchlafen, rings herum hörte man ihr Schnarchen. Nur zwey derſelben ſtanden Schildwach mit gezuckten Säbel und geladenen Piſtolen. Leopold legte ſich gleichfalls ſchlafen, mehr um ſich den Neckereyen der Dirnen zu entziehen, als um den Forderungen der Natur zu gehorchen. Doch ſeine gänz-

Digitized by Google

liche Erſchöpfung wiegte ihn bald in einen tiefen Schlummer, und er würde auch nicht einmahl erwacht ſeyn, als es ſchon ganz finſter war, hätte nicht ein leiſes Rütteln ihn geweckt. Er ſchlug die Augen auf, da ſtand eines der Mädchen mit einer Lampe vor ihm, und winkte freundlich. Schon wollte er unwillig einige harte Worte ausſtoſſen, als ſie, zu ſeinem höchſten Erſtaunen, ihm durch die Anrede den Mund veſchloß.

„Sie kennen mich nicht mehr, aber Ihr Bild hat ſich tief in mein Herz gegraben. Ich bin das arme Bauermädchen, das Sie vor drey Jahren durch Ihr Zeugniß von einer unverdienten Züchtigung befreyten. Leider konnten Sie nur das eine Mahl mir helfen. Die Mißhandlungen meiner böſen Herrſchaft wurden täglich ärger. Ich konnte es nicht länger aushalten, und lief davon. Was aus mir geworden, ſehen Sie. Ich war ein ehrliches, frommes Mädchen. Die Amtmänninn und ihre Tochter mögen es vor Gott verantworten, wenn ich zur Hölle fahre. Doch davon wollte ich jetzt nicht reden. Ich bin nun einmahl verloren, aber ſo ſchlecht bin ich drum doch nicht, daß ich Ihre Großmuth gegen eine Fremde vergeſſen ſollte. Die Räuber ſind auf einen wichtigen Fang ausgezogen, werden erſt in zwey Tagen zurückkehren. Die beyden alten Wächter hab ich trunken gemacht. Hier iſt das Geld, welches man Ihnen genommen, hier iſt auch Ihre Uhr. Stehen Sie auf, ich

will Ihnen einen Fuſspfad zeigen, der Sie in wenigen Stunden aus dem Walde führt. Halten Sie ſich nur immer links, ſo kommen Sie in eine Gegend, die unſere Leute ſelten durchſtreifen, weil dort nichts zu hohlen iſt. — Wurum ſtarren Sie mich ſo an? — Geſchwind ſtehen Sie auf!“

Leopold glaubte zu träumen. Kaum erkannte er die hübſche Blondine, die freylich ſeitdem ſehr heran gewachſen war, und leider auf ihrem ſanften, damahls unſchuldigen Geſichtchen die Spuren der Ausſchweifungen trug. Die Thränen ſchoſſen ihm in die Augen. Dankbarkeit für ſeine Rettung miſchte ſich mit dem Kummer, ein weibliches Geſchöpf ſo verworfen zu ſehen, das offenbar die Natur gebildet hatte, um einen wackern Gatten und Vater zu beglücken. Er folgte ihr taumelnd hinaus. Sie zeigte ihm den Fuſspfad. Er wollte ſie überreden mit ihm zu flüchten. „Es iſt zu ſpät!“ ſagte ſie ſchluchzend, drückte ihm die Hand und entwich.

Wie ein Träumender eilte er durch den Wald, und nach wenigen Stunden befand er ſich, wie das Mädchen ihm zuvor geſagt, auf einer Ebene, ſah in der Entfernung eine Stadt liegen, und ſchöpfte leichtern Athem.

„Großer Gott!“ ſprach er zu ſich ſelber, „wem verdanke ich mein Leben? Dir, ehrlicher Hunger, für einen Biſſen Brot. Wem verdanke ich meine Freyheit? Einem armen Kinde, daß ich vor einer

Digitized by Google

Mißhandlung ſchützte. Großer Gott! wie belohnſt du oft ſo herrlich das wenige Gute, was wir thun! und doch laſſen wir die Gelegenheit ſo entſchlüpfen! gehen auch wohl kalt an leidenden Weſen vorüber, und denken: was kümmerts mich?" — Jetzt hub er mit ſtarker Stimme ſein Lied wieder an: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!" und Hunger hüpfte munter vor ihm her.

Die Begebenheiten der letzten Nacht hatten ihn aber doch ſo heftig angegriffen, daß ihn ein Fieber befiel, und er in der nächſten Stadt zwey Wochen ruhen, auch einen Arzt bezahlen mußte, wodurch ſein Beutel ſo erſchöpft wurde, daß er nur noch einen Louisd'or übrig hatte, als ihm, wenige Meilen von ſeiner Vaterſtadt, ein neues Abenteuer begegnete.

Er hatte die Nacht bereits innerhalb der Gränzen ſeines Vaterlandes durchwacht, denn die Freude ließ ihn nicht ſchlafen, und noch vor Tage machte er ſich ſchon wieder auf den Weg. Es dämmerte kaum, da fuhr eine offene Kaleſche ihm entgegen, mit zwey ſchönen, aber ſehr müden Roſſen beſpannt, die der Kutſcher aus allen Kräften antrieb, um ſie in ſchnellern Trab zu ſetzen. In der Kaleſche ſaßen ein Herr und ein Frauenzimmer. Der erſtere half dem Kutſcher fluchen, und ſchwang den Stock über ſeinem Haupte, um den Pferden Furcht einzujagen. Das Frauenzimmer blickte ſchütern um ſich, und als die Kaleſche nur noch wenige Schritte von Leopold

entfernt war, kreiſchte ſie plötzlich: Hülfe! Hülfe! ſtreckte auch ihre Arme bittend nach dem Wanderer aus! Sogleich packte ſie der Herr bey beyden Armen, ſtieß ſie in die Ecke des Wagens, und rief: eine Wahnſinnige! während der Kutſcher ſeine Anſtrengungen verdoppelte, und die Pferde wirklich zum Laufen brachte.

Schon war die Kaleſche an Leopold vorüber gerollt, aber das Angſtgeſchrey um Hülfe, obwohl jetzt dumpfer, drang noch einmahl in ſein Ohr, in ſein Herz. Der Wunſch zu helfen, eilte der Ueberlegung voraus. Er rief aus Leibeskräften: „Halt! Halt!“ worauf natürlich nicht geachtet wurde; aber ſchnell beſann er ſich: „Hunger!“ ſchrie er dem Hunde zu: „packe an! packe an!“ und fort ſtürzte Hunger, hohlte den Wagen ein, ſprang dem einen Pferde an den Hals, dann wieder dem andern, ließ beyden ſeine Zähne fühlen, machte ſie ſcheu, und trieb ſie von der Straſſe abwärts, daß ſie gegen einen Baum raunten, und die Deichſel zerbrach. Zwey Piſtolen löſete der Herr im Wagen auf den Hund, doch ohne ihn zu treffen. Indeſſen keuchte Leopold herzu. Das Frauenzimmer verdoppelte ihr Geſchrey. Der Herr ſprang aus der Kaleſche, empfing den Wanderer fluchend, und fragte: wie er ſich unterſtehen dürfe, ſeinen Hund auf die Vorübergehenden zu hetzen? — Drohend hatte er den Hirſchfänger gezogen. Auch der Kutſcher war abgeſtiegen, hatte

Digitized by Google

ſich ſchnell mit einem Zaunpfahl bewaffnet, und geſellte ſich zu ſeinem Herrn.

„Gemach!“ rief Leopold, „erklären Sie mir mit welchem Rechte Sie dieſem Frauenzimmer Gewalt anthun, ſonſt laſſe ich Sie nicht von der Stelle.“

„Herr! was geht das ihn an?“ ſagte der Kutſcher, „ſie iſt eine widerſpänſtige Perſon.“

„Geh er zum Teufel!“ fuhr der andere fort, „oder ich jage ihm meinen Hirſchfänger durch den Leib.“

Während ſich dieſer Streit erhub, war das Frauenzimmer aus den Wagen geſprungen, und lief athemlos an den Streitenden vorüber, denſelben Weg zurück, den ſie gekommen war. Als ihr Begleiter das gewahr wurde, rief er dem Kutſcher zu: „Halt den Menſchen feſt!“ und rannte der Fliehenden nach. In demſelben Augenblicke empfing Leopold einen Streich mit dem Zaunpfahl, der ſeinem Kopfe galt, zum Glück nur ſeine Schultern traf, ihm aber zu Boden ſtreckte. Doch zu gleicher Zeit lag auch der Thäter am Boden, und ſchwur entſetzlich. Hunger hatte ihn bey der Bruſt gepackt, niedergerißen, und ihm den rechten Arm ſo zerfleiſcht, daß das Blut ſtromweiſe durch den zerbiſſenen Aermel drang.

Leopold raffte ſich auf, ſteuerte der Wuth des Hundes, und da er den Kutſcher außer Stande ſah, ihm ferner zu ſchaden, ſo ſah er ſich nach

dem Frauenzimmer um. Einige hundert Schritte von da hatte der Herr ſie erreicht, umklammert, und ſie rang mit ihm, doch mit ungleichen Kräften. Er ſchleppte ſie fort, um ſie wieder in die Kaleſche zu tragen. „Hunger! pack an!“ rief Leopold, und alſobald rieſelte das Blut aus den Waden des Entführers. Schreyend ließ er die Beute fahren. Das Frauenzimmer wollte aufs Neue entrinnen, aber Hunger, der den eigentlichen Zweck dieſes Kampfes nicht zu beurtheilen wußte, meinte, er müſſe alles feſt halten, was laufen wollte, riß ihr den Rock entzwey, und nöthigte auch ſie zu bleiben. — Als der Fremde ſah, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten ſey, zog er gelindere Saiten auf. Hinkend faßte er den Wanderer vertraulich unter dem Arm, zog ihn bey Seite, und ſprach: „Mein Herr, ich darf Ihnen nur ein Wort ſagen, um Ihnen Reue über Ihr thörichtes Beginnen einzuflößen. Ich habe die Ehre, Kammerdiener bey dem jungen Herrn Baron von Stolzenack zu ſeyn, deſſen Vater bekanntlich erſter Miniſter und Günſtling des Fürſten iſt. Seine hochfreyherrlichen Gnaden haben Gefallen an dieſem Frauenzimmer gefunden. Sie iſt nur die Tochter eines gemeinen Pachters, verſtehen Sie mich? Hochdieſelben haben ihr ſchon längſt die vortheilhafteſten Anträge gemacht; da jedoch die alberne Perſon ſich unterfangen, einen ſolchen Herrn ſchimpflich abzuweiſen, ſo war der Herr Baron genöthigt, mir den Auftrag zu ertheilen, ſie auf ir-

Digitized by Google

gend eine Weiſe auf ſein Jagdſchloß zu liefern, welches Sie dort in der Ferne ſehen. Erſt geſtern Abend gelang es mir, die Widerſpenſtige zu kapern, die ſich ihrem eigenen Glücke widerſetzt. Das ſey Ihnen genug, mein Herr! Binden Sie Ihren verfluchten Hunde an einen Strick, helfen Sie mir die Kaleſche wieder im Stand ſetzen, damit ich das nahe Schloß erreichen kann, und gehen Sie dann in Gottes Namen, ſo werde ich es zu rühmen wiſſen. Haben Sie in der Reſidenz etwas zu ſuchen, ſo koſtet es meinem Herrn ein Wort, bedenken Sie das."

Allen dieſen Ueberredungsgründen wollte er auch noch einen Beutel hinzufügen, den er aus der Taſche zog, aber Leopold erwiederte trocken: „Herr! nun ich vollends weiß, wie die Sache zuſammenhängt, ſo iſt an keine Capitulation zwiſchen uns zu denken. Sie und ihr Herr Baron ſind beyde ein paar Schurken! Mögen Sie ſehen, wie Sie mit Ihrer zerbrochenen Kaleſche und Ihren zerbiſſenen Waden aufs Schloß kommen; ich werde meine Pflicht thun, und das arme Mädchen zu ihrem Vater bringen."

Sie hörte die letzten Worte, und ſchmigte ſich zitternd und weinend an ihren Retter. „Kommen Sie Mamſell," ſagte Leopold, ſo lange ich und mein Hund leben, ſoll Ihnen kein Leid wiederfahren."

„Das wär der Teufel!" knirrſchte der Kammer-

diener, und raunte dem Kutſcher einige Worte in die Ohren, der ſchnell ein Pferd ausſpannte, ſich darauf ſchwang, und dem Schloſſe zu jagte. Ohne weiter darauf zu achten, nahm Leopold das Mädchen unter den Arm, ließ ſeinen Hund die Arrieregarde formiren, und wanderte mit ihr fort.

Angſt und Schrecken hatten die Entführte ſo angegriffen, daß ſie nur langſam folgen konnte. Eine Zeitlang ſchwiegen beyde. Die Sonne ging auf, und röthete ihr blaſſes Anlitz. Leopold warf einen verſtohlenen Blick auf ſie. Jetzt erſt wurde er gewahr, daß ſie ſchön, ſehr ſchön ſey, und nicht ſein Auge allein, auch ſein Herz machte dieſe Bemerkung. Das Wohlwollen, welches ohnehin an ein Geſchöpf feſſelt, dem man eine Wohlthat erwieſen, geſellte ſich zu den Empfindungen, die durch die vertrauliche, ſeltſame Lage in den Jüngling erweckt wurden. Sie hatte ſeinen Arm umklammert, und drückte ſich ſo warm an ihn, ſie war ſo dankbar, ſo reitzend — ein neues Gefühl erwachte in ſeiner Bruſt, und als ſie vollends, von der erſten Betäubung ſich erhohlend, zu ſprechen anhub, da verrieth jedes Wort ein reines Gemüth, eine kindliche Jugend. Sie erzählte, wie der junge Baron ihr geſchmeichelt, ihr täglich Blumen und Früchte zugeſchickt, und ſie nichts Arges dabey gedacht, auch wohl Gefallen daran gefunden. Geſtern habe ſie einer Hochzeit einer ihrer Geſpielinnen beygewohnt, und ſey erſt nach Mitternacht heim gegangen. Der Kammerdiener, der

Digitized by Google

auch gegenwärtig geweſen, habe ihr den Arm gebothen, um ſie nach Hauſe zu begleiten, worin ſie den auch nichts Böſes geſehen. Weil aber ihres Vaters Wohnung ein wenig abgelegen, und der Weg durch das lange Dorf ſehr ſteinigt ſey, ſo habe er ihr vorgeſchlagen, hinter dem Dorfe einen Fußſteig zu wählen, der quer durchs Feld und weit näher zum Ziele führte. Ohne Bedenken ſey ſie ihm gefolgt — da habe hinter dem Dorfe die Kaleſche geſtanden, er ihr plötzlich ein Tuch vor dem Mund gehalten, und ſie hinein geworfen. In der erſten Betäubung habe ſie nicht einmahl die Kraft gehabt zu ſchreyen, doch ihre Beſinnung bald wieder gefunden, und ihre ganze ſchreckliche Lage wohl begriffen; da es aber ſtockfinſter geweſen, nichts unternehmen können. Der Wagen ſey anfangs auf lauter böſen Feldwegen der Kreuz und Quer gefahren, wodurch zum Glück die Pferde ſehr ermüdet worden. Faſt gegen Morgen habe der Kammerdiener befohlen nach der Landſtraße einzubiegen, vermuthlich weil ſie nun nicht mehr weit von ſeines Herrn Schloße entfernt waren. Indeſſen habe er ſeine ganze Beredſamkeit erſchöpft, um das Glück zu ſchildern das ihrer warte, und da ſie immer ſtill geſchwiegen, möge er wohl gemeint haben, daß ſie in ihr Schickſal ſich ergebe. Aber insgeheim hatte ſie ſchon beſchloſſen, die erſte menſchliche Seele, die ihr begegnen würde, um Hülfe anzurufen. Als der Morgen gedämmert, und ſie den einzelnen Wanderer von

ferne erblickt, habe ſie freylich wohl gedacht, daß der ihr nicht helfen könne, daß aber doch durch ihn vielleicht ihr Vater erfahren würde, was aus ihr geworden.

„Iſt Ihre Wohnung weit von hier?“ fragte Leopold.

Das wußte ſie nicht zu beantworten, da ſie nicht beurtheilen konnte, wie groß die Strecke Weges ſeyn mochte, die ſie in der Nacht zurückgelegt.

„Aber der Nahme des Dorfes.“

„Rothkirchen.“

Das kannte Leopold ſehr gut, denn es lag nur eine halbe Stunde von der Reſidenz. Er war als Knabe oft dahin ſpazieret, und konnte ſeiner Begleiterinn den Troſt geben, daß ſie höchſtens noch ein paar Meilen bis dahin zu wandern hätten.

Die ſchöne Babet — ſo hieß das Mädchen — blickte oft ängſtlich hinter ſich, und ihre böſe Ahndung betrog ſie nicht; denn kaum mochte der Platz, wo Leopold ſie befragte, eine halbe Meile hinter ihnen liegen, als ſie in der Ferne vier Reiter entdeckten, die ihnen nacheilten, und an deren Spitze Leopold den Kutſcher erkannte. Die übrigen Begleiter waren zwey Jäger und ein Stallknecht, die er vom Schloße gehohlt, und ſchnell beritten gemacht, um dem Jüngling die Beute wieder zu entreißen.

Als ſie nun ſchon ganz nahe waren, und das

Digitized by Google

Mädchen ſah, daß ſie ihren Verfolgern nicht mehr entrinnen konnte, ſank ſie auf ihre Knie, rang die Hände, und flehte um den Schutz aller Heiligen! Auch ihrem Retter war nicht wohl bey der Sache zu Muthe, denn er begriff, daß er jetzt mit ſeinem Knotenſtock und ſeinem Hunger nichts würde ausrichten können, doch ein Blick vorwärts flößete ihm neuen Muth ein. „Stehen Sie auf,“ ſagte er, „beruhigen Sie ſich! auch von jener Seite werde ich einen Haufen Reiter gewahr. Sie mögen ſeyn, wer ſie wollen, wir ſprechen ſie um Hülfe an, und ſie werden nicht zugeben, daß man auf der Landſtraſſe ein unſchuldiges Mädchen raube.“

Babet hub ihre bethränten Augen auf, und erblickte — ihren Vater an der Spitze aller ſeiner Knechte. Faſt zu gleicher Zeit trafen die Verfolger mit den Suchenden zuſammen. Mit dem freudigen Ausruf: mein Vater! ſtürzte Babet ihm entgegen und umklammerte ſein Knie ſammt den Steigbügel. Als die Räuber den wohlbewaffneten Haufen erblickten, und ſich übermannt ſahen, machten ſie Halt, ſteckten die Köpfe einige Augenblicke zuſammen, wandten ihre Roſſe, und ſprengten fort, ohne einen Verſuch zu wagen, das Bubenſtück auszuführen.

Der ehrliche Pachter konnte lange nur ſtottern und ſeine Tochter in die Arme drücken. Auf ſeinem bleichen Antlitz war zu leſen, was er ſeit einigen Stunden gelitten. Früh vor Tage war er, ſeiner

Gewohnheit nach, aufgeſtanden, hatte die fleißige Tochter vermißt, und bald erfahren, daß ſie gleich nach Mitternacht, in Begleitung des Kammerdieners, das Hochzeithaus verlaſſen. Gleich fiel ihm der Gedanke aufs Herz, ſie ſey entführt: denn ſchon längſt war es auch ihm nicht entgangen, daß der Sohn des Miniſters ſeiner Babet nachſtelle. Gerne hätte er ihm die Thüre gewieſen, aber als Pachter einer fürſtlichen Domaine ſcheute er den mächtigen Feind, und verließ ſich übrigens auf ſeiner Tochter Sittſammkeit. Daß der junge Herr einen ſolchen Genieſtreich wagen würde, hatte er nie befürchtet.

Voll Verzweiflung both er ſeine Knechte und einige Nachbarn auf, rieß die Pferde aus dem Stalle, fand hinter dem Dorfe eine friſche Wagenſpur, die ihn durch mehrere Feldwege wieder auf die Landſtraſſe führte, errieth, daß er ſein geraubtes Kind auf dem Jagdſchloſſe des Barons zu ſuchen habe, und ſprengte mit verhängtem Zügel fort, des feſten Vorſatzes, eher das Schloß in Brand zu ſtecken, als ohne ſeine einzige, geliebte Tochter zurückzukehren. Was er dabey wage, welcher Gefahr er ſich ausſetzen wolle, daß wußte er wohl, und doppelt lebhaft war daher ſein Dankgefühl, als er Babet ſchon durch einen einzigen, muthigen Fremdling gerettet fand.

Der Zug ging nach dem nächſten Bauernhauſe, von wo der Pachter einen ſeiner Knechte zurück-

ſandte, um einen Wagen zu hohlen. Während dieſer erwartet wurde, und der Vater nur Augen für ſeine Tochter, nur Ohren für ihre Erzählung hatte, ſchlich Leopold mit ſeinem Hunde davon. Er meinte, wenn er länger bliebe, möchte es ſcheinen, als erwarte er eine Belohnung, und er ſetzte ſeinen Weg ſo eilig fort, als ob er ein böſes Gewiſſen hätte. Der leere Wagen begegnete ihm kurz vor dem Dorfe. Er trug dem Knechte noch einen Gruß an Vater und Tochter auf, und verdoppelte ſeine Schritte.

Schon lag die erſehnte Vaterſtadt vor ihm, er konnte ſchon die Thurmuhr ſchlagen hören, als noch ein kleines Abenteuer ihn aufhielt. An einer Stelle, wo mehrere große Straßen zuſammen liefen, hatte eine arme alte Witwe ſich ein Plätzchen erſehen, wo ſie, unter dem Schirmdach einer Ziegehaut, den ganzen Tage mit ihrem Spinnrade ſaß, und von den Vorübergehenden Allmoſen bettelte. Schon ſeit vielen Jahren war ſie im Beſitz dieſes Plätzchens, wo Leopold als Knabe ſie oft geſehen, und ihr manchen Pfenning gegeben hatte. Darum freute er ſich herzlich, als er ſie ſchon von ferne noch auf der alten Stelle erblickte. Sie war die erſte Bekannte, die er wieder ſah, er hätte ſie umarmen mögen. Um ſo ſchneller war ſeine Theilnahme, da er gewahr wurde, daß ein vierſchrötiger Bauer vor ihr ſtand, heftig mit ihr zankte, und ſogar mit dem Stocke drohte; die Alte hinge-

TAYLOR INST. OXFORD
Digitized by Google

gen ihre dürren Hände faltete, und Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld anzurufen ſchien.

Leopold eilte herbey, und kam gerade in dem Augenblicke nahe genug, als der Bauer die Bettlerinn bey den Haaren ergriff, und ſeinen Stock wirklich aufhub, um ſie zu ſchlagen. Sogleich packte er ihn bey der Schulter, riß den Erſtaunten zurück, und fragte: „Wie mögt Ihr an einer wehrloſen alten Frau Euch vergreifen?“

„Herr! was geht es Ihn an?“ ſagte der Bauer, „das Weib iſt eine Hexe, ſie hat mein armes Kind behext, das ſeit vier Monathen weder leben noch ſterben kann.“ Und mit dieſen Worten wollte er abermahls über die Bettlerinn herfallen.

Leopold begriff wohl, daß hier mit Vernunftgründen nichts auszurichten ſey. Er wußte kein anderes Mittel, dem Wüthenden ſein Schlachtopfer zu entreiſſen, als, indem er ſeinen Knotenſtock einigemahl ſehr unſanft auf deſſen Schultern fallen ließ. Raſch wandte ſich der rüſtige Kerl, um den ungebetenen Mittelsmann wirklich abzuwalken. Aber Hunger zeigte ihm die Zähne ſo ernſthaft, daß er einige Schritte zurückprallte, und nach einer Fluth von Scheltworten rief: „Wer iſt der Herr? Wie unterſteht er ſich, einen ehrlichen Mann zu ſchlagen, der ſeine Abgaben quartaliter richtig bezahlt? Das ſoll er mir entgelten. Ich werde Ihn verklagen! Wie heißt der Herr? Wo finde ich ihn?“

Leopold ſagte unbedenklich ſeinen Nahmen,

und daß er im goldenen Hirſch einkehren werde; wenn der Bauer ihn verklagen wollte, ſo möge er nur gleich mit ihm kommen. Das fand jener doch nicht gerathen, ſchwur aber, er wolle ihm einen Advokaten über den Hals ſchicken, und ging fluchend ſeiner Wege. Leopold blieb noch eine Weile ſtehen, der Alten zum Schutz, bis er den Kerl aus dem Geſichte verlor. Dann ging auch er, von den Segenswünſchen der Bettlerinn begleitet.

Im goldenen Hirſch, wo er ſich bloß umkleiden, und dann zu ſeinem Verwandten eilen wollte, erfuhr er leider ſchon, daß dieſer vor wenigen Tagen geſtorben ſey, und des Jünglings Hoffnungen mit ins Grab genommen habe. Das war ein harter Schlag, der ihn hart betäubte. Was ſollte er nun anfangen? Wie ohne alle Protektion einen Weg ſich bahnen? — Zwar hatte er immer gehört, der Miniſter ſey ein rechtſchaffener Mann, der aufkeimende Talente gern hervorziehe, aber wie ſollte er ihm bekannt werden.

Im Vertrauen auf ſeine erworbene Kenntniſſe wagte er es doch, im Pallaſte des Miniſters, ſich zu melden, und um eine Audienz zu bitten; auch fand er Anfangs keine Schwierigkeiten. Der Schweizer ſagte ihm: Se. Exzellenz ſpreche mit Jedermann, er ſolle nur hinauf gehen in den großen Saal, und warten bis Se. Exzellenz nach Hofe führe. Aber als Leopold die Treppe hinauf ſtieg, begegnete ihm zum Unglück der Kammerdie-

Digitized by Google

ner des jungen Barons, erkannte ihn augenblicklich, ſchob ihn wieder hinunter, und ſagte dem Schweizer einige Worte ins Ohr, worauf dieſer ihm trotzig die Thüre wies, und ihm den Rath gab, ſich nie wieder blicken zu laſſen, wenn er nicht noch härter wolle empfangen werden.

„Da möchte doch wohl meine alte Tante einmahl recht behalten," ſagte Leopold, ſchwermüthig heimgehend: „hätte ich das Bubenſtück ruhig vollführen laſſen, ſo ſpreche ich nun mit dem Miniſter."

Noch manches verſuchte er, um Broterwerb zu finden, an manchen Thüren klopfte er, doch immer vergebens. Die alten Freunde ſeines Vaters waren alle geſtorben, er kannte niemand, und niemand wollte ihn kennen. Faſt verzweifelnd trieb er in der großen Stadt ſich herum. Sein letzter Louisd'or war längſt aufgezehrt. Er gedachte wohl bisweilen des Pachters und der ſchönen Babet, meinte auch zuverſichtlich, daß ſie ihm helfen würden, wenn er ſeine Noth ihnen zu wiſſen thäte, allein er konnte es nicht über ſich gewinnen, was er gethan, gleichſam bezahlen zu laſſen. Indeſſen ſtieg ſein Mangel immer höher; man wollte ihn an der Wirthstafel zum goldenen Hirſch nicht mehr ſpeiſen laſſen, und eines Abends, als er auf ſeine Dachkammer kletterte, rief der Wirth ihm nach, er ſolle ſich nur fertig machen, am andern Morgen auszuziehen. Da durchwachte er eine trübe

Nacht ſammt ſeinen Hunger, der jetzt den Nahmen mit der That führte.

Als der Morgen anbrach, ſchnürte er ſeinen Bündel, unwiſſend, wo er am nächſten Mittag ein Stück Brot, am nächſten Abend ein Obdach finden werde. Horch, da klopfte es leiſe an ſeine Thüre. Ein Jude trat ſchüchtern herein.

„Nehmen Sie's nicht vor übel.“

„Was will er, mein Freund? Ich kann weder kaufen noch verkaufen.“

„Lieber Herr. Sie kennen mich wohl nicht mehr, aber ich kenne Sie noch recht gut. Sie haben ſich meiner vor drey Jahren auf dem Poſtwagen ſo großmüthig angenommen, daß werde ich Ihnen nie vergeſſen. Jetzt ſind Sie in Noth — du lieber Gott! jeder Menſch kann ohne ſein Verſchulden in Noth gerathen. Ich habe es geſtern mit angehört, als der Wirth Ihnen die Thüre wies. Das ſoll Ihnen nicht widerfahren, ſo lange Nathan noch einen Groſchen hat. Da bringe ich ein Beutelchen — Viel iſt nicht darin — ich ſchenke es Ihnen auch nicht, denn ich habe nichts zu verſchenken; aber ich leihe es Ihnen ohne Zinſen. Einem ſo wackern jungen Herrn kann es nicht immer fehlen, und Sie werden mich ſchon bezahlen.

Leopolds Erſtaunen ging bald in eine ſüße Rührung über. Er umarmte den ehrlichen Juden, wollte aber ſein Geld nicht nehmen, weil er nicht die mindeſte Ausſicht habe, es ihm zu erſtatten.

Doch mit den Worten: „der liebe Gott wird ſchon helfen!“ warf Nathan ſeinen Beutel auf den Tiſch, und eilte davon. „Wohlan,“ dachte Leopold, „auf dieſem Gelde ruht Segen. Gott wird ſchon helfen, ſagte der Jude; ſoll der Chriſt von ihm ſich beſchämen laſſen?“ — Er entwarf jetzt eine Bittſchrift an den Miniſter, und nahm ſich vor, ihm dieſe an der Treppe des fürſtlichen Schloſſes zu überreichen, da er doch in deſſen eigenen Pallaſte nicht bis zu ihm dringen konnte. Drey Tage hinter einander ging er vergebens. Zwar hatte er den Miniſter einmahl geſehen, aber ſein Wagen war von Bittenden umringt, und ihn, dem Schüchternen, der ſich nicht vordrängen konnte, hatten die Schildwachen zurückgeſtoſſen. Indeſſen ließ er ſich nicht abſchrecken, und wollte eben am vierten Tage ſein Dachſtübchen verlaſſen, um einen neuen Verſuch zu wagen, als jemand langſam zu ihm heraufkeuchte. Es war die alte Bettlerinn.

„Was wollt Ihr, gute Mutter?“ fragte Leopold ein wenig ungeduldig, nachdem er ſie hereingeführt, und niederſitzen laſſen. „Macht es kurz, ich habe keine Zeit.“

„Ach, junger Herr! Gott ſey Dank, daß ich Ihn gefunden! Ich habe wohl ſchon ſeit vielen Jahren mein Gedächtniß verloren, aber das war mir doch nicht entfallen, daß ich im goldenen Hirſch ihn ſuchen müßte.“

„Nun, was wollt Ihr denn?“

Digitized by Google

„Höre er mich nur an, ich meine es gut. Täglich habe ich für ihn gebethet, weil er mir alten Frau ſo chriſtlich beygeſtanden. Bisweilen habe ich auch wohl gedacht: wenn mir doch der Himmel vor meinem Ende noch die Freude beſcherte, den braven jungen Herrn noch einmahl zu ſehen, und ihn zu danken. Denn ſieht er, wenn man zwanzig Jahr und drüber ſo an der Landſtraße unter vielen tauſend Menſchen, und doch ganz allein ſitzt, ach! da thut es einem wohl, wenn endlich jemand Theil an der Verlaſſenen nimmt!"

„Weiter! Weiter!"

„Nun, da ſaß ich geſtern, es war ſchon gegen Abend, da kam ein Kourier aus der Stadt gefahren, und als die Pferde an mir vorbey ſauſeten, da fiel eine lederne Taſche von ſeinem Wagen. Ich rief ihm nach, aber du lieber Gott! der war ſchon weit, und meine Stimme iſt ſchwach. Ich hob die Taſche auf, und fand ſie verſchloſſen, und ſah, daß das fürſtliche Wappen darauf ſtand. Hm! dachte ich, es mag wohl allerley Wichtiges darin enthalten ſeyn, und es wäre wohl ein Trinkgeld damit zu verdienen. Wie ſoll ich ſie aber an den rechten Mann bringen? Unſereins kennt Niemanden, und wird auch nirgends vorgelaſſen. Da gab mir Gott plötzlich in den Sinn: Geh in den goldenen Hirſch, ſuche deinen Wohlthäter, gib ihm die Taſche, er wird ſchon wiſſen, was damit zu thun iſt. Freylich — fuhr ſie fort, indem ſie die Taſche un-

ter ihrer Schürze hervor nahm, — freylich iſt der Weg mir ſauer geworden, aber nun bin ich da, und nicht wahr, er nimmt vorlieb mit meinem guten Willen?"

Wie ein Blitz fuhr der Gedanke dem Jüngling durch den Kopf; ein Zufall, der mir günſtig werden kann! Wer hätte es gedacht! Vielleicht iſt dieſe alte Bettlerinn beſtimmt, mich bey dem Miniſter einzuführen. Er dankte der Alten, verſprach, ſie nächſtens zu beſuchen, und ihr zu berichten, was mit der Taſche vorgefallen. Fröhlich trippelte ſie fort. Er knöpfte den Fund unter ſeine Weſte, ſteckte ſeine Bittſchrift zum vierten Mahle in die Taſche, und begab ſich zum vierten Mahle auf dem Schloßplatz.

Ehe er noch die Pforte erreichte, wo der Wagen des Miniſters zu halten pflegte, ſah er viele Menſchen zuſammen laufen, und einen Polizeybeamten umringen, trat mit hinzu, und hörte mit Herzklopfen laut unter Trommelſchlag vorleſen: Einem geſtern Abend mit wichtigen Depeſchen abgefertigten Kouriere ſey die Taſche verloren gegangen, wer ſie finden, und den Pallaſt des Herrn Miniſters von Stolzenack abliefern werde, habe ſich einer anſehnlichen Belohnung zu erfreuen.

Sogleich drängte ſich Leopold zu dem Polizeybeamten, und bath, ihn zu den Miniſter zu führen, weil die Taſche in ſeiner Verwahrung ſey. Auf der Stelle führte der Beamte ihn in das fürſtliche Schloß, ließ dem Miniſter den Vorfall melden,

Digitized by Google

und dieſer kam haſtig heraus in den Saal. Auf ſeinem Geſichte war deutlich zu leſen, wie viel ihm darangelegen, die Depeſchen unverſehrt wieder zu erhalten. Leopold überreichte ihm die Taſche. Mit ſichtbarem Vergnügen, bemerkte der Miniſter, daß ſie noch verſchloſſen ſey, und erklärte dem Ueberbringer, daß Sr. Durchlaucht befohlen habe, ihm zwanzig Louisd'or zu bezahlen.

„Ach, Ew. Excellenz!“ ſagte Leopold, dieſe zwanzig Louisd'or gehören nicht mir, ſondern einer armen alten Bettlerinn, welche die Taſche gefunden. Doch erlauben Sie einem verwaiſeten Jüngling, der ſich Kenntniſſe erworben, um ſeinem Vaterlande zu dienen, daß er den Zufall benutze, um in dieſer Bittſchrift Ihnen ſeine Noth und ſeine Wünſche vorzutragen.

Der Miniſter las, unterhielt ſich mit ihm, fand Gefallen an ſeiner edlen Freymüthigkeit, erinnerte ſich ſeines Vaters als eines wackern Mannes, und beſtellte ihn auf den Nachmittag in ſeinen Pallaſt.

Dießmahl wagte kein Schweizer ihn abzuweiſen. Er hatte eine Unterredung von einer halben Stunde mit dem ehrwürdigen Miniſter, und verließ ihn als Sekretär eines Departements, in welchem gerade eine Stelle erledigt war.

Leopold ſchwebte zum Thore hinaus, denn ſeine Füße berührten kaum den Boden. Der Miniſter hatte ihm das Geld für die Finderinn der Ta-

Digitized by Google

ſche eingehändigt, das wollte er ihr bringen, und mehr als das: die Bothſchaft von ſeinem Glücke. „Wie wirſt du dich wundern, du ehrliches Gemüth,“ ſagte er zu ſich ſelber, als er von ferne die Alte hinter ihrem Spinnrade erblickte, „wie wirſt du dich wundern, wenn plötzlich das Ziegenfell über deinem grauen Haupte in ein goldenes Widderfell verwandelt, und ein fürſtlicher Sekretär vor dir ſteht, den du geſchaffen haſt.“

Allerdings konnte die gute Alte ſich lange nicht überzeugen, daß man ihrer nicht ſpotte. Die Goldſtücke lagen ſchon in ihrer Schürze, aber ſie glaubte es nur ſo lange, als ſie die Augen darauf heftete. So oft ſie den Ueberbringer wieder anſah, ſchüttelte ſie lächelnd den Kopf, und ſagte: „Es iſt doch nicht wahr.“ Leopold mußte ihr alles lang und breit erzählen; ſie nickte bey jeder neuen Periode, und in ihrer Seele ging eine helle Sonne auf. Aber — ſo ſtark iſt die Gewohnheit — in demſelben Augenblicke, in welchem ein nie geträumter Reichthum ihren Schooß füllte, bath ſie einen Vorübergehenden um einen Pfenning.

Leopold ſtand vor ihr, mit den Rücken gegen die Straße gekehrt, als ſie zu ſeiner Verwunderung, durch dieſe Bitte ſeine Erzählung unterbrach.

Der Mann den Sie angeſprochen, hatte ſich genähert, um ihr ein Allmoſen zu reichen, ließ aber plötzlich das Geld fallen, drückte Leopold in ſei-

ne Arme, und rief: „Find' ich Sie endlich! Mein Gott! wie habe ich Sie überall geſucht!" Es war der ehrliche Pachter.

„Sie ſollten ſich ſchämen," hub er wieder an, nachdem der erſte Ausbruch der Freude ihn zu Worten kommen ließ: „Einem dankbaren Menſchen eine Wohlthat erzeigen, und dann ſogleich davon laufen, das iſt hart! das drückt einem das Herz ab! Faſt täglich hat meine Tochter mich in die Stadt gejagt, und hätte Sie es nicht gethan, ſo wäre ich ſelber gegangen, um Sie aufzuſuchen, um Ihnen zu vergelten, wenn ich könnte. Auf dem Markte habe ich Stunden lang geſtanden, und mich vergebens nach Ihnen umgeſehen. Allen Bäckern, denen ich Getreide verkauſe, habe ich Sie beſchrieben vom Kopf bis zum Fuße, aber keiner wollte Sie kennen. Und wenn ich nun Abends unverrichteter Sache heimkehrte, und meine Babet mir mit fragenden Blicken entgegen kam, und ich immer wieder den Kopf ſchütteln mußte — ach Herr! das war hart! — Ja wahrlich! Sie haben meinem Kinde ſchon viele Thränen ausgepreßt, und obendrein iſt ſie krank ſeit der verfluchten Geſchichte. O ich bin auch bey dem Miniſter geweſen, der hat den ſaubern jungen Herrn ſammt ſeinen Helfershelfern ins Loch geſteckt; aber was kann mir das helfen? Meine arme Babet kränkelt, und wer weiß, ob ich ſie in meinem Leben wieder blühen ſehe! Geſchwind

Digitized by Google

komme der Herr mit mir. Das wird eine Freude ſeyn.“

Ohne Leopolds Antwort abzuwarten hatte er ihn bereits ein Stück Weges mit fortgezogen. Der Jüngling widerſtrebte nicht. Er bedurfte jetzt keiner Unterſtützung mehr, und ſo hinderte ſein Zartgefühl ihn nicht länger, denen unter die Augen zu treten, die ſich für ſeine Schuldner hielten. Jenes unbekannte Gefühl, das ihn zum erſten Mahle ergriff, als Babet, von der Morgenröthe geſchmückt, an ſeinen Arm ſich ſchmiegte, beſchlich auch jetzt wieder ſein Herz, das immer höher klopfte, je näher ſie dem Dorfe, je näher ſie der Pachterwohnung kamen.

Babet ſaß unter der Linde wie ein Geiſt; aber als ſie von Ungefähr die Augen aufhub, und den Vater — früher noch den Fremdling — erblickte, da ſprang ſie auf, mit lauten Schrey froher Ueberraſchung, ſchwankte den Kommenden entgegen, wollte ihrem Vater um den Hals fallen, und ſank in Leopolds Arme.

„Na, da bring' ich ihn dir,“ ſagte der Alte, und rieb ſich vergnügt die Hände. Mit Roſengluth übergoſſen, entwand ſich Babet den Armen des Jünglings, und kehrte ſich in holder Verwirrung zu ihrem Vater. „Ich glaube, du ſchämſt dich?“ rief der Alte, „weil du ſo mir nichts dir nichts dem jungen Herrn in die Arme gelaufen biſt! Nun freylich, daß würde ich auch nicht ſo mit angeſehen ha-

ben, wenn es ein Anderer wäre; aber deinen Erretter — meinen Wohlthäter — da brauchſt du dich nicht zu ſchämen.“

Es war ein wonnereicher Abend, den Leopold unter der blühenden Linde verlebte, denn hier entfalteten ſich auch die Blüthen der erſten Liebe. Er mußte verſprechen, wenigſtens zweymahl wöchentlich wieder zu kommen, und es währte nicht lange, ſo kam er alle Tage. Der Pachter meinte endlich, Leopold könne doch wohl in ſeinen Berufsarbeiten etwas verſäumen, wenn er täglich durch den weiten Spaziergang ſo viel Zeit verlöre; ſo wollte er ihm lieber das Mädchen in die Stadt geben, und künftig dort ſeinem Eidam beſuchen. Schon mancher Städter hatte um des reichen Pachters einzige Tochter gefreyt; dem wackern Leopold wurde ſie zu Theil, denn er hatte ſie erworben durch eine edle That.

Der Hochzeittag erſchien. Der Bräutigam bath um Erlaubniß, auch einen Gaſt mitbringen zu dürfen; daß wurde ihm freundlich zugeſtanden. Zwar runzelte der Alte die Stirne, als er vernahm, dieſer Gaſt ſey ein Jude, aber ſchnell verſchwanden die Falten von der Stirn des braven Mannes, da Leopold ihm erzählte, wie edel dieſer Jude ihn zu ſeinem Schuldner gemacht, und nun empfing er den ehrlichen Iſraeliten mit einem eben ſo herzlichen Händedruck, als ſeinen Herrn Pfarrer.

Am andern Morgen übergab die ſchöne junge

Digitized by Google

Frau ihrem glücklichen Gatten ein Papier: „Es iſt meine Mitgabe,“ ſagte ſie ſchalkhaft lächelnd. Er entfaltete es, und ſiehe, es war ein Contrakt, der ihn wieder in den Beſitz ſeines väterlichen Hauſes ſetzte. Oft hatte ihn der Pachter mit wehmüthigen Erinnerungen von dieſem Hauſe am Paradeplatz ſprechen hören, da war er heimlich hingegangen, und hatte es für ſeinen Eidam gekauft.

Hier wohnte nun das junge Paar im ſüßeſten Lebensgenuß ſtiller häuslicher Freuden, die bloß dann und wann durch den Druck der Zeiten geſtört wurden; denn es hatte ſich die Kriegsflamme auch über dieſe Gegenden verbreitet. Doch die Liebe macht jede Entbehrung leicht, und Leopold ſchwebte auf dem Gipfel ſeines Glücks, als Babet ihn zum erſten Mahle mit einem Sohne beſchenkte.

Sie hatte viel gelitten, ihr Leben hatte in Gefahr geſchwebt, und noch mußte ſie das Bett hüthen; da wurde in der Nähe der Reſidenz eine Schlacht geliefert, deren Folge war, daß der ſiegende Feind plötzlich die Stadt überſchwemmte, und zügellos hauſete. Umſonſt verſchloſſen die erſchrockenen Einwohner ihre Thüren, überall wurde eingebrochen und geplündert — aus allen Häuſern ſchallten Töne der Verzweiflung!

Man denke ſich die Angſt des liebenden Gatten! Gern hätte er all ſeine Habe den Blutgierigen entgegen getragen, wenn er dadurch nur Schonung für das Krankenzimmer ſeiner Frau hätte erkaufen

können. Wirklich raffte er in der Eile alles Geld, alles Silberzeug zuſammen, und ſtürzte, ſo beladen die Treppe hinab, um es den Einbrechenden bittend zu überliefern. Da fand er zu ſeinem größten Erſtaunen, vor ſeiner offenen Hausthüre eine feindliche Schildwach, die ſo eben einen heranſtrömenden Haufen trotzig abwies, mit der Erklärung: er ſtehe hier als Sauvegarde.

Freudig erſtaunt ſchlich Leopold zu ſeiner bebenden Frau, theilte ihr die frohe Entdeckung mit, beruhigte ſie, trat ans Fenſter, und war mehrere Stunden lang Zeuge, wie die Palläſte rings umher geplündert wurden, und ſein kleines Haus doch ſtets verſchont blieb; wie der Soldat, gegen manchen Verſuch hinein zu dringen, muthig kämpfte, ja ſogar einmahl erklärte: den Erſten, der dieſes Haus nicht reſpectire, werde er ſein Bajonnet durch den Leib rennen.

Mit Thränen dankte Leopold dem Himmel! aber unbegreiflich war es ihm, warum gerade nur er, ein unbedeutender Privatmann, das ſchreckliche Loos ſeiner Mitbürger nicht theilte? Er mußte einen Irrthum vermuthen. Sobald es etwas ruhiger wurde, hohlte er einige Flaſchen von ſeinem beſten Wein, ging hinunter zu dem Soldaten, ſchenkte ihm ein, und bath ihn in franzöſiſcher Sprache, ihm das Wunder zu erklären.

„So trinke ich den wieder ein Glas Wein auf dieſer Stelle!“ antwortete der Soldat auf deutſch,

und eine Thräne fiel ihm in den Becher: „Wundern Sie ſich nicht, mein Herr! das Haus, in dem Sie mehr als einmahl meinen blutigen Rücken gewaſchen, würde ich mit meinem Leben vertheidigt haben.“

Jetzt erkannte Leopold den Rekruten, und fiel ihm gerührt um den Hals. Er hatte die unmenſchliche Behandlung, die vormahls unter den deutſchen Truppen ſo gewöhnlich war, nicht länger erdulden können, war deſertirt, hatte fremde Dienſte genommen, und — was ſeine Narben bewieſen — ſich brav gehalten. Jetzt, als er nach der Schlacht zum erſten Mahle wieder die Reſidenz ſeines ehemahligen Fürſten betrat, widerſtand er jeder lockenden Beute, eilte haſtig vor das Haus ſeines Wohlthäters; ſchützte deſſen Vermögen, und erhielt ihn vielleicht das koſtbarſte, was er auf der Welt hatte — das Leben ſeiner Gattinn.

O! ſagte Leopold, noch oft in ſpäten Jahren zu ſeinen Kinder, wenn ſie mit dem alten ſteif gewordenen Hunger ſpielten: „Geht an keinem leidenden Geſchöpf kalt vorüber! und wo ihr nicht helfen könnt, da tröſtet wenigſtens! denn wahrlich! es iſt keines ſo gering, daß es nicht unverhofft euch überreich vergelten könnte!“

Das Buch Papier!

Es gibt einen Fehler, den wir viel zu ſanft Leichtſinn nennen. Wenn ſo manche andere, mit härtern Nahmen belegte Fehler nur wenige Verbrechen erzeugen, ſo wird dieſer oft die Mutter von Tauſenden. Nie fragt der Leichtſinn, wenn eine Roſe ihm winkt, ob eine Schlange darunter liege? ob ihre Dornen ihn oder andere verwunden werden? Er pflückt ſie, weil es ihm eben behagt. Böſes denkt und fühlt er gewöhnlich nicht dabey, aber das Böſe geſchieht darum nicht minder, und ſelten vermögen Jahre wieder gut zu machen, was eine Minute verdarb.

Mit trefflichen Anlagen des Geiſtes und Herzens war Julius geboren. Schade, daß ſeine Mutter ihn verhärſchelte! Strenger bewies der Vater, ein wohlhabender Kaufman, ſich gegen ihn, doch

Digitized by Google

ſeine Geſchäfte erlaubten ihm nicht, der Erziehung des Sohnes die nöthige Aufmerkſamkeit zu widmen, und oft, wenn Julius dumme Streiche gemacht hatte, die ziemlich mehr an ſchlechte Streiche gränzten, ließ er den väterlichen Zorn durch die mütterliche Entſchuldigung beſänftigen: „Es iſt nur aus Leichtſinn geſchehen.“

Freylich hatte ſie Recht. Keine Freude von Bosheit glimmte in des Knaben Bruſt. Er konnte, wenn ſein Leichtſinn ihm oder Andern geſchadet, die herzlichſten Thränen der Reue vergießen, und das Gelübde der Beſſerung war ihm jedesmahl ein ganzer Ernſt. Aber ſeine Thränen glichen Thautropfen, die der erſte warme Sonnenſtrahl aufleckt, und ſeine Gelübde verwehte ein ſchmeichelndes Lüftchen. Der pedantiſche Hofmeiſter, mit großer Gelehrſamkeit, aber nicht mit der Gabe ausgerüſtet, junge Gemüther zu lenken, vermochte nichts über ihn, und ſo war er aufgewachſen bis in ſein neunzehntes Jahr.

Jetzt dünkte es dem Vater an der Zeit ihn auf die hohe Schule zu ſenden. Zum Begleiter gab er ihm einen alten treuen Bedienten, Jakob, der ihn ſeit der Wiege kannte und liebte. Am Abend vor der Abreiſe rief der Vater dem Wildfang noch einmahl in ſein Zimmer, und ſuchte durch die rührendſten Ermahnungen einen tiefen Eindruck auf den Jüngling zu machen, der nun zum erſten Mahle in der Welt allein ſtehen und handeln ſollte. Auch

ſchmeichelte er ſich, es ſey ihm vollkommen gelungen: denn der Eindruck war unverkennbar, das bezeugten des Sohnes verweinte Augen, allein wie tief er ſich eingeprägt, das konnte nur die Zeit lehren. Indeſſen benußte der Alte die Erſchütterung des Jünglings, um durch ein kleines Hülfsmittel ſeine Lehren ſtets in friſchem Andenken zu erhalten. Er gab ihm nähmlich ein Buch Papier, und Julius mußte ihm feyerlich ſchwören, daß er jeden Bogen dieſes Papiers nur zu irgend etwas Wichtigem verwenden wollte, dabey ſollte er jedesmahl in ſeine Schreibtafel zeichnen, wozu er den Bogen benutzt, auch dann, wenn er hintenher eingeſehen, daß er einen leichtſinnigen Gebrauch davon gemacht. Die ganze dadurch entſtehende Liſte wollte der Vater nicht eher ſehen, bis Julius von der Univerſität zurück gekommen; dann aber ſollte er ſie ihm vorlegen, und ſie wollten als Männer darüber ſprechen.

Mit den herrlichſten Vorſätzen kam Julius an den Ort ſeiner Beſtimmung. Im erſten halben Jahre war er fleißig und ordentlich, der alte Jakob hatte ſeine Freude an ihm; das Buch Papier lag noch unangerührt. Nun kam der Winter. Es gab Bälle und Schlittenfahrten. Julius lernte Henrietten kennen, die ſchöne Tochter eines verwitweten Profeſſors, der alle Muſen ſeine Schweſtern nannte, und als ein treuer Bruder mit dieſen neun

Schweſtern ſo traulichen Verkehr trieb, daß ihm keine Zeit übrig blieb, ſich um ſeine Tochter zu bekümmern.

Dieſe hatte indeſſen auch einen Schweſterbund geſchloſſen, aber nicht mit den Grazien, ſondern mit Kokketterie und Eitelkeit. Da die Zahl der hübſchen Mädchen auf Univerſitäten mit der liebeluſtigen Jünglinge in gar keinem Verhältniſſe ſteht; ſo wird ihnen das Glück, doch nur auf wenige Jahre, zu Theil, ihre Anbether bey Dutzenden zu zählen, und ſie pflegen gewöhnlich in dieſem Glücke zu ſchwelgen, ohne jemahls ein Auge auf ihre welkenden, verlaſſenen Mitſchweſtern zu werfen, wodurch ſie zugleich in ihre eigene Zukunft blicken würden.

Henriette hatte ſchon manches ihrer Frühlingsjahre in dieſem Rauſche vertändelt. Jedem Jüngling, der durch Geburt und Aufwand ſich auszeichnete, lockte ſie in ihre Feſſeln, und beſaß die Kunſt, wenn deren mehrere zu gleicher Zeit um ſie ſchmachteten, jedem einzubilden, er ſey allein der Begünſtigſte. Julius, der reiche Kaufmannsſohn entging ihr nicht. Seine Unerfahrenheit und Eitelkeit gewährten ihr ein leichtes Spiel, und das ſie bereits zwey und zwanzig Jahre zählte, ſo erwog ſie klüglich, daß es gerathen ſey, die Roſe, die ſchon mit ſo manchem Zephyr gebuhlt, endlich von Hymens Hand brechen zu laſſen. Darum erkohr ſie ganz im Stillen den eitlen Julius zu ihren künftigen Gatten, ohne deßhalb vor der Hand ihre übrigen Verbindungen aufzugeben. Er liebte

ſie mit dem ganzen Feuer der erſten Liebe, ſie erwiederte ſie mit jungfräulicher Sittſamkeit. Er ſah in ihr das Ideal weiblicher Vollkommenheit; ſie war ein Engel, und er mußte ſie ewig, ewig lieben! Das ſchien ihm eine ſo ausgemachte Wahrheit, daß der leiſeſte Zweifel an derſelben den alten Jakob faſt um ſeinen Dienſt gebracht hätte. Sehr natürlich wurden nun die erſten ſechs Bogen von dem Buche Papier nach und nach zu Liebesbriefen verwendet. Denn welchen ſchönern Gebrauch konnte er davon machen, als den, die wichtigſte Angelegenheit ſeines Lebens einzuleiten, ſeine jetzige Wonne und die heiligen Ahndungen ſeines künftigen Glücks darauf zu verewigen. In den ſiebenten Bogen wickelte er eine Locke von Henriettens Haar. Auf den achten wurde ein Gedicht an ſie geſchrieben, welches ihm zugleich den eitlen Genuß gewährte, ſich zum erſten Mahle gedruckt zu ſehen; denn dieſes Gedicht öffnete ihm die Pforten der Zeitung für die elegante Welt, an der er nunmehr ein fleißiger Mitarbeiter wurde, und anfing, ſich für einen großen Mann zu halten, weil er große Männer mit beklatſchen, oder auszijchen durfte.

Unter ſeinen Freunden war auch ein ehrlicher Schweizer, der, weil er es immer gut meinte, ſeine Ausdrücke nicht abwog, ſondern ſeine Meinung gewöhnlich in etwas derben Worten vorzutragen pflegte. Er war ſchon zwey Jahre länger, als Julius, auf dieſer hohen Schule, daher

Henriettens Ruf ihm wohl bekannt. Er hatte nichts dagegen, daß ſein Freund auch eine Blüthe von dem ſchon ſo oft beraubten Stocke brach, nur warnte er ihn vor Verſchwendung, und als er ſah, daß dieſe Warnung nicht beachtet wurde, ſchilderte ihm in etwas groben Farben Henriettens Koketterie, und bediente ſich am Ende eines Ehrentitels, den man nur leichtfertigen Dirnen beyzulegen pflegt.

Das brachte Julius in Wuth. Sein Engel, ſeine Madonna, ſeine Una, ſeine Myranda — lauter Nahmen, mit welchen er ihre hohe Unſchuld bezeichnete — wer durfte es wagen, ſeine künftige Gattinn eine Verworfene zu nennen! Nur Blut konnte das Andenken an dieſen Frevel vertilgen. Er ſchrieb flugs eine Ausforderung auf den neunten Bogen. Der ehrliche Schweizer wollte ſich anfangs nicht ſchlagen, ſo oft er auch ſchon ſeinen Muth bey ſolchen Gelegenheiten erprobt hatte. Er ſchlug dem verblendeten Freunde vor, den Zweykampf nur drey Monathe lang aufzuſchieben, und wenn er dann dem harten Urtheil nicht ſelber beyſtimmte, nun, ſo wäre es dann noch immer Zeit, eine Lanze für ſeine Dulcinea zu brechen.

Aber Julius beſtand darauf, gleich am andern Morgen ſeinen Stahl in die Bruſt des Verläumders zu ſenken. Der im Fechten wohl erfahrne Schweizer ſtellte ſich, weil der Hitzkopf durchaus die Vernunft nicht hören wollte, ſchonte jedoch ſeines Lebens, und verwundete ihn bloß am rechten

Digitized by Google

Arme, wie wohl ſo derb, daß er den Degen augenblicklich fallen ließ, und viele Wochen lang einer ſchmerzhaften Cur ſich unterwerfen mußte. Er wurde zwar geheilt, doch eine kleine Steifheit des Armes blieb ihm Zeitlebens zurück, nur achtete er damahls deren nicht, denn Henriette, deren Eitelkeit es kitzelte, daß um ihretwillen ein Zweykampf Statt gefunden, entſchädigte ihn durch ihre Liebkoſungen, und würde ihn ohne Mühe überredet haben, ſich noch ein Mahl mit dem Schweizer herum zuſchießen, allein dieſer war bereits in ſein Vaterland zurückgekehrt.

Eben ſo freygebig als Henriette in ſolchen Fällen mit dem Blute des Geliebten war, eben ſo verſchwenderiſch war ſie auch mit ſeinem Geld. So reichlich auch ſein Vater ihn verſorgte, ſo hatte Julius doch nie genug, um die Wünſche und Launen der Geliebten zu befriedigen, zumahl, da ſeine eigene Eitelkeit nicht weniger den Beutel erſchöpfte.

Eines Tages traf die Nachricht ein, daß ein berühmter fremder Fürſt die Univerſität auf einige Stunden mit ſeiner Gegenwart beehren würde. Die Studenten errichteten alſo in der größten Eile eine Ehrengarde. Die Uniformen der Ehrenritter, ſo wie die Schabracken ihrer Pferde, ſollten vom Golde ſtrotzen. Nur die Reichſten konnten dieſen Aufwand machen. Zu den Reichſten gehörte Julius noch nicht, auch war eben jetzt in ſeinem Beu-

Digitized by Google

tel Ebbe eingetreten. Aber eine Ehrengarde ohne ihn! welch ein demüthigender Gedanke! Wie? er ſollte den Ruhm entſagen, vor oder hinter dem Wagen eines Fürſten geritten zu ſeyn? Er ſolle dem hohen Genuße entſagen, in glänzender Uniform vor den Fenſtern ſeiner Geliebten zu paradiren, und in ihren Blicken das Wohlgefallen ſeiner geſchückten Perſon zu leſen? — Das überſtieg ſeine Kräfte. Es mußte Geld geſchaft werden. Die oft wiederhohlte Warnung des Vaters, ja nie Schulden zu machen, wurde in den Wind geſchlagen. Der ehrliche Jakob mußte ſeufzend von einem Juden zum andern laufen, Julius ergriff den zehnten Bogen, und ſchrieb einen Wechſel darauf, deſſen Valuta er mit zwanzig Procent verzinſen mußte, obgleich er kaum die Hälfte derſelben baar empfangen. Lange hatte er vor dem Schuldenmachen ſich gehüthet, nachdem er aber einmahl den erſten Schritt auf einem Pfade gethan, der unvermeidlich zum Abgrunde führt, ſo zog die Leichtigkeit, jede Laune zu befriedigen, ihn immer weiter und ſchneller mit fort, und Henriette half treulich zu ſeinem Verderben.

Immer feſter umſtrickte ſie ihn, ja ſie wußte ſogar ihm ein ſchriftliches Heirathsverſprechen zu entlocken, welches er auf den eilften Bogen ſchrieb.

Bisher hatte ſie in andern Liebeleyen ſich gewiſſermaſſen Zwang angethan, und ihrem Julius eine Art von Treue bewieſen; aber ſo bald ſie im Beſitz dieſer Urkunde ſich befand, glaubte ſie ſchon

freyer ſchalten zu können. Ohnehin war ſie ſeiner im Grunde herzlich müde; nur die Ausſicht, durch ihn unter die Haube zu kommen, hatte ſie vermocht, den Schein der Sittſamkeit zu heucheln. Jetzt warf ſie den läſtigen Zügel ab, und trieb ihr buhleriſches Weſen ziemlich öffentlich mit einem jungen Liefländer, ſicher, daß der verblendete Julius auch nicht ein Mahl wagen würde, einem leiſen Verdacht Raum zu geben. Wenn er ja bisweilen etwas Zweydeutiges bemerkte, und ein wenig Unmuth ſpüren ließ, ſo wußte ſie ihm das tändelnd auszureden, auch wohl ihm ernſthaft zu beweiſen, daß es nothwendig ſey, um die Verbindung mit ihm zu verbergen, dann und wann einem Andern freundliche Blicke zuzuwerfen. „Ueberdieß,“ fügte ſie liebkoſend hinzu, „macht es mir Spaß, einen girrenden Liebhaber zu äffen; doch wenn darum mein Julius an der ewigen Liebe ſeiner Henriette zweifeln könnte, ſo wollte ich lieber in eine ferne Einöde mich begraben, bis er ſein glückliches Mädchen zum Altare führt.“

Wer konnte ſolchen Verſicherungen mißtrauen? Ein Verliebter, und zumahl ein eitler Verliebter, iſt das gläubigſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden. Julius betrachtete ſeinen Nebenbuhler mit einer Art von Mitleid, und machte ſich bisweilen luſtig über ihn. Aber den alten Jakob täuſchte die Kokette nicht. Seit er kopfſchüttelnd erfahren, daß ſein junger Herr ein Heirathsverſprechen von ſich

gegeben, ſeither ſpürte er auf allen Tritten und Schritten ihr nach, und erlauſchte bald, daß ſie in mondhellen Abendſtunden in dem Garten, den ihr Vater in der Vorſtadt beſaß, mit dem jungen Liefländer geheime Zuſammenkünfte habe.

Seinen Pflegebefohlenen geradezu davon zu unterrichten, dafür hüthete er ſich wohl, denn er war ſchon öfter mit ſeinen Bemerkungen übel angelaufen. Julius wollte nun ein Mahl dergleichen nicht hören, es blieb alſo kein anderes Mittel übrig, als ihn durch ſeine Augen zu überzeugen.

Eines Abends, als der laurende Jakob das buhlende Pärchen in den Garten ſchleichen, und die Thür hinter ſich hatte verſchließen ſehen, eilte er heim, und hinterbrachte ſeinem Herrn, er ſey Mamſel Henrietten auf der Straße begegnet, ſie habe geweint, und ihn gebethen, Julius ſogleich in den Garten einzuladen, weil ſie etwas Wichtiges ihm zu vertrauen habe. Zwar ſey auch ihr Vater dort, und er werde den Garten verſchloſſen finden, aber ſie hoffe, daß ihm die Liebe Kraft oder Flügel leihen werde, über die etwas hohe Mauer zu klettern; dann ſolle er nur leiſe durch den Garten ſchleichen und lauſchen; ſobald ſie vom Vater ſich wegſtehlen könne, werde ſie in ſeinen Armen Troſt ſuchen.

Dieſe Erfindung hatte dem alten Mann Kopfbrechens verurſacht, und koſtete ihn noch weit mehr ſie hervorzuſtammeln, weil er das Lügen verab-

ſcheute. Wäre Julius minder befangen geweſen, die Verwirrung des Alten müßte ihm aufgefallen ſeyn; aber kaum hatte er von Henriettens Thränen gehört, ſo ſah er auch nichts weiter als die weinende Geliebte. Die Vermuthung, der Vater wolle ihr einen Gatten aufdringen, fiel ihm ſchwer auf's Herz. Er flog zur Stadt hinaus, ſtand keuchend an der Gartenmauer, erſpähte ein Plätzchen, wo ausgeriſſene Steine ihm das Emporklimmen geſtatteten, kam mit geſchundenen Händen hinüber, ſchlich auf den Fußſpitzen im Garten herum, und lauſchte mit klopfendem Herzen, ſo oft ein Vögelchen durch die Zweige ſchlüpfte.

Nicht lange, ſo dünkt es ihm, er vernehme Geflüſter. Er ſchlich dem Tone nach, der ihn zu einer Laube führte. Eben trat der Mond hinter einer Wolke hervor, warf einen hellen Strahl in die Laube, und Julius erblickte Henrietten in den Armen ſeines Nebenbuhlers. Schrecken und Wuth erpreſten ihm einen lauten Schrey. Die Ueberraſchten ſprongen auf. Zum Glück waren beyde Liebhaber unbewaffnet. Henrietten verließ die Keckheit, die edle Unverſchämheit, die ihr ſonſt immer zu Gebothe ſtand; blaß und zitternd wankte ſie auf den Füßen, und vermochte kein Wort zu ſtammeln. Julius forderte den Liefländer auf Piſtolen, wandte ſich dann zu der Sünderinn mit ſpöttiſcher Gebehrde, und ſagte höhniſch: ſie werde nicht verlangen, daß er ſich die Mühe geben

ſolle, noch ein Mahl über die Gartenmauer zu klettern, weßhalb er ſich den Schlüſſel zur Pforte ausbitte. Er fügte das Verſprechen hinzu, die Thür ſorgfältig wieder zu verſchließen, und den Schlüſſel über die Mauer zu werfen, damit ſie nicht zum zweyten Mahle in der ſüßen Unterhaltung geſtört werde. Schweigend und zitternd reichte ſie ihm den Schlüſſel. Er kochte vor Wuth, allein er lachte laut auf und ging.

An der Pforte fand er den getreuen Jakob, der mit ängſtlichem Verlangen den Erfolg ſeiner Liſt erwartete, und da er ſie gelungen ſah, dem Entzauberten bekannte, daß er es ſey, der ihm die Binde von den Augen geriſſen. Nachdem des Jünglings heißes Blut ſich abgekühlt, gelang es auch dem alten treuen Diener ihm zu beweiſen, daß es Thorheit ſeyn würde, umeiner Verworfenen willen, ſein Leben zum zweyten Mahle in Gefahr zu ſetzen. Julius ſtellte ſich zwar am andern Morgen ſeinem Gegner, doch unbewaffnet, und erklärte ihm lachend, daß er die ſchöne Beute ihm ungetheilt überlaſſe. Es kam zu Erläuterungen, und als der Liefländer erfuhr, in welchen engen Verhältniſſen Henriette ſchon längſt mit Julius geſtanden, warf auch er die Piſtole weg; die Nebenbuhler umarmten ſich, und die leichtfertige Kokette verlor in einem Augenblicke zwey Liebhaber, deren einen ſie bereits als einen geduldigen Ehemann betrachtet hatte.

Digitized by Google

Indeſſen war Jakob zu dem ehrlichen Profeſſor gegangen, hatte ihm ganz treuherzig alles erzählt, und ſich das Eheverſprechen wieder ausgebethen. Der gelehrte, in ſeine Bücher begrabene Mann konnte ſich Anfangs gar nicht darein finden. Es wurde ihm ſauer, ſich der Vorwelt zu entreiſſen, um ein Mahl in ſeinem eigenen Hauſe zu Hauſe zu ſeyn. Er ließ die Tochter rufen, zwang ſie, auf der Stelle das Papier herauszugeben, und ſchickte ſie dann über Hals und Kopf in ein kleines Landſtädtchen, zu einer grämlichen Muhme, wo ſie ihr Leben verſeufzte, und ihre letzten Blüthen verwelken ſah.

Auf Julius hatte dieſe Begebenheit zwar einen ſtarken, aber doch nicht erwünſchten Eindruck gemacht. Denn, ſtatt die Veranlaſſung derſelben in ſeinem eigenen Leichtſinn zu ſuchen, und dieſen zu bekämpfen, warf er einen Groll auf das ganze weibliche Geſchlecht, das er einer edlen Liebe für unfähig erklärte, und hinfort zum Spiele ſeiner Spöttereyen machte. Da aber ſein Herz eine Leere fühlte, und in der That für warme Anhänglichkeit geſchaffen war, ſo ſuchte er nun in der Freundſchaft das Glück, das er in der Liebe nicht gefunden. Er verfuhr dabey mit ſeiner gewöhnlichen Unbeſonnenheit. Wer ihm ſchmeichelte, an dem hing er ſich, der ſchien ihm der edelſte Freund. Mit einem ſchlauen Emigranten, der ſich einige Zeit an dem Orte aufhielt, ſchloß er einen ſogenannten ewigen

Bund, und ſein Beutel ſtand dieſem Schmeichler ſtets offen. Da der Fremde bald darauf abreiſete, und ſein Weg ihn durch *Julius* Vaterſtadt führte, ſo gab er ihm auf den *zwölften Bogen* ein ſo warmes *Empfehlungsſchreiben* an ſeinen Vater mit, daß dieſer ihn ohne Bedenken mehrere Wochen lang in ſeinem Hauſe beherbergte, und ihn auf alle Weiſe unterſtützte, bis eines Morgens der Landſtreicher verſchwunden war, nachdem er ſeinen Wohlthäter um eine nahmhafte Summe betrogen hatte.

Auch dieſe Erfahrung machte den Jüngling nicht weiſer. Ein Abenteurer beſtrickte ihn noch feſter, indem er die Myſtik zu Hülfe nahm, in die Geiſterwelt ihn führte, und zu der erhabenſten Schwärmerey ſein Herz entflammte. Jedes Wort dieſes neuen *Kaglioſtro* ſchien ihm ein Orakel, jeder Zweifel an deſſen höhere Natur ein Verbrechen. Auch hatte der Liſtige Monathe lang mit ihm gelebt, ohne ſeinen Beutel in Anſpruch zu nehmen, wodurch ihm gelungen war, ſogar den mißtrauiſchen Jakob einzuſchläfern. Aber eines Tages erſchien des großen Mannes Stirn bewölkt, eine ſchwere Sorge ſchien ihn zu drücken. *Julius* fragte, bath, entriß ihm ſein Geheimniß. Er brauchte Geld, viel Geld, um irgend eine edle, große That auszuführen. Gemeine Menſchen hatten keinen Sinn dafür. Wem ſollte er ſich vertrauen? Das war ſein Kummer.

Umſonſt both Julius ihm alles an, was er eben beſaß; es reichte nicht hin. Aber ſein Credit — freylich, der konnte die Lücke füllen. Doch der My-

Digitized by Google

ſtiker machte große Schwierigkeiten, und der exaltirte Freund mußte ſeine Hülfe ihm aufdringen. Er gab ihm ein Blanquet — es war der dreyzehnte Bogen von ihm unterſchrieben und beſiegelt. Glücklich wollte er ſich ſchätzen, wenn ſein erhabener Freund es auf beliebige Weiſe ausfüllte, und es ihm dadurch gelänge, einem ſo edlen Bedürfniß abzuhelfen. Der Myſtiker umarmte ihn gerührt, und ging. Am andern Morgen war er verſchwunden. Julius hörte nie wieder von ihm reden. Aber das Blanquet erblickte er bald, in einen derben Wechſel verwandelt, in der Hand eines Juden, und mußte, um es auszulöſen, ſeine Zuflucht zu dem zürnenden Vater nehmen.

Dieſe neue, bittere Erfahrung machte ihn freylich mißtrauiſch, aber auch ungerecht. Statt ſeinen eigenen Mangel an Prüfung anzuklagen, hielt er nun auch die Freundſchaft für ein Unding, jede Aeußerung derſelben, für bloße Wirkung des Eigennutzes. Faſt menſchenfeindlich zog er ſich zurück, und wollte nun bloß den Wiſſenſchaften und Künſten leben. Der öffentliche Unterricht genügte ihm nicht. Er nahm eine Menge theure Privatſtunden, und jeder Lehrer empfing, wie gewöhnlich, nach Endigung der Stunde, eine von ihm beſiegelte Marke. Zu dieſen Marken zerſchnitt er den vierzehnten Bogen, und zwar mit einem geheimen Stolze, denn er glaubte ihn trefflich anzuwenden. Auch verſäumte er in den erſten paar Wochen keine Stun-

te. Allein er hatte ſich ſchon zu ſehr an ein zerſtreutes Leben verwöhnt, Ordnung war ihm läſtig, Fleiß beſchwerlich, und für jede Anſtrengung ſchlummerte die Kraft. Anfangs kürzte er die Stunden ab, und bald war er nie mehr zu Hauſe, wenn die Lehrer kamen. Der ſeufzende Jakob mußte die Marken austheilen, die am letzten jedes Monaths mit verſendetem Gelde wieder eingelöſet wurden. Sich einen berühmten Nahmen in der Republik zu erwerben, oder für einen ſchönen Geiſt zu gelten, dazu gab es ja weit leichtere Mittel.

Es befand ſich auf dieſer hohen Schule eine Rezenſiranſtalt, die, unter dem herrlichen Vorwande, daß jeder Rezenſent für das, was er geſchrieben, haften müſſe, ſie aber keineswegs verbunden ſey, es zu prüfen, eine Menge Pasquille in die Welt ſchickte, und auch Studenten gern an dieſer edlen Beſchäftigung Theil nehmen ließ.

Es war gerade damahls Mode, über einen gewiſſen Schriftſteller, den das Publikum begünſtigte, wüthend herzufallen, und was er immer ſchreiben mochte, mit giftigen Zähnen zu zerreißen. Auch Julius bildete ſich ein, ſich ſelbſt einen Ehrenkranz zu flechten, wenn er den eines andern zerzauſen hülfe. Er beſudelte ſeinen fünfzehnten Bogen mit einer hämiſchen Rezenſion, von der er hoffte, daß ſie den Angegriffenen recht weh thun würde.

Noch übler wandte er den ſechszehnten Bogen an, indem er, aus bloßem leichtſinnigen

Selbſtkitzel, ein Spottgedicht gegen einen ehrlichen Mann darauf ſchrieb, das in der That von beiſſendem Witze ſtroßte, und demjenigen, dem es galt, nicht allein bittere Stunden machte, ſondern auch ſogar auf deſſen Schickſal einen nachtheiligen Einfluß hatte. Aber was kümmert das den witzigen Jüngling, der ſein Müthchen kühlen wollte.

Der Begierde zu ſchimmern, konnte er ſelten widerſtehen, ſo wenig als den Hochmuth, ſich andern gleich zu ſtellen, die an Rang und Vermögen ihm überlegen waren. Daraus entſprang unter andern die böſe Folge: daß er ſein ſonſt weiches Herz der leidenden Menſchheit verſchloß. Vormahls gab er den Armen gern und oft, jetzt konnte er nichts mehr geben, weil das etwa Erübrigte ſtets durch irgend einen eitlen Prunk verſchlungen wurde; nicht ſelten ohne ihm einmahl Vergnügen zu gewähren. Der alte Jakob that ſein möglichſtes, um das Herz ſeines jungen Herrn den ſüſſen Gefühlen der Wohlthätigkeit nicht ganz entfremden zu laſſen, und ſo oft die väterlichen Wechſel anlangten, verſäumte er nie, für die Armuth wenigſtens einige Thaler auszubetteln.

Eines Tages, da Julius eben von ſeinem Vater ein anſehnliches Weihnachtsgeſchenk erhalten, führte Jakob ihn vor die Stadt zu einer leeren Heuſcheuer, wo eine unglückliche, aus Oſtpreußen vertriebene Familie im tiefſten Elend ſchmachtete. Da lag ein Kind mit dem Hunger kämpfend, dort

ein andres mit erfrornen Füßen, eine kranke Mutter, ein verzweifelnder Vater. Julius, tief bewegt, eilte ſogleich zurück, überzählte ſeine ganze Baarſchaft, und fand, daß, wenn er alle ſeine Rechnungen bezahlt habe, ihm noch acht Louisd'or übrig blieben, durch die er das Elend jener Hülfloſen erleichtern könnte. Jakob wurde ausgeſchickt, um die Rechnungen quittiren zu laſſen. Sobald er wieder heim kam, wollte Julius der unglücklichen Familie ſeine Gabe bringen; ja, er wollte es gleich auf der Stelle thun, aber der Alte wünſchte Zeuge davon zu ſeyn, und bath, ſeine Zurückkunſt abzuwarten, da er höchſtens eine halbe Stunde ausbleiben werde.

Ach eine halbe Stunde iſt mehr als zu viel, um des Menſchen beſte Entſchlüſſe zu wandeln, zu vernichten. Kaum war Jakob fort, als ein paar junge Grafen herein traten, in deren Geſellſchaft Julius viel Geld zu verſchwenden pflegte, weil er es ihnen ſtets gleich thun wollte. Sie erzählten: ein berühmter Luftſchiffer ſey angekommen, und wolle hier ſeine fünfzehnte und ſechszehnte Auffahrt in das Wolkenreich machen, wenn er durch eine hinlängliche Subſcription für die Koſten gedeckt würde.

„Straf mich Gott!" ſagte der Eine, „wir müſſen den Mann unterſtützen."

Der Andere bekräftigte es mit einem, „Hohl' mich der Teufel!"

„Herr Bruder Julius!" fuhr Jener fort, „wir und du pflegen hier den Ton anzugeben, auf

uns ſind aller Augen gerichtet, wir müſſen den Anfang machen. Wenn jeder von uns nur acht bis zehn Louisd'or unterſchreibt, ſo werden die übrigen ſchon nach Vermögen beyſteuern, und wir uns ein Verdienſt um das Publikum erwerben.

Julius dachte wohl noch einmahl an das Kind mit erfrornen Füßen, aber theils verblendete ihn die Eitelkeit, vom Publikum eben ſowohl, als die beyden reichen Grafen, unter die Beförderer des öffentlichen Vergnügens gezählt zu werden, theils hielt falſche Scham ihn ab, zu bekennen, daß er eben nichts mehr übrig habe, als jene arme Familie empfangen ſollte. — „Geſchwind, Herr Brüder,“ ſagte der eine Graf, „einen Bogen Papier, um die Subſcription darauf zu beginnen.

Julius hohlte, wiewohl mit innerm Widerſtreben, ſeinen ſiebenzehnten Bogen hervor, und unterzeichnete ſeine acht Louisd'or. Die Grafen trugen ſogleich das Papier mit fort, um noch mehr Subſcribenten zu ſammeln, und als Jakob nach Hauſe kam, fand er, zu ſeinem größten Schmerz und Verdruß, keinen Heller mehr in der Kaſſe. Julius tröſtete ihn mit dem Verſprechen, einen kleinen Brillantring, den er einſt von ſeiner Mutter zum Geſchenk erhalten, in Geld umzuſetzen, um dennoch den wohlthätigen Zweck zu erreichen. Schon öfter hatte er dieſen Ring veräußern wollen, und immer hatte Jakob es durch ſein Bitten verhindert, weil die gewöhnlichen Bedürf-

niſſe des jungen Herrn ihm eines ſolchen Nothbehelſes unwerth ſchienen. Dießmahl widerſprach er nicht, da Julius, nach ſeiner Meinung, ſich Diamanten zu einer Himmelskrone damit erkaufen würde. Der Ring wurde folglich manchem Juwelier und manchem Juden feil gebothen, da aber keiner ihn nach Werth bezahlen wollte, ſo zerſchnitt Julius ſeinen achtzehnten Bogen zu Lotterieloosen, die er auch alle glücklich an den Mann brachte. Allein darüber waren einige Wochen vergangen, der Eindruck, den das menſchliche Elend auf ihn gemacht, halb und halb erloſchen, und da gerade um dieſe Zeit in einer benachbarten Hauptſtadt ein hohes Vermählungsfeſt gefeyert werden ſollte, ſo konnte er der Begierde nicht widerſtehen, dieſem glänzenden Feſte beyzuwohnen. Dazu war viel Geld erforderlich, und für jene Unglücklichen blieb kein Thaler übrig.

Jetzt riß des ehrlichen alten Jakob Geduldsfaden. Er nahm ſich die Freyheit, ſeinem jungen Herrn harte Vorwürfe zu machen, die aber, weil ſie alle gegründet waren, dieſen nur erbitterten, und endlich ſo in Harniſch jagten, daß er auf ſeinen neunzehnten Bogen den Abſchied des wackern alten Mannes ſchrieb.

Mit Thränen in den Augen, doch ohne ſich zu einer Bitte zu erniedrigen, verließ Jakob den Undankbaren, und fand ſogleich ein bequemes Unterkommen in einem der reichſten Häuſer, wo man

ſeine Redlichkeit beſſer zu ſchätzen wußte. Julius verlor durch ihn den letzten Freund, der ihn noch vor mancher Thorheit abgehalten, und ſank immer tiefer ins Verderben. Der reiche Vater konnte nicht Geld genug ſchicken, und begehrte nun, was er zuvor nie gethan, der Sohn ſolle ihm Rechnung ablegen. Da ſetzte ſich Julius an ſeinen Schreibtiſch, mit einem zwar murrenden, aber unterdrückten Gewiſſen, nahm ſeinen zwanzigſten Bogen, und bewies dem Vater durch lauter Unwahrheiten, daß er die großen Summen auf die nützlichſte Weiſe für Wiſſenſchaften und Künſte verwendet habe.

Doch in demſelben Augenblick wurde der ein und zwanzigſte Bogen, weil er eben bey der Hand lag, durch ein Billet an eine leichtfertigte Dirne beſudelt, der er ein Rendezvous gab, ohne Rückſicht auf die Gefahr, in welcher ſeine Geſundheit ſchwebte.

Indeſſen blieb, trotz aller dieſer Ausſchweifungen ſein Geiſt doch immer noch lernbegierig, und es gab Wochen, ja bisweilen ganze Monathe, in welchen er fleißig ſtudirte. Nur hatte auch dieſer Trieb von Kenntniſſen eine ſchiefe Richtung erhalten. Der Philoſophie ergab er ſich, doch wie die meiſten, nur um durch Paradoxen zu ſchimmern, nicht um an der Hand dieſer Himmelstochter Troſt und Muth für Leiden und Tod zu ſuchen. Er glaubte ſich ſtark genug, durch eine öffentliche Disputation

nicht allein die ganze gelehrte Welt in Erſtaunen zu ſetzen, ſondern auch ſeinem Vater zu beweiſen, daß er ſeine Zeit wohl angewandt habe.

In dieſer Abſicht ſchrieb er auf den zwey und zwanzigſten Bogen Sätze, über welche er disputiren wollte, um den philoſophiſchen Doktorhut zu erlangen. Alle dieſe Sätze waren gegen die Unſterblichkeit der Seele gerichtet.

Doch ſchon während dieſer Arbeit ſchlich in ſeinen Adern ein Gift, welches, durch ſeine Ausſchweifungen erzeugt, jetzt durch die düſtern Vorſtellungen, denen er nachhing, nur noch gefährlicher wurde. Er fiel in eine ſchwere Krankheit, und der drey und zwanzigſte Bogen wurde vom Arzt zu Rezepten verbraucht. Mehrere Wochen lang ſchwebte er in Todesgefahr, und lag ohne Beſinnung. Als er zum erſten Mahle derer wieder mächtig wurde, ſah er den alten Jakob neben ſeinem Bette ſitzen. Der ehrliche Mann hatte kaum erfahren, daß ſein junger Herr mit dem Tode ringe, als er jedes ihm angethane Unrecht vergaß, und ſeinen einträglichen Dienſt verließ, um Krankenwärter bey Julius zu werden.

Da er die Kaſſe des Verſchwenders wie gewöhnlich leer fand, ſo gab er mit Freuden alles her, was er ſich erſpart hatte, um es den Kranken an

nichts fehlen zu laſſen. Seiner Pflege verdankte Julius das Leben. Hingegen war auch Jakob der erſte frohe Zeuge von ſeiner wiederkehrenden Vernunft, von dem Erwachen ſeines Herzens. Schon als er noch nicht ſprechen konnte, bewies mancher, von Thränen begleitete Händedruck die Reue, die ihn quällte. Bald forderte er auch mit ſchwacher Stimme das beſchriebene Blatt Papier von ſeinem Pulte. Es waren die Sätze von der Unſterblichkeit der Seele, die er unwillig zerriß.

Er genaß langſam. Sobald er zum erſten Mahle wieder die Feder führen konnte, ergriff er haſtig den letzten Bogen ſeines Buchs Papier, und ſchrieb darauf das reuige Bekenntniß an ſeinen Vater, daß er die übrigen drey und zwanzig ſchlecht angewendet. Die erſten ſechs wurden der Schwärmerey einer unwürdigen Liebe gewidmet. Der ſiebente bewahrte die Haarlocke einer Buhlerinn. Den achten hatte die Eitelkeit des Dichters vergeudet, den neunten ein falſches Ehrgefühl durch eine Ausforderung entweiht. Durch den zehnten wurde die erſte Wechſelſchuld gemacht. Der eilfte beſchämte durch ein übereiltes Heirathsverſprechen. Der zwölfte und dreyzehnte bewieſen ein unvorſichtiges Hingeben an Scheinfreunde. Der vierzehnte hatte Marken für lehrſtunden geliefert, welche die Faulheit unbenutzt gelaſſen. Der fünfzehnte

und ſechszehnte waren durch Neid und Leichtſinn mit Rezenſionen und Spottgedichten beſudelt worden. Auf den ſiebzehnten hatten falſche Scham und Sucht zu glänzen die Wohlthätigkeit verdrängt. Der achtzehnte, zu Lotterieloosen mißbraucht, war ein Zeuge der Verſchwendung ſo wie des alten Jakobs Abſchied auf dem neunzehnten ein Zeuge der ſchwärzeſten Undankbarkeit. Alle dieſe Laſter machten es nothwendig, den bekümmerten Vater auf den zwanzigſten durch Lügen zu täuſchen. Der ein und zwanzigſte half die Gewiſſensbiſſe durch Sinnlichkeit erſticken. Der zwey und zwanzigſte ſollte die Fortdauer der Seele wegvernünfteln, um in dieſer Verblendung für jedes Verbrechen Entſchuldigung zu finden, bis der drey und zwanzigſte Rezepte liefern mußte, um eine ſchwere, ſelbſt verſchuldete Krankheit zu heilen, die dennoch für ſein ganzes Leben traurige Spuren zurück ließ. Solch eine bittere Lehre mußte endlich den Jüngling zur Selbſtbekenntniß führen. Er entſetzte ſich vor der langen Liſte von Verbrechen, die alle nur aus Leichtſinn entſprungen waren. Heil ihm, daß er wenigſtens den letzten Bogen gut verwendet! Der Vater verzieh ihm, doch er nie ſich ſelber. Das Bewußtſeyn, das Buch Papier ſo heillos vergeudet zu haben, machte ihn düſter und menſchenſcheu, und begleitete ihn bis zum frühen Grabe.

Digitized by Google

Jünglinge! merket auf! Euere Jahre ſind auch ein ſolches Buch Papier. Hüthet Euch, einen Bogen nach dem andern thöricht zu verſchwenden, oder gar mit Verbrechen zu beſudeln! Daß die ſchönen Jahre nie wiederkehren, iſt ſchon traurig genug! aber daß ſie einen vergifteten Stachel in Eueren Herzen zurücklaſſen, iſt noch trauriger.

Digitized by Google

Urtheile nicht vorſchnell.

Der geheime Rath von Saarmund ſtand bey ſeinem Fürſten auf einer hohen Ehrenſtufe, aber es wuchſen manche Dornen um den Platz, der von fern ſo hell ſchimmerte. Selten war ihm vergönnt Gutes zu thun, was er doch ſo gern that. Ihm mußte genügen, wenn ihm nur gelang das Böſe zu hüthen, oder deſſen Folgen abzuwenden; denn der Fürſt war ein düſterer Mann, der die Menſchen nur nach dem Kreiſe beurtheilte, welcher ihn umgab, folglich ſie verachtete; und dennoch mit dieſer Verachtung die kleinlichſte Eiferſucht auf ſein Anſehen verband. Der beſcheidenſte, redlichſte Widerſpruch ſchien ihm eine Kränkung dieſes Anſehens, folglich ein Verbrechen, das er nie verzieh, und öfter ſchon blutig gerochen hatte. An den geheimen Rath knüpfte ihn lange Gewohnheit und Bedürfniß, er

konnte den arbeitſamen Mann nicht entbehren. Schon öfter hatte Saarmunds Freymüthigkeit ihm die fürſtliche Ungnade zugezogen, ſchon zweymahl war er auf ſeine Güter verbannt, doch immer bald zurückberufen worden, weil ohne ihn die Maſchine ſtockte. So war er nun erſter Miniſter, und in Geſchäften grau geworden.

Er hatte einen einzigen Sohn, Felix, einen Knaben von fünfzehn Jahren, der in einer berühmten Erziehungsanſtalt gebildet wurde.

Die Begebenheiten unſers Jahrhunderts hatten den alten Fürſten immer argwöhniſcher, immer deſpotiſcher gemacht. Gewalt war ihm ein Recht. Es ſchien ihm bald unerträglich, daß ſeine Macht, ihrer Gründung gemäß, durch Landſtände beſchrenkt wurde, die ſeinen Launen nicht immer gehorchten. Wenige Jahre vor ſeinem Tode trug es ſich zu, daß er eine Maßregel durchſetzen wollte, die den Ständen verderblich ſchien. Er hatte bereits viele derſelben durch Beſtechungen gewonnen, durch Drohungen geſchreckt, nur einen unter ihnen, den Baron Lindenwall, dem ſein Reichthum und der Ruhm eines edlen, männlichen Charakters entſchiedenen Einfluß auf ſeine Mitbrüder gab, konnte der Fürſt nicht erſchüttern. An der Spitze einer Deputation ſagte er kühne Wahrheiten.

Nichts erbittert unwürdige Machthaber heftiger, als Wahrheiten, die ſie nicht hören wollen, lügenhafte Schmähungen verzeihen ſie leichter. Der

Digitized by Google

Fürſt erlaubte ſich einen Gewaltſpruch, ließ den Baron verhaften und auf eine Feſtung bringen. Das ſollte ihn beugen, aber es empörte ihn nur. Er ließ zur Unzeit ſeiner Hitze freyen Lauf, es entſchlüpften ihm Reden, die man als aufrühreriſch deuten konnte; ſie wurden durch elende Spione verrathen. Eine Commiſſion von fürſtlichen Augendienern mußte den Gefangenen darüber vernehmen. Er war zu ſtolz um ſeine Worte zu läugnen, und ſogleich machte man ihm einen peinlichen Proceß, der ſeinem Leben drohte; denn der Fürſt hatte geſchworen, ein großes Beyſpiel aufzuſtellen, um von aller Widerſetzlichkeit für die Zukunft abzuſchrecken.

Der Miniſter ſeufzte im Stillen, und that, was in ſeinen Kräften ſtand, um den blutigen Mißbrauch der Gewalt zu verhüthen. Alles war vergebens — das Urtheil wurde geſprochen — Lindewall ſollte den Kopf verlieren. Schweigend und mit einem höhniſchen Lächeln empfing er dieſen Spruch, verſchmähte um Gnade zu bitten, und bereitete ſich zum Tode wie ein Mann. Nur eines erſchwerte ihm das Scheiden aus einer Welt, die er, wie ſie nun war, ſonſt keines Seufzers werth hielt: er beſaß eine einzige Tochter, Eveline, ein holdes Kind von dreyzehn Jahren. Es wurde ihm vergönnt, ſie zu ſehen, und nur bey ihrem unausſprechlichen Jammer löſete ſein ſtarkes Herz in bittere Wehmuth ſich auf.

Nur noch drey Tage hatte er zu leben — das

bleiche Kind lag weinend zu ſeinen Füßen, und ſank endlich erſchöpft in einen Schlummer der Ohnmacht, den ihr Vater benutzte, um ſie zu entfernen, wohl fühlend, daß er dem Beile des Henkers unmännlich entgegen treten werde, wenn noch in ſeinen letzten Augenblicken dieſes Kind ſich an ihn klammerte. Noch hatte er keine Thränen vergoſſen, aber jetzt, als er ſeinen letzten Segen über die ſchlummernde Eveline ausſprach, fielen große Tropfen auf ſie herab. Er riß ſich los, kniete in einen Winkel ſeines Kerkers, verhüllte das Geſicht mit beyden Händen, legte es ſchluchzend an die kalte Mauer, und Eveline wurde fortgetragen.

Als er allein war und gebethet hatte, fühlte er ſich erleichtert, ſtand auf, und ging Stunden lang, ohne zu ermüden, in dem engen Raume auf und nieder. Schon war es Mitternacht, drauſſen heulte der Sturm, und kaum vernahm er die Stimmen der Schildwachen, die auf den Wällen einander zuriefen. Aber plötzlich hörte er drauſſen auf dem Gange leiſe Schritte — zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit? — das befremdete ihn. Das Geräuſch kam näher — die Riegel ſeines Kerkers wurden weggeſchoben — die Schlüſſel klirrten — die Pforte öffnete ſich. Ein Offizier mit einer Blendlaterne und ein Mann in einen grauen Mantel gehüllt traten herein. Der Fremde ſchlug den Mantel auseinander, und Lindewall erkannte den Miniſter.

Im erſten Augenblicke glaubte er, man habe

Digitized by Google

die Vollziehung ſeines Todesurtheils zu beſchleunigen befohlen, den er hielt den Miniſter für ſeinen Feind, weil dieſer vor einigen Jahren einen wichtigen Gränzprozeß gegen ihn verloren hatte. Um ſo mehr überraſchte ihn deſſen freundliche Anrede: „Eilen Sie, Herr Baron, retten Sie ſich! Alle Anſtalten zu Ihrer Flucht ſind getroffen. Dieſer wackere Mann (auf den Offizier deutend) wird Sie aus der Feſtung führen, der Kerkermeiſter Sie begleiten, denn auf dieſen allein ſoll der Verdacht fallen, daß er Ihre Entweichung veranſtaltet habe. Ihm iſt zugeſagt worden, daß Sie in einem fremden Lande ihn belohnen werden. Eilen Sie! Es iſt kein Augenblick zu verlieren.“

Lindewall, von der erſten Beſtürzung ſich erhohlend, ergriff mit Wärme des Miniſters Hand. „Womit habe ich das um Sie verdient?“

„Es iſt hier nicht von Ihnen, ſondern von Ihrer Unſchuld die Rede; von der Nothwendigkeit, dem Fürſten Reue und Schimpf zu erſparen. Ich glaube meine Pflicht zu thun, keine Erklärung weiter.“

„Nun denn,“ ſagte Lindewall, indem er des Miniſters Hand mit Heftigkeit an ſeine Bruſt drückte, „keine Erklärung weiter, aber in meinem Herzen ſteht es mit Flammenſchrift.“

Er ſtürzte hinaus, der Offizier führte ihn durch unterirdiſche Gänge ins Freye, wo muthige Roſſe

Digitized by Google

ſtampfend ſeiner harrten, und als der Morgen graute, war er in Sicherheit.

Der Fürſt wüthete bey der Nachricht von ſeiner Flucht. Er befahl ſogleich die Güter des Verbrechers zu confiſciren, und Eveline wurde plötzlich eine arme Waiſe. Oeffentlich durfte der Miniſter ſich ihrer nicht annehmen, aber ein vertrauter Kammerdiener entführte ſie bey Nacht aus der Hütte, in die ein ehrlicher Pachter ſie aufgenommen, und brachte ſie auf das fernſte, in einem Walde gelegene Waldſchloß des Miniſters, wo nur ein alter Kaſtellan mit ſeiner Familie hauſete, und wo ſie als eine arme Verwandte des Kammerdieners willig empfangen wurde. Unter der Hand ließ der Miniſter dem Vater Nachricht geben, wo ſeine Tochter ſich befinde, und daß er wegen ihr ganz außer Sorgen ſeyn dürfe. Er war nach England geflohen, und hielt ſich da verborgen, bis nach einigen Jahren die Zeitungen ihm verkündigten, daß der alte Fürſt geſtorben ſey.

Deſſen Nachfolger hatte dem Baron ſtets wohl gewollt, und es war eine der erſten Handlungen ſeiner Regierung, das Urtheil gegen Lindewall zu vernichten, ihn zurück zu rufen, und in alle ſeine Güter und Würden wieder einzuſetzen.

Minder gerecht verfuhr der neue Fürſt, gegen den alten Miniſter, dem er, wie es ſo oft bey Regierungsveränderungen zu geſchehen pflegt, mit großer Kälte behandelte, und dadurch ihn nöthigte, um

Digitized by Google

ſeinen Abſchied zu bitten, der ihm auch ſogleich in Gnaden bewilligt wurde. Noch ehe Lindewall zurückkam, hatte Saarmund bereits die Reſidenz verlaſſen, und ſich auf ſeine Güter begeben, wo er den Reſt ſeines Lebens in Ruhe zu bringen wollte.

Kaum hatte der Baron die Hauptſtadt betreten, kaum dem Fürſten gedankt, und ſeine Tochter umarmt, als er auch ſchon, die Warnung der Höflinge verſpottend, zu dem alten Miniſter eilte, und mit der feurigſten Ergießung eines edlen, dankbaren Herzen dem Greis um den Hals fiel. Alles wollte er für ihn thun, ſeinen ganzen Einfluß aufbiethen, um des hochverdienten Mannes Zurückberufung zu bewirken; allein Saarmund verbath ſich das, erklärte ernſtlich, daß er unter keiner Bedingung das glänzende Joch wieder tragen werde, das er gern abgeworfen, und als Lindewall ſchmerzlich ausrief: „Soll mir denn keine Hoffnung bleiben, Ihnen jemahls zu vergelten!“ da ſprach der Greis mit feyerlicher Wehmuth: „Vergelten Sie es einſt an meinem Sohne!“ Das ſchwur Lindewall in ſeine Hand, und ſie ſchieden.

Nicht grundlos beſorgte der Miniſter, daß Felix nach des Vaters Tode eines väterlichen Freundes bedürfen werde. Zwar hatte er ſchon früh die trefflichſten Anlagen des Geiſtes und Herzens verrathen, allein der böſe Dunſtkreis, der um die Kinder der Reichen und Großen ſich faſt immer zieht,

hatte auch ihn umnebelt. Er wußte, daß er der Sohn des Miniſters war, und daß er einſt große Güter erben würde. Sein Vater hatte oft genug alle ſeine Umgebungen gewarnt, dem Knaben nichts einzubilden, und — da er ſelbſt im Strudel der Geſchäfte unmöglich darüber wachen konnte — ſo vertraute er eben deßwegen den einzigen Sohn einer Erziehungsanſtalt, die in größerm Rufe ſtand, als ſie verdiente. Dort, meinte er, würde Felix unter dreyßig oder vierzig Knaben ſeines Alters, deren viele von geringer Herkunft waren, den Stolz auf die ſeinige vergeſſen, und nur durch erworbene Kenntniſſe ſich auszeichnen lernen; ein Gedanke, den er dem würdigen Vorſteher des Inſtituts warm an das Herz legte. Aber dieſer konnte nicht verhüthen, daß unverſtändige Lehrer dem Sohne des Miniſters ſchmeichelten, und bey ſeinen Unarten durch die Finger ſahen, in Hoffnung, einſt durch ihn ſich bey dem Vater geltend zu machen.

So wuchs des Knaben Uebermuth; er lernte wenig, und dünkte ſich doch ſehr weiſe. Beſonders waren vorſchnelle Urtheile ihm ſehr geläufig, das iſt dumm, das iſt ſchlecht, Redensarten, die er beſtändig im Munde führte, ohne jedesmahl gründlich zu unterſuchen, ob er ſie nicht in der nächſten Stunde beſchämt würde widerrufen müſſen. Gern machte er ſich luſtig über einen ſeiner Mitſchüler, einem jungen Edelmann, Nahmens Bullfeld, der in der Stunde, in

welcher Dichtkunſt vorgetragen wurde, gewöhnlich einſchlief, überhaupt etwas trägen Geiſtes zu ſeyn ſchien, und nie eine Charade oder ein Räthſel auflöſen konnte. Felix nannte ihn nur den dummen Bullfeld, und neckte ihn auf mancherley Weiſe, was jener geduldig ertrug.

Bisweilen geſchah es auch wohl, daß ſeine übereilten Urtheile ſehr ſchnell und auffallend widerlegt wurden, und er ſich ſchämen mußte. Eines Tages zum Beyſpiel ging er ſpazieren, und erblickte an einer Straßenecke eine arme Frau mit drey Kindern, die einen vorübergehenden, ihm wohlbekannten, reichen Bürger um ein Almoſen anſprach. Der Mann unterhielt ſich eine Weile mit ihr, gab ihr aber nichts, verwies ihr ſogar ziemlich unfreundlich, daß ſie das Bettelhandwerk treibe, und ging ſeiner Wege. Felix, dem ein weiches Herz keinesweges mangelte, ſchimpfte auf den Hartherzigen, und war außer ſich, daß er ſelber eben nichts bey ſich hatte; allein er nahm ſich vor, in der nächſten Woche, wenn ihm wieder ein Spaziergang vergönnt ſeyn würde, ſein halbes Taſchengeld zu ſich zu ſtecken; und es der Bettlerinn zu bringen. „Ich will,“ ſagte er zu ſeinen Gefährten, „den ſchlechten Kerl beſchämen, der kein Fünkchen Mitleid im Buſen trägt.“

Er vergaß ſeinen Vorſatz nicht. Am nächſten Sonnabend ging er, mit einem ganzen Thaler in der Taſche, wieder denſelben Weg, allein die Frau

mit den Kindern war verſchwunden. Das machte ihn verdrüßlich. Der Ecke gegenüber, wo er ſie geſehen hatte, war ein Gewürzladen. Er ging hinein, und fragte, wo die Frau geblieben ſey, die noch vor Kurzem mit drey Kindern hier gebettelt? — Man zeigte auf ein Bodenſtübchen in einem nahen Hauſe, und ſagte ihm, da wohne ſie. Alſobald ſtieg er die vier Treppen hinauf, vermuthend, ſie mit ihren Kindern vielleicht krank und hungernd auf Stroh zu finden. Als er aber die Thür öffnete, erblickte er einen Weber, der, an ſeinen Webſtuhl ſitzend, fleißig arbeitete, und neben ihm die Frau mit ihren Kindern, neu gekleidet, mit Stricken beſchäftigt. Ein wenig verwirrt both er ſein Almoſen dar. Zu ſeinem Erſtaunen wurde es abgelehnt.

„Gottlob!“ ſagte der Mann, „wir brauchen nicht mehr zu betteln.“ „In voriger Woche,“ fügte die Frau hinzu, „ſchenkte mir der liebe Gott einen Wohlthäter. Ich ſprach ihn um ein Almoſen an, er gab mir nichts; doch als er erfuhr, daß mein Mann ein fleißiger Weber ſey, der aus Armuth ſeinen Weberſtuhl verkaufen müſſen, und gern arbeiten wolle, wenn er nur Arbeit bekäme; da ſorgte er für alles. In wenigen Tagen ſaß mein lieber Mann wieder hinter ſeinen Stuhl, konnte ſein Handwerk fortſetzen, hat nun Arbeit vollauf, und Gott ſey gedankt; wir leiden keinen Mangel.“

„Wie heißt Euer Wohlthäter!“ fragte Felix ſtotternd.

„Er hat verbothen, ihn zu nennen,“ erwiederte die Frau, „aber das mag er mir verzeihen, ich kann ſeinen Nahmen nicht verſchweigen, ich nenne ihn ſtündlich vor Gott? Er heißt Lehmann.“

Felix erröthete. Es war derſelbe, den er einen ſchlechten Kerl genannt. Beſchämt wollte er die vier Treppen wieder hinunter.

„Siehſt du?“ ſagte der dumme Bullfeld, der ihn dießmahl begleitet hatte, man muß doch nicht eher ſchimpfen, bis man ſeiner Sache gewiß iſt.“

Felix ſchwieg, und bereute auch wohl in dieſem Augenblicke ſein vorſchnelles Urtheil; aber ſelten wurde er ſo auffallend für ſeine Unart beſtraft, die ſeltenen Beyſpiele vergaß er wieder und beſſerte ſich nicht.

Auf der hohen Schule, die er nun beſuchte, zog ihn das manche Verdrüßlichkeiten zu. Ein gelehrter und berühmter Profeſſor, deſſen Vortrag aber in der erſten Stunde etwas trocken ſchien, war ihm gleich ein dummer Pedant, und in der zweyten Stunde kam er nicht mehr. Ein anderer der ſeine Zuhörer weniger mit Weisheit als mit Späſschen unterhielt, galt ihm lange für einen trefflichen Kopf; ſo wie ein naturphiloſophiſcher Scharlatan ihm ſchnell die größte Bewunderung entlockte, wäh-

rend er den alten, ehrwürdigen Schüler Wolfs und Leibnitzens für die gemeinſte Natur erklärte. Den Künſten ging es wie den Wiſſenſchaften, und den Menſchen überhaupt nicht beſſer; auf Gemählde warf er flüchtige Blicke, und ſprach auf der Stelle ein ſchneidendes Urtheil. Wenn er eine Schauſpielergeſellſchaft ein einziges Mahl hatte ſpielen ſehen, ſo kannte er auf ein Haar die Verdienſte eines jeden ihrer Mitglieder. Eine ſchlechte Anekdote, auf Koſten des Dritten erzählt, beſtimmte ihn ſogleich den Mann für ſchlecht zu halten. Nie unterſuchte er, ob die Anekdote wahr? oder, wenn ſie es wäre, ob ſie nicht zwey und mehr Seiten hätte?

Hingegen konnte man eben ſo leicht ihn zum Lobredner gewinnen. Einſt begab es ſich, daß ein armer, ſtiller Jüngling unter eine Herde wilder Burſche gerieth, die ihn unbarmherzig neckten. Ein halb trunkener Renomiſt, Schwerdtmann hieß er, kam dazu, und in einer Aufwallung von Punſch und Bier forderte er die Beleidiger ſämmtlich heraus, ohne den Beleidigten zu kennen. Sogleich war dieſer Schwerdtmann für Felix der edelſte Menſch auf Gottes Erdboden, mit dem er die innigſte Freundſchaft errichtete, die ihn zu manchen Ausſchweifungen mit fort riß.

So ſtand es um ihn, als ſein Vater ſtarb. Er eilte nach Hauſe, trat ſeine großen Güter an, und wurde in Rückſicht ſeiner Geburt und ſeines Reich-

thums Lieutenant bey der Garde. Jetzt begann er ein Schlaraffenleben. Alle ſeine Pferde mußten Stammbäume haben; in der koſtbarſten Equipage fuhr er kaum einige Mahle, dann gab er, um ein Zehntheil deſſen, was ſie ihm gekoſtet, ſie wieder weg, und kaufte eine neue, nach einem noch neuern Geſchmack. Er bildete ſich ein, man könne keinen andern Wein trinken, als Champagner. Die ſo-genannten guten Freunde, die man Schaarenweiſe wie Krähen im Herbſte ihn umflattern ſah, fanden täglich offene Tafel bey ihm, und — was das Schlimmſte war, — ſobald die Speiſen von der Tafel verſchwanden, erſchienen Karten und Würfel.

Vergebens bemühte ſich Baron Lindewall, der jetzt einen anſehnlichen Poſten bey Hofe verwaltete, ihn von dieſem böſen Wege abzulenken. Er zog den Jüngling in ſein Haus, und ſuchte deſſen Vertrauen zu gewinnen, verdarb es aber gleich mit ihm, da er eine väterliche Ermahnung wagte. „Der Baron iſt ein eingebildeter Pedant,“ ſagte Felix zu ſeinen Freunden, und alle wiederhohlten einſtimmig. „Herr Bruder, du haſt Recht.“ Indeſſen fing er doch im nächſten Winter an, Lindewalls Haus ſehr fleißig zu beſuchen; denn Eveline, die den Sommer auf dem Lande zugebracht hatte, erſchien jetzt in der Blüthe ihrer Schönheit als die Zierde der väterlichen Wohnung. Ihre Reitze wirkten mächtig auf den Wildfang, ihre holde Sittſamkeit hielt ihn in ungewöhnlichen Schranken; er wag-

te nicht einmahl in ihrer Gegenwart ein vorſchnelles Urtheil laut werden zu laſſen. Man konnte ihn, wenn er mit ihr ſprach, für einen beſcheidenen, liebenswürdigen Jüngling halten, denn ihre Augen warfen in ſein Herz den erſten Funken wahrer Liebe, der ſich immer mit Uebermuth verträgt. Er war ſo gern bey ihr, und doch empfand er eine gewiſſe Unbehaglichkeit, die, ihm unbewußt, aus dem Gefühl ſeines Unwerths entſprang.

Hof und Stadt wunderten ſich, daß der ſtrenge Baron Lindewall einem jungen Mann, der in dem übelſten Rufe ſtand, nicht allein Zutritt vergönnte, ſondern ſogar deſſen Bewerbungen um das reiche Fräulein Lindewall, die Krone der Mädchen, nicht ungern zu ſehen ſchien, während er die angeſehendſten Freyer zurückwies. Der wackere Mann folgte nur ſeinem Herzen, in dem das Geheimniß der Rettung ſeines Lebens mit der Erinnerung an ſein Gelübde verſchloſſen war. Freylich trauerte er im Stillen über den Sohn, der ſeinem Vater ſo unähnlich wurde, und der, wenn in ſeinem Charakter keine Aenderung vorging, unmöglich Evelinens Gemahl werden konnte. Aber eben an einer ſolchen Aenderung verzweifelte er nicht, denn er kannte die Gewalt der Liebe, er kannte ſeine Tochter. Ihr vertraute er alles, ſie befragte er, ob Felix, wenn er von ſeinen Verirrungen zurück käme, wohl der Mann ſey, den ſie wählen wür-

de! Und ſie geſtand ihm ohne Ziererey, der Jüngling ſey ihr nicht gleichgültig. Da ſie nur ſein untadelhaftes Betragen gegen ſie zum Maßſtabe ihres Urtheils über ihn machen konnte, ſo ſchien ihr faſt unglaublich, was der Ruf von ihm ſprach.

„Nun ſo bekehre du ihn gänzlich,“ ſagte Lindewall lächelnd, „bewirke, daß er für jedermann das werde, was er dir ſcheint, mehr verlange ich nicht. Du wirſt dann nicht allein dir einen würdigen Gatten erwerben, ſondern auch den Triumph genießen, der Geſellſchaft einen Verirrten wieder geſchenkt zu haben. Auf deine Klugheit darf ich bauen, wie auf deine Sittſamkeit. Du wirſt die Regeln des Wohlſtandes nicht verletzen.“

Immer iſt es einem Mädchen ſchmeichelhaft, wenn man ihm gleichſam die Erziehung eines Mannes anvertraut, dem es wohl will. Er wird dadurch gleichſam ihr Geſchöpf, und es miſcht ſich in die Geſchlechtsliebe eine Art von Mutterliebe. Mit weiblicher Freyheit ging Eveline an das bedenkliche Unternehmen. Es kam darauf an, ihre Neigung zu verrathen, ohne ihn zur Kühnheit aufzumuntern, und jede kleine Gunſtbezeugung nur zum Preiſe beſcheidener Liebe und löblicher Eigenſchaften zu machen. Sie durfte ſich bald ihres fortſchreitenden Werkes erfreuen. Felix hing mit ganzer Seele an ihr, jedes Wort aus ihrem Munde war ihm ein Orakel. Schon vermied er die Spielgelage, und wenn er ein Mahl nach alter Weiſe eine Nacht

Digitized by Google

durchſchwärmt hatte, ſo trat er am andern Tage ſo ſchüchtern vor Evelinen, daß ſie auf der Stelle ſeinen Ungehorſam errieth, und dann gewann er ihre Verzeihung nicht eher, bis er Wochen lang ſich keine Verirrung zu Schulden kommen laſſen.

Schon ſchmeichelte ſich Eveline geſiegt zu haben, und ihr Vater am Ziele ſeiner Wünſche zu ſeyn, als plötzlich eine unbegreifliche Verwandlung vorging. Felix wurde kalt, verlegen, betrachtete Evelinen bald mißtrauiſch, bald mit verbiſſenem Grimm, kam, ſo geſtimmt nur noch wenige Tage, und blieb dann ganz weg. Der Baron erſtaunte, und ſeine Tochter härmte ſich, denn Felix war ihr täglich lieber geworden. Auch am dritten Orte vermied er ſie gefliſſentlich, und wenn er unvermuthet mit ihr zuſammentraf, ſo war, — ſie mußte ſich das geſtehen, — Geringſchätzung in ſeinen Augen zu leſen. Das empörte ſie, der Stolz half ihr den Kummer verbergen, und in des Vaters Buſen ſchüttete ſie ihn aus, und der wackere Alte konnte ſie nur mit der Hoffnung tröſten, es werde ſich bald aufklären, er vermuthe ein Mißverſtändniß. Doch was er eigentlich vermuthete ſagte er nicht. Eine Buhlerinn — ſo meinte er — hält den Jüngling in ihren Stricken. Um deſſen gewiß zu werden, ließ er auf allen Schritten ihn belauern, allein vergebens. Felix hatte keinen Umgang mit irgend einem Frauenzimmer, und das Räthſel wurde für Lindewall unauflösbar.

Wie hätte er auch errathen mögen, was vorgegangen war. Felix hatte einen Kameraden — er hieß Graf von Schwülen — der auch Lieutenant bey der Garde war, ein koloſſaler junger Mann mit Flachshaaren, und einer Frauenzimmerſtimme. Die lichtblauen Augen ſtanden weit aus dem Kopfe, als ob ſie den leeren Raum ſchauten, der hinter ihnen ſich befand. Felix machte ihn oft zur Zielſcheibe ſeines Witzes, und immer war der Graf der erſte, der lachend die Zähne wies, weil er über alles lachte, was er nicht verſtand. Indeſſen hatte er doch, gleich manchen ſchönen Dummköpfen, Glück bey den Damen, und rühmte ſich deſſen gern. Zwar konnte man ihm nicht vorwerfen, daß er mit Gunſtbezeugungen prahle, die er nicht empfangen, aber die er wirklich empfangen, verſchwieg er auch gewiß nicht. Vor einigen Monathen hatte er, durch eine alte Tante, im Hauſe des Barons Lindewall ſich präſentiren laſſen, und ſogleich angefangen, Evelinen ſehr ernſtlich den Hof zu machen. Doch es war augenſcheinlich, daß ſie den Gecken nur ertrug, wie man ſo viele Gecken in der Geſellſchaft ertragen muß, und Felix fand nicht den mindeſten Grund, weder in der Perſon des Anbethers, noch in dem Benehmen der Angebetheten, durch Eiferſüchteleyen ſein Herz zu beunruhigen.

Um ſo mehr erſtaunte er, als Schwülen eines Tages zu ihm ſagte: „Du meinſt wohl, Herr Bruder, in Lindewalls der Hahn im Korbe zu

ſeyn, aber wenn ich reden wollte, ſo würden deine aufgeblaſenen Federn ſich ſchnell zuſammenlegen.

Felix kannte ſeinen Mann, und wußte, daß er wirklich reden wollte, ſo oft er ein Wenn davor ſetzte. Ohne die mindeſte Beſorgniß, bloß um ſich einen Spaß zu machen, bath er um ſein Geheimniß.

„Nun wohl, Herr Bruder, es bleibt unter uns. Ich würde es auch niemanden ſonſt vertrauen, als dir, weil ich ſehe, daß du getäuſcht wirſt. Ich bin dein Freund, folglich dauerſt du mich.“

„Zur Sache, Herr Bruder!“ rief Felix lachend.

„Das Lachen ſoll dir ſchon vergehen. Du meinſt wohl, weil Eveline mich vor den Leuten mit Kälte behandelt, ich ſey ein verſchmähter Liebhaber? — Keineswegs! ſie iſt ganz raſend in mich verliebt, allein ihr Vater hat noch dieß und jenes an mir auszuſetzen, den muß ſie nach und nach umſtimmen, und ſo lange nehmen wir uns beyde verzweifelt in Acht. Ich ſehe ſie nur verſtohlen an, und ſie mich gar nicht, aber in geheimen Zuſammenkünften entſchädigen wir uns für dieſen Zwang.“

„Biſt du raſend?“ fuhr Felix ihn an. Jener ſetzte ſein Ehrenwort zum Pfande, daß er oft bey Nachtzeit durch eine Hinterthür in des Barons Wohnung ſchleiche, und Evelinen dann in einem kleinen dunklen Stübchen finde, wo ſie zwar ſehr einſylbig und leiſe, aber doch ſehr unzweydeutig das Bekenntniß ſeiner Liebe erwiedere, auch ſchon man-

ches artige Geſchenk als ein Pfand derſelben empfangen, und durch Küſſe vergolten habe.

Felix fiel aus den Wolken. Er wußte, daß Graf Schwülen ſo albern er auch ſonſt ſeyn mochte, doch nie ſein Ehrenwort fälſchlich gab; und wenn auch noch ein Zweifel in ſeiner Bruſt ſich regen wollte, ſo ſchlug jener ihn durch eine Menge Briefe zu Boden, die er triumphirend aus der Buſentaſche zog. Sie konnten zwar nicht als ortographiſche Muſter dienen, glühten aber alle von Liebe, und waren alle mit dem Nahmen Eveline unterzeichnet.

Zerſchmettert ſaß er da und ſtarrte die Beweiſe ſeiner vernichteten Hoffnungen an. Daß der Ton dieſer Briefe nicht ſelten ſehr unzart klang; daß ein Mädchen, wie Eveline, ſelbſt im Liebesrauſche, ſie ſchwerlich geſchrieben haben konnte; daß überhaupt alle ſeine Erinnerungen dem laut widerſprachen, das achtete er nicht, ſondern entſchied raſch, ſie ſey eine verworfene Kreatur.

„Einen dieſer Briefe mußt du mir ſchenken,“ ſagte er zu dem Grafen, „er ſoll für mein ganzes Leben mir ein Talismann gegen die Liebe werden.“

Mit Vergnügen erfüllte Graf Schwülen ſeinen Wunſch, und Felix ſteckte den Brief zu ſich, anfangs wohl mit dem Vorſatz, ihn der Treuloſen unter die Augen zu halten, vor die Füße zu werfen, und mit einem Hohngelächter zu verlaſſen. Aber bey kaltem Blute entſchloß er ſich, nur durch Ver-

achtung ſie zu ſtrafen, und ſo entſtand das kalte, unartige Betragen, welches Evelinen mit ihrem Vater ein Räthſel blieb.

Doch Felix fühlte bald, daß es nicht ſo leicht ſey, eine wahre Liebe zu erſticken, ſelbſt wenn der geliebte Gegenſtand deren unwürdig ſcheint. Um ſeine Feſſeln zu zerbrechen, wußte er kein beſſeres Mittel, als ſich aufs neue in Ausſchweifungen zu ſtürzen, die nur zu bald den Reſt ſeines Vermögens aufzehrten. Er fing endlich an zu rechnen, und ſah mit Schaudern, daß er einem nie gekannten Uebel, der Armuth, gegenüber ſtehe. Indeſſen hoffte er doch noch ſo viel zu retten, daß er zwar eingeſchränkt, doch anſtändig leben könne. Die meiſten Wechſel waren an Juden ausgeſtellt, er hatte ungeheuere Zinſen gezahlt, oft kaum die Hälfte der Valuta empfangen; darum ſchmeichelte er ſich mit der Hoffnung, eine Uebereinkunft mit ſeinen Gläubigern treffen, und wenn er ſeine Güter verkauft, ſich auf eine Weiſe abfinden zu können, die ihn nicht ganz entblößte.

Aber ein Donnerſchlag vernichtete auch dieſe letzte Hoffnung. Ein Regierungsbothe überreichte die angebrachte Klage des Baron Lindewall, in deſſen Händen ſeine ſämmtliche Wechſel ſich befanden, der durchaus von keinem Accord hören wollte, ſondern gebethen hatte, in des Schuldners Güter ihn einzuſetzen. Felix ſtand bleich und

verſtimmt dem Bothen gegenüber, nur ſeine Lippen zuckten.

„Baron Lindewall! iſt es möglich!“ das waren die erſten Worte, die aus dem verzogenen Munde ſtrömten. Unter ſeines Vaters Papieren hatte er vormahls mehrere Briefe des Barons gefunden, die alle von heißer Dankbarkeit glühten. Zwar verriethen ſie nicht, was er eigentlich dem Miniſter zu verdanken habe, allein ſo viel ging doch klar daraus hervor, daß er Wohlthaten von ihm empfangen: und dieſer Mann, den Hof und Stadt als den Edelſten prieſen, ſtürzte jetzt den Sohn ins Verderben, deſſen Vater ſein Wohlthäter geweſen. Dieſer Mann hatte ſeine Wechſel von den Juden zuſammen gekauft, um ihn ſein väterliches Erbe zu entreißen!

„Elender Kerl!“ ſo murmelte Felix zwiſchen den knirrſchenden Zähnen, und gab ſich nicht einmahl die Mühe, die Klageſchrift zu beantworten. „Möge er meine Güter hinnehmen, und ſeine feile Tochter damit ausſtatten; ich will von meinem Gehalt leben und ihn verachten!“

Der Baron wurde bald darauf ohne Widerrede in die verſchuldeten und vernachläßigten Güter eingeſetzt, und wählte ſie im nächſten Frühling zu ſeinem Sommeraufenthalte. Felix, den jetzt die Schmarotzer verließen, und der die ungewohnte Bürde der Armuth kaum ertrug, verfiel in eine düſtere, menſchenfeindliche Stimmung, die

Digitized by Google

ſeinen Hang zu ſchneidenden, abſprechenden Urtheilen nur noch mehr vermehrte. Oft rieb er ſich auch in übler Laune an Menſchen, die ihn nie beleidigt hatten, und die er nicht einmahl kannte.

Da er jetzt aus glänzenden Geſellſchaften ausgeſchloſſen war, ſo pflegte er täglich gegen Abend ein Kaffeehaus zu beſuchen, wo man ſeine Zunge ſcheute, und ihm gern aus dem Wege ging. Hier fand ſich auch gewöhnlich ein alter, verabſchiedeter Major ein, der ganz ſtill bey einer Pfeife Taback ein Glas Wein trank und die Zeitungen las. Schon oft hatte Felix ihn für einen dummen Kerl erklärt, weil er dann am wenigſten ſprach, wenn am meiſten um ihn her geſchwatzt wurde; und da der Herr Lieutenant dieſes Urtheil nicht ſelten ſo laut ausſprach, daß der ſtille Zeitungsleſer es nothwendig vernehmen mußte, er aber doch immer ſich ſtellte, als habe er nichts gehört, ſo fügte Felix bald den Ausſpruch über deſſen Dummheit noch den hinzu, daß er eine feige Memme ſey. Die ſteinerne Geduld, mit der der Alte auch dieſes Wort an ſeinem Ohr vorüber gleiten ließ, beluſtigte den übermüthigen Jüngling, und er glaubte nun, ſich alles gegen ihn erlauben zu dürfen. Als daher eines Tages ein Zweifel über einen Zeitungsartikel entſtand, nahm er den leſenden Major, ohne alle Umſtände die Zeitung aus den Händen, ſagte nicht einmahl dabey mit Erlaubniß, und warf das Blatt, nachdem er es benutzt, auf einen andern Tiſch.

Der Mann ſchenkte gelaſſen ſein letztes Glas Wein ein, trank es aus, griff nach ſeinem Hute und ging. Felix hatte ihm eben den Rücken zugekehrt, als er etwas unſanft auf die Schulter geklopft würde. Er ſah ſich um und ſtutzte. Der Major winkte ihm, und ſchritt hinaus. „Was will der Graubart!“ ſagte Felix lachend, und folgte. Drauſſen ſtand ſein Gegner ſchon an der Gartenthür, und winkte abermahls. Felix begriff nun wohl, wovon die Rede ſey, lief zurück, hohlte ſeinen Degen, und nahm auch einen Kameraden als Zeugen mit, damit jedermann erfahren ſollte, wie großmüthig er den alten Mann behandelt habe; denn jetzt that es ihm wirklich leid, daß es ſo weit gekommen, und er nahm ſich vor, ſeinen Gegner zu ſchonen, ſo viel nur immer möglich.

Als er in den Garten kam, hatte der Major eben einen ſchicklichen Platz hinter einer Hecke ausgeſucht, pflanzte ſeinen Stock in die Erde, und zog ganz gemächlich ein Paar große lederne Handſchuh an. Vor dem Sekundanten zog er ſehr höflich den Hut, dann aber ſogleich den Degen, immer ohne ein Wort zu ſagen. Und als er ſich hinſtellte zum Kampf, ſchien er auf einmahl verjüngt, jede Muskel beweglich, und ein Blitz fuhr ihm aus den Augen. Kaum hatte ſich Felix mit entblößtem Degen ihm gegenüber geſtellt, als der Greis mit jugendlicher Kraft und Schnelligkit eauf ihn eindrang,

Digitized by Google

und er, ſtatt des Gegners zu ſchonen, nur auf eigene Vertheidigung denken mußte.

Einigemahl verſuchte der Major ihm den Degen aus der Hand zu ſchlagen; man ſah, er wollte nicht mehr; als aber das mißlang, weil Felix auch ein ziemlich guter Fechter war, ſo verſetzte er ihm einen Stoß in dem linken Arm; dann ließ er ſeinen Degen ſinken, und ſagte: „Ich habe genug. Der Herr Lieutenant werden ſich künftig erinnern, daß Männer, die da ſchweigen, nicht immer dumm, und die der Jugend vieles zu Gute halten, nicht immer feige Memmen ſind.

Felix ſtand beſchämt, aber es war keine edle Scham, ſie brachte ihn in Wuth. „Herr!“ rief er, „es ziemt ihnen nicht mir Lehren zu geben. Wir ſind noch nicht mit einander fertig, die Wunde am linken Arm hindert mich nicht an Fechten.“

„Nun denn,“ ſagte der Major gelaſſen, „ſo muß ich Ihnen wohl einen Stoß in den rechten Arm beybringen. Sehen Sie ſich vor, junger Herr!“

Und Felix ſah ſich vor, aber es währte keine Minute, ſo ſaß ihm des Gegners Degen richtig im rechten Arm. Weil es aber nur eine Fleiſchwunde war, ſo ließ Felix den Degen nicht fallen, vielmehr verdoppelte er vor Scham und Wuth glühend, ſeine Anſtrengung, um den Alten, der mit ihm nur zu ſpielen ſchien, für dieſe Verwegenheit zu züchtigen.

Digitized by Google

Lange ging der Major vertheidigungsweiſe. Man ſah, er wollte nicht mehr ſchaden; als aber Felix immer heftiger auf ihn eindrang, und er ſich ſeiner nicht länger erwähren konnte, ſo nahm er endlich eine der vielen Blöſſen wahr, die der ergrimmte Jüngling ihm gab, rannte ihm den Degen durch die linke Seite, und ſtreckte ihn zu Boden.

„Es wäre mir leid,“ ſagte er nun, „wenn die Wunde gefährlicher wäre, als ich ſie machen wollte. Auf jedem Fall, mein Herr — fuhr er fort, ſich zu dem Sekundanten wendend — auf jedem Fall werden Sie als Mann von Ehre mir bezeugen, daß ich bloß dieſes jungen Mannes Uebermuth ein wenig züchtigen wollte, und daß er ſelbſt mich gezwungen, die Züchtigung zu ſchärfen. Von keinem andern, als von ihm, würde ich ſo viel ertragen haben; denn ſein Vater war mein Freund, hat bey einer höchſt wichtigen Veranlaſſung mir ſein Vertrauen geſchenk, meiner Hülfe ſich bedient, und mir reich vergolten.“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich. Der Sekundant eilte nach Hülfe, und Felix wurde in ſeine Wohnung getragen. Mehrere Tage ſchwebte er in Lebensgefahr. Ob dieſe gleich durch die Kunſt eines geſchickten Wundarztes abgewendet wurde, ſo mußte er doch länger als ein Vierteljahr das Zimmer hüthen.

So häufig vormahls, da er noch reich war, die Freunde zu ihm ſtrömten, wenn er auch nur

Digitized by Google

den Schnupfen hatte, ſo verlaſſen blieb er jeʒt, niemand bekümmerte ſich um ihn. Nur ein einziger Menſch, in einem grauen Oberrocke, kam täglich, um bey ſeinem Wirthe ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, ſagte aber nie, wer ihn ſende, und blieb weg, als der Verwundete ſich auſſer Gefahr befand.

Jeʒt machte Felix endlich die bittere Erfahrung, daß er keine Freunde gehabt, daß nur Schmaroʒer ihm geſchmeichelt, und das ſein vorlautes Abſprechen jeden rechtlichen Mann ihm entfremdet hatte. Die Einſamkeit der Krankenſtube wurde ein wohlthätiges Erweckungsmittel für ihn. Während der Arzt die Wunden ſeines Körpers heilte, unternahm er ſelbſt die Heilung ſeiner kranken Seele. Er überſchaute ſein vergangenes Leben, und ſchämte ſich — und dießmahl war es die rechte Scham, die ihn ergriff, denn ſie erzeugte den feſten Vorſaʒ der Beſſerung.

Auch die Langeweile, die Mutter vieles Böſen, aber auch ſo manches Guten, wirkte jeʒt wohlthätig, denn ſie trieb ihn zu den Büchern. Er begann mit Eifer die Kriegskunſt zu ſtudieren, und je mehr Fortſchritte er machte, je öfter mußte er ſich bekennen, daß er viel verſäumt habe. Jeʒt both er alle ſeine Kräfte auf, um das Verſäumte nachzuhohlen; jeʒt erwachte der Trieb in ihm, ſich durch Kenntniſſe auszuzeichnen.

Der Fürſt hatte vor kurzem einen Generalſtab

Digitized by Google

gebildet, der nach dem Muſter des franzöſiſchen, die wichtigſten Geſchäfte leiten ſollte. Noch war das neue Corps nicht vollzählig, noch einige Stellen ſollten mit würdigen Männern beſetzt werden. Sämmtlichen Offizieren der Armee wurde bekannt gemacht, daß jeder, der ſich fähig glaubte, eine ſcharfe Prüfung zu beſtehen, ſich melden dürfe. Da meldeten ſich ihrer zehn, unter ihnen auch Felix.

Von einer ehrwürdigen Commiſſion von wohl unterrichteten alten Kriegern begann die Prüfung. Felix zeigte zu ſeinem Ruhm, daß er in Kurzem viel erworben, doch hatten zwey von den zehn ſo gründliche Kenntniſſe entwickelt, daß er für dießmahl zurückſtehen mußte. Einer von dieſen beyden war derſelbe Bullfeld, den er ſo oft einen dummen Jungen genannt, der aber den Mangel an Genie durch Fleiß erſetzt hatte, und jetzt als der erſte unter ſeinen Mitbewerbern ausgezeichnet wurde. Felix trug einige Lobſprüche und die Zuſage davon, daß man, wenn er ſo fortfahre, bey nächſter Gelegenheit auf ihn Rückſicht nehmen werde.

Einen Bullfeld ſich vorgezogen zu ſehen, würde noch vor einem halben Jahr ihn zur Verzweiflung gebracht haben, jetzt galt es ihm bloß für einen neuen Beweis ſeiner vormahligen Unbeſonnenheit in Urtheilen, jetzt wurde er behuthſamer, ſprach wenig, und lernte viel. Bald erntete er die erſten Früchte dieſer glücklichen Sinnesände-

rung. Weit früher, als er es erwarten durfte, wurde er als Hauptmann in den Generalſtab verſetzt. Nun ſah er die Laufbahn der Ehre ſich eröffnet, und betrat ſie mit feſten Schritten. Durch Fleiß und Geſchicklichkeit gewann er im Kurzen das Vertrauen ſeines Generals, durch ein verſtändiges Betragen die Achtung der Welt, durch Beſcheidenheit allgemeine Liebe.

Man fing an, ihm Aufträge zu ertheilen, durch die er ſich geehrt fühlte. Ein ſolcher führte ihn einſt in eine Feſtung an der Gränze. Kaum hatte er dort einige Tage zugebracht, als er eines Morgens einen Bettelbrief empfing. Die Schreiberinn desſelben, die ſich Hannchen Müller unterzeichnete, berief ſich auf eine alte Bekanntſchaft auf ihn, und auf die viele Gnade, die er vormahls für ſie gehabt. Er konnte ſich nicht beſinnen, von Hannchen Müller jemahls gehört zu haben, indeſſen ſchienen ihm die Schriftzüge nicht ganz unbekannt; aus Neugier beſchied er die Bettlerinn zu ſich. Ein noch junges Frauenzimmer trat herein, aber durch Armuth und Ausſchweifungen für ihn unkenntlich geworden. Sie ſelbſt mußte ihn daran erinnern, daß ſie Kammermädchen bey dem Fräulein Lindewall geweſen, zu der Zeit, als er das Haus beſuchte.

Ein hell leuchtender Blitz fuhr ihm durch die Seele. Er griff haſtig nach ſeinem Taſchenbuche, in welchem er noch immer den Brief verwahrte,

Digitized by Google

den Eveline an den Grafen Schwülen ſollte geſchrieben haben. Er riß ihn hervor, entfaltete ihn, legte ihn neben den Bettelbrief, und erkannte dieſelbe Hand.

„Was iſt das?“ rief er beſtürzt, „haſt du auch dieſen Brief geſchrieben?“ Er hielt ihn der Bettlerinn vor die hohlen Augen. Sie erröthete.

„Ach freylich!“ hub ſie mit Thränen an, „das iſt ja eben die böſe Geſchichte, durch die ich mein ganzes Glück verſcherzt habe. Ich hatte nichts Arges dabey gedacht, und meinte nicht, daß es ſo übel ablaufen würde.“

Felix bebte. „Erzähle!“ rief er mit rauher Stimme.

„Der Herr Graf von Schwülen,“ ſo erzählte Hannchen, „war in mein Fräulein verliebt, aber ſie konnte ihn nicht leiden, und ſprach keine drey Worte mit ihm. Ich wußte daß er reich war, und daß der liebe Gott ihn mit Verſtande nicht ſonderlich begabt hatte; da meinte ich nun, ich dürfte mir ſchon erlauben, ihm — wie ſoll ich ſagen — ihm etwas abzuzwacken. Ich fing im Nahmen meines Fräuleins die Correſpondenz mit ihm an. Er ging in die Falle. Ich gab ihm kurze Rendezvous, doch nur im Dunkeln, ſprach wenig, leiſe und mit verſtellter Stimme. Es gelang nach Wunſch, er beſchenkte mich oft und köſtlich. Immer hatte ich ihm eingeprägt, in der Geſellſchaft ſich wohl zu hüthen, die geringſte Vertraulichkeit mer-

ken zu laſſen. Er hatte mir ſein Ehrenwort gegeben, und hielt es pünktlich, folglich konnte Fräulein Eveline unmöglich errathen, was vorging. Mein Schäfchen hoffte ich bald ins Trockne zu bringen, wollte mich dann in der Stille empfehlen, und ihm ein ſchriftliches Bekenntniß meiner Neckerey zurück laſſen. Aber zum Unglück kam er eines Tages früher, als die übrige Geſellſchaft, ohne daß ich es bemerkte, fand er das Fräulein im Garten und zwar allein. Jetzt glaubte er ſich keinen Zwang anthun zu dürfen, nahm ſich Freyheiten, und erregte natürlich das unwilligſte Erſtaunen. Fräulein Eveline rief ihrem Vater, der in einer nahen Laube ſich befand, und beklagte ſich vor Zorn glühend, über des Grafen Unverſchämtheit. Der Baron wollte ihn durch ſeine Leute aus dem Hauſe werfen laſſen. In der Angſt zog er einen meiner Briefe hervor — alles wurde verrathen — ich mit Schimpf und Schande verſtoſſen — ach, ich hatte es doch ſo gut gemeint! — nicht einmahl in der Reſidenz duldete mich der grimmige Baron. Ich mußte fort, und da ſitze ich nun in dieſem Neſte, in der bitterſten Armuth.“

Es fehlte wenig, ſo hätte Felix das elende Weib die Treppe hinab geworfen. Sie hatte ja auch ihn um das Glück ſeines Lebens betrogen! Noch zu rechter Zeit fiel ihm bey, daß er ſelbſt nicht minder albern geweſen, als der Graf von Schwülen, indem er durch den gröbſte Fallſtrick, ſeiner

beſſern Ueberzeugung zum Trotz ſich verleiten laſſen, ein vorſchnelles Urtheil über die Geliebte zu fällen, die ihm ſtets untadelhaft erſchienen war. Er warf dem Weibe einige Thaler zu, und kehrte ihr ſchweigend den Rücken.

Aber im Augenblicke dieſer Entdeckung war auch ſeine ganze Liebe für Evelinen erwacht, und nun quält ihn der Gedanke, das einmahl verſcherzte ſey nicht wieder zu gewinnen. Dazu kam noch der Widerwille gegen den harten Mann, der ſeine väterlichen Güter ihm entriſſen. Wenn er jetzt aufs neue um Evelinen ſich bewürbe, ſo möchte es ſcheinen, als wolle er nur durch ihre Hand dieſe Güter wieder an ſich bringen. Dieſen Sinn zu geben, widerſtrebten ſein Zartgefühl, ſein Stolz. Er liebte im Stillen und kämpfte mit ſeiner Liebe. Doch dieſer Kampf entging dem Fräulein nicht; denn ob er gleich ihres Vaters Haus nicht beſuchte, ſo ſah ſie ihn doch bey Hofe und an manchen Orten; nirgends hatte er die Blicke ſo ganz in ſeiner Gewalt, daß ein liebendes Mädchen ſie nicht mit Leichtigkeit entziffert hätte.

Ihre Hoffnungen erwachten und wurden jetzt um ſo fröhlicher von ihr genährt, da der allgemeine Ruf immer günſtiger und lauter für den verwandelten Jüngling ſprach. Der Geſinnungen ihres Vaters kundig, der Empfindungen ihres Geliebten gewiß, dürfte ſie ſchon keine, nur der Lie-

Digitized by Google

be bemerkbare Schritte ſich erlauben, um den Verirrten wieder an ſich zu ziehen.

Eines Tages ſtand ſie bey Hofe im glänzenden Zirkel, der Fürſt machte die ettikettenmäßige Runde. Plötzlich wurde er den Hauptmann Saarmund in der Ferne gewahr, winkte ihm, und als Felix beſcheiden hinzu trat, ſagte der Fürſt ſehr laut: „Herr Hauptmann, Sie haben meine letzten Aufträge zu meiner großen Zufriedenheit erfüllt. Ihr General hat dieſen Morgen mit vieler Wärme von Ihnen geſprochen. Ich bin Ihnen Dank ſchuldig.“ Er löſete bey dieſen Worten das Ordenskreuz von ſeinem Kleide. „Nehmen Sie, Herr Major!“

Das überraſchte den jungen Mann. Zu den Verdienſten, die er bisher erworben, hatte ſich auch die Begleiterinn wahrer Verdienſte, das beſcheidene Mißtrauen geſellt. Er erröthete wie eine Jungfrau, küßte den Fürſten ſchweigend die Hand, verſteckte ſich im Gewühl, und zog ſich nach und nach bis zu einem entlegenen Fenſter zurück. Aber Eveline, die mit hochklopfendem Herzen und freudefunkelnden Augen geſehen hatte, wie der Fürſt im Angeſicht des ganzen Hofes ihren Geliebten ehrte, Eveline war mit ihren Blicken ihm gefolgt, und als ſie ſah, daß er allein, gedankenvoll am Fenſter ſtand, näherte ſie ſich, von ihm unbemerkt, bis plötzlich ihre wohlbekannte ſüße Stimme ihn faſt erſchreckte.

Digitized by Google

„Herr Major,“ hub ſie an, „obgleich ſie eine alte Freundinn lange vernachläſſiget haben, ſo kann ſie doch das Vergnügen ſich nicht verſagen, Ihnen von Herzen Glück zu wünſchen.“

Es würde ſehr ſchwer ſeyn, das Geſpräch, welches ſich nun entſpann, treulich wieder zu geben, denn es beſtand fürwahr aus lauter Fragmenten und Pauſen, die, weil ſie nur von ſchüchternen Blicken ergänzt und ausgefüllt wurden, keiner klaren Mittheilung fähig ſind. Ein Page, der Karten präſentirte, unterbrach das einſylbige, vielſinnige Geſpräch. Aber Eveline ſetzte ſich an den Spieltiſch mit der innigen Ueberzeugung, daß ſie noch geliebt werde, und Felix ſchlich in den Schloßgarten von ſüßer Schwermuth begleitet.

Noch einigmahl ſahen ſie ſich, doch nur in zwangvollen Geſellſchaften, und auch dieſes ſtille Vergnügen wurde den Liebenden bald geraubt, da der Baron in den erſten Frühlingstagen, die nun eingetreten waren, ſeine Tochter wieder aufs Land führte, und zwar auf dieſelben Güter, die Felix vergeudet hatte. Der Zurückgebliebene ſuchte Zerſtreuung in Geſchäften, doch über Planen, Karten und Riſſen ſchwebte Evelinens Bild.

Es war am 16. May, als einer von ſeinen Kameraden, den er lieb gewonnen, ihn erinnerte, daß am folgenden Tag ſein ſechsundzwanzigſter Geburtstag ſey, und ihm vorſchlug, morgen mit ihm auf ein nahes Dorf zu reiten, um dort einen fröhlichen

Digitized by Google

Abend zu feyern. Felix verſprach es, aber kaum hatte ſein Freund ihn verlaſſen, als eine Ordonnanz von ſeinem General erſchien, ihn einladend, morgen an einem glänzenden Feſte Theil zu nehmen, welches der General auf ſeinem Gute, vier Meilen von der Stadt, veranſtaltet habe.

Obgleich er jedes Zeichen des Wohlwollens von jenem alten würdigen Mann gern und dankbar empfing, ſo war ihm doch die Einladung ſehr unwillkommen, theils weil er ſchon für Morgen ſeinem Freunde zugeſagt, hauptſächlich aber weil der Weg nach dem Gute des Generals durch die einſt von ihm beſſenen Güter, dicht an ſeinem väterlichen Schloße vorbeyführte. Er ſcheute dieſe Erinnerungen, indeſſen konnte er doch die Einladung ſeines Chefs nicht wohl ablehnen, zumahl, da ihn die Ordonnanz verſicherte, daß auch ſein Freund ſich einfinden werde. Dieſer hohlte ihn ſelbſt am andern Morgen ab, und beyde fuhren in einer offenen Kaleſche hinaus.

Felix, anfangs ſtill und in ſich gekehrt, wurde nach und nach von einer lebhaften Unruhe ergriffen, je näher ſie der Gränze ſeiner vormahligen Güter kamen. Jetzt fuhr der Wagen aus einem Gebüſch — jetzt war dieſe Gränze erreicht, — mit Wehmuth ſchlug er die Augen auf — welch ein Anblick! — Eine grüne Pforte, an der es von geputzten Kindern wimmelte — und Trompeten und Pauken erſchallten — und von einem nahen Hügel donnerten einige Pöller dazwiſchen.

Felix ſah ſeinen Freund verwundernd an —
der lächelte ſchalkhaft.

„Was ſoll das heißen? wird, mir zum Hohn,
auch hier ein Feſt gefeyert? — Doch dieſer ſchwar-
ze Gedanke verſchwand augenblicklich, als der Wa-
gen an der grünen Pforte hielt, und die Kinder ſich
mit Blumen um ihn drängten und vernehmlich rie-
ſen: Heil dem wackern Sohne unſers
guten ſeligen Herrn!

Felix war betäubt — Thränen füllten ſein
Auge — „Mein Gott! was ſoll das heißen? —
Der Wagen fuhr langſam weiter, die Kinder um-
ſchwärmten ihn jubelnd, und warfen ihre Blumen-
ſträuße in den Wagen. Der Giebel des Schloßes
ragte ſchon hinter alten Linden hervor. Jetzt
gelangten ſie an den Eingang des Dorfes, wo Alt
und Jung im feſtlichen Staate verſammelt war, die
Greiſe ihn ſegneten, die Mütter ihn willkommen
hießen, und ein Dutzend flinke Burſche im Nu die
Pferde von dem Wagen, und ſich ſelbſt davor
ſpannten.

„Was thut ihr!“ rief Felix.

„Laß ſie,“ ſagte ſein Freund, „ſie feyern dei-
nen Geburtstag. Nimm dich zuſammen, ſie meinen
es gut mit dir.“

Und fort zogen die jauchzenden Burſche den Wa-
gen bis an die große Treppe des Schloßes, auf der
es von geſchmückten Gäſten wimmelte, und von

Digitized by Google

welcher Hand in Hand der alte General nebſt den Baron jetzt herabſtiegen, ihm willkommen zu heißen.

„Verzeihen Sie, Herr Major,“ ſagte der General, „daß ich Sie nicht auf meinem Gute empfangen kann. Mein Freund Lindewall wollte es ſich nicht nehmen laſſen, dieſen Tag hier zu feyern.“

Mit freundlicher Wehmuth ergriff der Baron des jungen Mannes Hand, und führte ihn mitten durch die Gäſte in den Saal, in dem auf einem Tiſche ein Pergament lag, und wo er den Verſtummten folgendergeſtalt anredete: „Herr Major, Sie haben mich bisher verkannt, und ich mußte es dulden, ſo ſchwer es mir geworden, bis der Augenblick gekommen, in dem Sie Ihres edlen Vaters ganz würdig erſcheinen. Gott ſey Dank! nun iſt er da, dieſer erſehnte Augenblick, nun darf ich reden. Ihr Vater hat mit eigener Gefahr mein Haupt vom Beile des Henkers gerettet, er hat mein verwaiſetes Kind beſchützt. Ihm vergelten konnte ich nicht, aber in ſeine Hand verſprach ich, einſt ſeinem Sohne zu vergelten, und dieſen Schwur will ich halten. Nie haben Ihre Verirrungen mein Herz von Ihnen gewendet, nie ließ ich ſie aus den Augen, und wenn es eine Zeit gab, wo ich Ihnen hart ſchien, und wo Sie es unedel fanden, daß ich fähig war, von wucheriſchen Gläubigern Ihre Wechſel einzuhandeln, Ihr väterliches Erbe Ihnen abzurechten, ſo geſchah das alles nur um Ihnen zu

bewahren, was Sie im Rauſche der Jugend nicht zu erhalten wußten. Jetzt ſind Sie ein Mann, ein wackerer Mann geworden. Empfangen Sie mit dieſem Pergament Ihre Güter zurück. Ich habe ſie treulich verwaltet, Ihre Unterthanen als mir anvertraute Kinder behandelt. Sie ſind hier nicht unſer Gaſt, wir alle ſind Ihre Gäſte. Doch damit es Ihnen auch nicht an einer freundlichen Wirthinn fehlt, um die Honneurs des Hauſes zu machen.“ —

Seine Thränen hinderten ihn weiter zu ſprechen. Er zog die glühende Eveline aus dem Kreiſe hervor, legte ihre zitternde Hand in die des Jünglings, und fiel dem Eidam um den Hals. Felix hatte lange weder Worte noch Thränen, er ſtand wie bezaubert, das Glück wollte ihn erdrücken. In Evelinens Armen fand er endlich die wortkarge Sprache des dankbaren Entzückens. Unter den gerührten Gäſten, die jetzt einer nach dem andern ihm die Hand ſchüttelten, war auch der alte Major, derſelbe Offizier, der einſt den Baron aus dem Kerker führte. Als Felix ihn erblickte, umarmte er ihn mit Heftigkeit, und rief: „Dieſer Mann war mein größter Wohlthäter.“

Digitized by Google

Zufalls Launen.

Eine wahre Anekdote.

„Der hat ſein Glück gemacht,“ pflegen wir zu ſagen, wenn wir einen wackern Mann emporſteigen ſehen. Allerdings mag er es verdient haben, doch war das der Grund ſeines Glückes? — Höchſt ſelten! Tauſend brave Männer gehen unter mit allen ihren Verdienſten, wenn nicht ein Zufall ſie an das Licht zieht. Es ſind Goldkörner, die der Weltſtrom reichlich mit ſich führt, aber ſelten gibt ſich einer die Mühe, ſie heraus zu ſuchen, und nur was der Zufall an das Ufer warf, das wird geſammelt und verarbeitet. Darum ſollte keiner auch des verdienten Glückes ſich überheben, denn er wird, beym Lichte beſehen, faſt immer finden, daß Fortuna, gleich einer Spinne, den Anfang ihres Fadens an das erſte, was ihr in den Wurf kommt, heftet. Das bekennen wir

Digitized by Google

eitle Menſchen freylich uns nicht gern; wir mögen lieber alles Schöne und Gute, das uns wiederfährt, auf die mit doppelter Kreide geſchriebene Rechnung unſerer eigenen Verdienſte ſetzen.

Von dieſer Bemerkung machten einſt ein halb Dutzend Männer eine Ausnahme, die A. B. C. D. E. F. heißen mögen. Sie hatten miteinander ſtudiert, und ſämmtlich wahre Verdienſte erworben. Nach mehreren Jahren, als ſie ſchon Alle wohlbehaltene Staatsmänner waren, ſtifteten ſie ein Kränzchen unter ſich, kamen wöchentlich einmahl zuſammen, erneuerten bey altem Wein die alte Freundſchaft, und erfreuten ſich des wechſelſeitigen Wohlſtandes.

„Das würde nun wohl anders ſeyn,“ begann eines Abends der muntere A., „wenn wir, gleich vielen unſerer damahliger Gefährten, die akademiſchen Jahre verſchleudert, und nicht Schätze geſammelt hätten, die uns nun Zinſen tragen.“

„Herr Bruder,“ antwortete B., „ich will dir wohl zugeben, daß keiner von uns eines dauerhaften Glückes genießen würde, wenn er die ſittliche und wiſſenſchaftliche Bildung damahls verabſäumt hätte; aber — die Hand aufs Herz — verdanken wir eigentlich dem unſern jetzigen Wohlſtand? Ich wenigſtens nicht, und ſo manche Erfahrung läßt mich zweifeln, daß es Euch beſſer ergangen.“ Die Freunde ſtutzten. „Ich,“ fuhr B. fort, „bin jetzt Kriminalrath; dazu hat eine S p i n n e mich gemacht.“

„Eine Spinne!“ riefen alle.

„Ja, ja, eine Spinne. Ihr wißt, ich habe etwas Rechtſchaffenes gelernt, und im Examen nicht geſtammelt. Man gab mir das beſte Zeugniß, aber kein Amt. Es hieß oft, der B. iſt ein tüchtiger Kriminaliſt, man muß ihn gelegentlich verſorgen; aber die Verſorgung blieb aus. Der Kranken waren zu viele, die zum Teiche Betesda hinkten, und jeder hatte eine Krücke, die mir fehlte. So oft ich ſpringen wollte, war ſchon ein Vetter, ein Schwager oder ein Günſtling von irgend einer bedeutenden Perſon vor mir hineingeſprungen. Sie kommen zu ſpät, war immer die höflich-kühle Antwort des Herrn Präſidenten.“

„Als nun die Kriminalrathsſtelle erledigt wurde, meldete ich mich abermahls mit geringer Hoffnung; denn ich hatte ſchon erfahren, daß ein Verwandter der Frau Präſidentinn, ein dummer Teufel aus der Provinz, angelangt ſey, um die Stelle wegzuſchnappen. Ich fand auch richtig meinen Mitbewerber bey ſeiner mächtigen Frau Muhme auf dem Sofa ſitzend, und ein vornehm-mitleidiger Blick, den er auf mich warf, ließ mich ahnen, was ich zu erwarten hatte. Der Herr Präſident ging im Zimmer auf und nieder, und ſchien verlegen, wie er mit guter Manier mich abermahls abfertigen ſollte. Plötzlich fing ſeine Frau Gemahlinn aus Leibeskräften an zu ſchreyen, Arme und Finger aus-einander breitend. Eine große Kreuzſpinne kroch ganz

gemächlich auf ihrem Buſen, nach der Seite zu, an welcher ihr Vetter ſaß. — Weg damit! weg damit! ſchrie ſie mit ängſtlicher Heiſerkeit. Der Präſident, der ſich vor Spinnen nicht minder fürchtete, als ſeine Frau, wich einen Schritt zurück. Weg damit! keuchte ſie dem Vetter zu, der ganz beſcheiden mit ſeinem Hute der Spinne entgegen zu wedeln begann, wodurch dieſe bewogen wurde, umzukehren, und die ſchöne Laufbahn aufs neue nach der entgegengeſetzten Seite anzutreten. Die Frau Präſidentinn war einer Ohnmacht nahe. Jetzt ſprang ich zu, ergriff die Spinne, ſchleuderte ſie auf den Boden, und zertrat ſie."

„Hätte ich der gnädigen Frau ein verunglücktes Kind aus dem Waſſer gezogen, ſie hätte mir nicht feuriger danken können. Ich wurde zum Eſſen behalten, ſaß bey der Tafel neben ihr, und hatte Gelegenheit mit einer zierlichen Wendung den Buſen zu rühmen, mit dem ich ſo unverhofft durch die Spinne in vertraute Berührung gerathen war. Wenige Tage nachher wurde ich Kriminalrath, und die ganze Stadt erzeigte mir die Ehre zu ſagen, man habe meinen Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Ich aber ließ mir eine goldene Spinne machen, die ich, wie Ihr ſeht, als Bruſtnadel trage, und ins geheim als meinen Fetiſch verehre." — „Nun Freunde, ich bin aufrichtig geweſen. Vivat sequens!"

Digitized by Google

Die Freunde ſahen einander an. „Er hat Recht,“ murmelte der Hauptmann A., „ohne meinen Roſenſtock hätte ich noch immer keine Compagnie.“

„Er hat Recht,“ nickte der Hofprediger C., „ohne ein paar dutzend Kirſchkerne ſäße ich noch immer auf meiner Dorfpfarre.“

Der Kaufmann D bekannte, daß ſein großes Handlungshaus auf eine Stecknadel ſich gründe. E. Verdankte eine reiche Erbſchaft einem Pferdehuf, und F. eine reiche Erbſchaft einem verlornen Papierſchnitzel.

Nach dieſer allgemeinen Beichte forderte B. die Freunde auf, ſich näher zu erklären.

„Ich habe in drey Feldzügen mich brav gehalten,“ ſagte der Hauptmann, „dennoch blieb ich immer Herr Lieutenant, und mußte manchen vornehmen Junker, der hinter dem Ofen geſeſſen, mir vorziehen ſehen. Zum Glück verliebte ſich ein alter General in ein ſchönes junges Mädchen, das er heirathen wollte, und dem zu Liebe er allerley jugendliche Thorheiten beging. Unter anderm wurde er auch empfindſam, weil ſie es war. Wer ihn des Morgens vor der Fronte fluchen und toben hörte, der traute ſeinen Ohren nicht, wenn Abends die Zaubermacht den rauhen General in einen girrenden Schäfer verwandelte. Trotz der Ungleichheit der Jahre wurde das ſchöne Mädchen ſeine Braut, doch mit dem Vorbehalt, für das Opfer ihrer Jugend ihn zu tyranniſiren. Das that ſie denn auch nach

Herzensluſt. Alle Schweißtropfen, die er auf der Parade ſeinem Regimente abpreßte, ſchienen ſich auf ſeiner Stirn zu ſammeln, wenn die Grillen der Braut vor ihm aufmarſchirten, und wehe ihm, wenn er ihr Launen nicht befriedigen konnte.“

Wir hatten damahls unſer Quartier in meiner Vaterſtadt, ein kleiner unbedeutender Ort, wie Ihr wißt. Der Weihnachtsabend rückte heran. Das Fräulein begehrte von ihrem geſchmeidigen Verehrer einen Roſenſtock. Anfangs ſchien der Wunſch ihr wenig am Herzen zu liegen, als ſie aber hörte, es ſey im ganzen Städtchen kein blühender Roſenſtock zu finden, beſtand ſie mit kindiſcher Unart darauf, und brachte durch ihr Maulen den General zur Verzweiflung. Er ſandte reitende Bothen in die nächſten großen Städte, die ihm auch wirklich Roſenſtöcke brachten; aber der eine war geknickt, der andere erfroren, und das Fräulein warf ſie aus dem Fenſter. Das Schneegeſtöber, welches damahls drey Tage lang uns heimſuchte, war nicht ſo ungeſtüm als ihre Laune.“

In dieſer Noth ritt der General am Weihnachtsmorgen zufällig an meiner Wohnung vorbey, und — erblickte an meinem Fenſter einen blühenden Roſenſtock, den ich ſelbſt mit großer Sorgfalt für den nahen Geburtstag meiner Mutter gezogen hatte. Kein hungriger Habicht kann ſo ſchnell auf die erſte Lerche herabſtürzen, als er, vom Pferde ſpringend, in mein Zimmer brach, und mit gierigen Blicken zu

Digitized by Google

dem Roſenſtock eilte. Ich war nicht wenig erſtaunt über den unerwarteten Beſuch, noch mehr die ungewohnte Freundlichkeit, mit der er mich anredete: Lieber Herr Lieutenant, wollen Sie mir wohl dieſen Roſenſtock überlaſſen? — Ich hatte nicht die mindeſte Luſt dazu, und entſchuldigte mich höflich mit dem Verlangen, meiner alten Mutter eine kleine Freude zu machen. Als er fortfuhr, mit ungeſtümen Bitten in mich zu dringen, nahm ich mir die Freyheit, ihm zu ſagen: er habe es nicht um mich verdient, daß ich nun ein ſolches Opfer ihm bringen ſolle. Ich erinnerte ihn beſcheiden an die Kränkungen, die ich erlitten, obgleich er ſelbſt mir oft bezeugt habe, daß ich im Felde mich brav gehalten. Mein Blut hatte ich vergebens vergoſſen, aber nicht das Waſſer, mit dem ich meinen Roſenſtock tränkte."

Der Hofprediger nahm nun das Wort: „das Beſte an meiner kleinen Dorfpfarre war ein Kirſchengarten. Vielleicht erinnert Ihr Euch noch, daß ich immer ein großer Liebhaber von Kirſchen war, und ſie ſtets mit ſolcher Begierde verzehrte, daß ich mir nie die Zeit nahm, die Kerne abzuſondern, die ich alle mit verſchluckte. Niemahls hatte ich eine Unbequemlichkeit davon empfunden, aber nun, da ich die ſchönſten Kirſchen aus der erſten Hand hatte, und mir allzu gütlich that, wäre es mir faſt ergangen wie den braven Gellert, der, wie man ſagt, an einer Verſtopfung von Kirſchkernen ſtarb. Ich wurde kränklich, Hypochonder, ohne den Grund

meines Uebels zu errathen, den Aerzten ging es nicht beſſer als mir; ſie meinten, es ſey eine gelehrte Krankheit, die ich durch vieles ſtudieren mir zugezogen. Ich ſollte ins Bad reiſen, und da meine Umſtände das nicht erlaubten, ſo mußte ich mir Pyrmonterwaſſer verſchreiben. Glücklicherweiſe war ich ſchon geſund, als es ankam. Ich ſtellte es in meinen Keller, und dachte nicht weiter daran.“

„Bald nachher wurde ein neuer, ſtrenger Zolltarif publizirt, in welchen, unter anderen verbothenen Waaren, auch von ſämmtlichen mineraliſchen Wäſſern die Einfuhr nicht geſtattet wurde. Das war ein Donnerſchlag für den Herrn Conſiſtorial-Präſidenten, dem die Aerzte im Monath Januar rund heraus erklärt hatten, er werde im Frühjahr vor dem großen Conſiſtorium der Engel erſcheinen müſſen, wenn er nicht eilig Pyrmonterwaſſer tränke. Das war nirgends zu haben. Um es zu verſchreiben, bedurfte es einer allerhöchſten Erlaubniß; dieſe zu erlangen war Zeit vonnöthen, und da Pyrmont ziemlich weit entlegen iſt, ſo konnte der Präſident leicht berechnen, daß die Hülfe nicht früher, als an ſeinem Todestage eintreffen würde. Darüber jammerte er laut. Ich war eben in der Reſidenz, wo ich um eine beſſere Pfarre mich zu ſpät beworben hatte. Flugs ließ ich meine faſt vergeſſene Kiſte kommen, brachte ſie dem kranken Mären, und empfing vier Wochen nachher den unerwarteten Ruf als Hofprediger.“

Digitized by Google

„Mir" hub der Banquierau, „ging es anfangs übel. Fleißig war ich und pünctlich, aber es mangelte mir Credit. Einſt both ſich mir eine vortheilhafte Gelegenheit dar, bey der ich hundert Procent gewinnen konnte, wenn ich nur ein Capital von 5000 fl. Thaler in Händen gehabt hätte. Ich entſchloß mich, einen reichen Sonderling um dieſes Capital anzuſprechen. Er empfing mich ſehr kühl. Vergebens ſetzte ich ihm die Vortheile aus einander, die ich zu erlangen hoffte. Er forderte Sicherheit, die zu leiſten ich auſſer Stande war. Schon hatte ich ſeufzend abgebrochen. Wir gingen mit einander ſtaunend auf und nieder. Da fiel mir eine Stecknadel in die Augen, die ich vom Boden aufhub, und auf meinen Rockärmel ſteckte, weil ich von Jugend auf gewohnt war, auch das Kleinſte nicht umkommen zu laſſen. Der Sonderling blieb ſtehen, ſah mir einen Augenblick ins Geſicht, und ſagte ganz unvermuthet: „Sie ſollen die 5000 fl. Thaler haben."

„Auf der Stelle zahlte er mir ſie aus, ohne irgend eine Sicherheit zu verlangen. Ich ahnte damahls nicht, warum er ſeine Geſinnungen ſo plötzlich geändert hatte. Doch als ich das Geld ihm wieder brachte, welches mir großen Gewinn abgeworfen, da erklärte er mir: das Aufheben der Stecknadel habe ihm Vertrauen zu mir eingeflößt, er habe daraus auf meine Wirthſchaftlichkeit geſchloſſen. Ohne jene Stecknadel würde ich keinen

Heller von ihm empfangen haben, und vielleicht noch immer ein armer Teufel ſeyn.“

„So wie ich ohne die Pferdehufe“ ſagte E. der reiche Erbe. „Mein alter Oheim, der in Indien Schätze geſammelt hatte, war ſehr unfreundlich gegen meine arme Mutter, ſeine einzige Schweſter, und wollte von mir nichts wiſſen, weil ſie vor fünf und zwanzig Jahren, aus Liebe zu meinem Vater, die Hand eines ſeiner Freunde verſchmäht hatte. Vergebens bothen wir alle Mittel auf, ihn zu beſänftigen, der ſonſt edle Man blieb hartnäckig, unvrſöhnlich, und hatte bereits durch ein förmliches Teſtament alle ſeine Güter den Armen vermacht. Ich durfte ihm gar nicht vor die Augen kommen, und hatte auch keine Luſt dazu.“

„Eines Tages hielt der Fürſt Heerſchau auf meiner großen Wieſe, dicht neben dem prächtigen Landhauſe meines Oheims, bey dem er ſich zum Frühſtück angemeldet hatte. Um dieſer Ehre ſich noch würdiger zu zeigen, beſtieg der Alte, wider ſeine Neigung, einen ſchönen Gaul, und miſchte ſich bey der Heerſchau unter das Gefolge des Fürſten, konnte jedoch nicht immer ſo ſchnell folgen, als die verſchiedenen Evolutionen der Cavallerie es erforderten. Einmahl wäre er faſt überritten worden. Er entging zwar dieſem Unglück, aber ſein Pferd wurde ſcheu, rennte mit ihm unter den dickſten Haufen der Zuſchauer, bäumte ſich, ſchlug hinten und vorn hinaus. Mehrere der Umſtehenden griffen nach dem

Digitized by Google

Zügel, auch ich der ich, eben einer der nächſten war; der Gaul hieb mit dem Vorderfuß nach mir, und traf mich ſo unſanft in die Seite, daß ich ohne Beſinnung niederſtürzte.“

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem ſchönen Zimmer auf einem weichen Bette; Aerzte und Wundärzte waren um mich beſchäftigt, und vor allem mein Oheim mit der zärtlichſten Sorgfalt. Er kannte mich nicht, und nur der Gedanke, daß ſein Pferd mich vielleicht zum Krüppel gemacht, war die Quelle ſeiner menſchenfreundlichen Bemühungen. Erſt am andern Tage, als ich mich ein wenig erhohlt hatte, fragte er nach meinen Nahmen, den ich noch verſchwieg, und mich für einen Fremden ausgab. Es ging ſehr langſam mit meiner Heilung. Täglich brachte der Alte einige Stunden, und zuletzt ganze Tage an meinem Bette zu, denn ich both alles auf, ihn zu gewinnen, und es gelang über meine Erwartung. Als ich geneſen war, that er mir den Vorſchlag, mich nicht mehr von ihm zu trennen, und ließ mich hoffen, daß er mich an Sohnes Statt annehmen werde. Ich küßte dem Greiſe gerührt die Hand, und äußerte die Furcht, er werde mich verſtoſſen, ſobald er meinen wahren Nahmen hörte. Er ſtutzte — ich nannte mich — die Entdeckung erſchütterte ihn, — es trat eine Thräne in ſein Auge — er umarmte mich, und ſchickte nach meiner Mutter. Zwey Jahre lebten wir nun noch in der liebevollſten Eintracht. Nach kurzem iſt er ge-

ſtorben. Mir hinterließ er ſeine Reichthümer, und auch den Gaul, deſſen Huf ich ſie verdanke, und dem ich ſelbſt täglich das Futter bringe."

Jetzt war F. noch übrig, der unter allen der Glücklichſte ſich dünkte, und wohl mit Recht, denn er beſaß eine der liebenswürdigſten Frauen; die ihm nebenher ein anſehnliches Vermögen zugebracht hatte. „Julie N**" hub er an, „hatte längſt meinen Augen wohlgefallen, aber ſie war viel zu reich, ihre Mutter viel zu vornehm, und vor allen Dingen, ſie ſelbſt viel zu gleichgültig gegen mich, als daß ich mir erlaubt hätte, irgend eine Hoffnung aufkeimen zu laſſen. Auch wären wir, ohne dem Papierſchnitzel, ſicher nie ein Paar geworden."

„Einſt auf einem Balle ſtand ich im Tanz nicht weit von ihr. Noch figurirte ſie die Reihe hinauf, und verlor bey dieſer Gelegenheit, an mir vorüber walzend, einen kleinen dreyeckigten Zettel aus ihrem Buſen. Ein junger Laffe, der neben mir ſtand, ein Etourdi, von dem jedermann fürchtete, daß er über ſeinen eigenen Witz ſich zu Tode lachen würde, ſprang zu, hob das Papierchen auf, las es, lachte überlaut, hüpfte zu Julien, hinter der ſo eben ihre Mutter lauerte, und rief: „Mein gnädiges Fräulein, Sie haben hier ein Zettelchen verloren, das zwar nur klein, aber Inhaltsſchwer iſt, und deſſen ich Sie nicht berauben will."

„Ich ſah Julien hoch erröthen, ich ſah das Auge der Mutter funkeln; mein Inſtinkt ſagte mir,

ich müſſe das arme Mädchen, obſchon ich nie ein Wort mit ihr wechſelte, aus einer grauſamen Verlegenheit retten; ich trat raſch hinzu, und eben als die knöcherne Hand der Mutter ſich ſchon ausgeſtreckt hatte, um den Zettel zu empfangen, riß ich ihr die Beute zwiſchen den Fingern weg, und ſagte unwillig: „Mein Herr, ich habe das Papier verloren.“

Er ſah mich mit großen Augen an, und ſtotterte: „Sie? Erlauben Sie, ich habe ſelbſt geſehen —

„Es wäre anſtändiger geweſen,“ fiel ich ihm ins Wort, „wenn Sie nichts geſehen hätten. Der Zettel enthält ein kleines Geheimniß, welches niemanden intereſſirt, als mich.“

„Wirklich?“ meinte der Laffe, und ſah dabey nach ſeiner Art recht pfiffig aus; „ey ſo verrathen Sie mir nur das erſte Wörtchen, damit ich höre, ob Sie in der That ein Recht an dieſem Zettel haben.“

„Morgen früh um ſechs Uhr,“ ſagte ich ihm halb laut ins Ohr, „will ich Ihnen vor dem neuen Thore den ganzen Zettel vorleſen, wenn es Ihnen beliebt.“

Mit dieſen Worten wandte ich ihm den Rücken, und er hatte nicht den Muth die Scene weiter fortzuſpielen. Halbe Blicke, die ich nachher auf Julien und ihre Mutter warf, verriethen mir, daß ich meinen Zweck erreicht hatte. Die Mutter ſchien beru-

Digitized by Google

digt, und der Tochter Augen ſuchten mich oft, um mir freundlich zu danken.

Ich war doch neugierig auf den Inhalt des Zettels, ſchlich in ein Nebenzimmer, und las die mit Bleyſtift geſchriebenen Worte: „Um eilf Uhr, auf der Treppe, die in den Garten führt, das letzte Lebewohl.“ — Ein Rendezvous, dachte ich, wie wird das ablaufen? Wird die Mutter ſie aus den Augen laſſen? und wird nicht vielleicht gar der junge Laſſe, der dieſe Worte zuerſt geleſen, unverſchämt genug ſeyn, ſich auf der Gartentreppe zum dritten Manne aufzudringen? — Der Zufall hat mich nun einmahl zum Ritter des ſchönen Mädchen erkohren; ich muß ſchon ſehen, wie ich die Klippen ihr aus dem Wege räume.“

„Die Uhr ging ſchon ſtark auf eilf. Ich begab mich in den Saal zurück, die Mutter ſuchend, von der ich nichts weiter wußte, als daß ſie eine leidenſchaftliche Spielerinn war, mit der aber niemand ſpielen wollte, weil ſie unausſtehlich zankte. Ich ſah ſie neben Julien ſitzen, und ſah in den Augen der letzteren eine ängſtliche Verwirrung. Mit erkünſtelter Unbefangenheit trat ich hinzu, und fragte die gnädige Frau, ob ihr eine Partie l'Hombre gefällig ſey? — O ja, war die freundliche Antwort. Es fehlte nur noch der dritte Mann, dazu wählte ich den jungen Herrn, den ich richtig ſchon lauernd an der Thür fand, die in den Garten führte. Er wollte nicht ſpielen, als ich ihm aber die

Hand ſehr bedeutend drückte, und ihm ſagte, er werde mir einen Gefallen erzeigen, ſo folgte er mir zum Nebentiſch, an dem ich einige langweilige Stunden zubrachte, und die Mutter mit der größten Artigkeit gewinnen ließ.“

Erſt nach Mitternacht ſtanden wir auf, und ich ſchickte mich an, nach Hauſe zu fahren, als mich jemand leiſe auf die Achſel klopfte. Es war ein junger, mir unbekannter Offizier, der mich heftig bath, ihm noch einige Augenblicke zu ſchenken. Ich folgte ihm in den Garten. Da umarmte er mich herzlich, und ſagte: „Sie haben durch Ihr edles Benehmen mein ganzes Vertrauen gewonnen. Ich habe den Zettel geſchrieben. Ich liebe Julien von N**, und werde von ihr geliebt. Aber ich bin arm, und ihre Mutter hat mich ſchnöde abgewieſen. Morgen gehe ich zur Armee, mit dem feſten Vorſatz, mir Julien zu verdienen, oder den Tod zu finden. Daß ich ihr heute das letzte Lebewohl ſagen konnte, verdanke ich Ihnen. Vollenden Sie das Werk Ihrer Großmuth, gewähren Sie mir noch eine Bitte.“

„Mit Vergnügen“, antwortete ich dem intereſſanten jungen Mann, deſſen tiefe Rührung mich ergriff. Seine Bitte war: die Briefe, die er an Julien ſchreiben wollte, an mich adreſſiren zu dürfen, weil er keinen Freund habe, auf den er ſich verlaſſen könne. Ich verſprach es gern, begleitete ihn auch am andern Morgen zwey Meilen weit, und ließ mich unterrichten, wie ich es anzufangen hätte, die

Briefe ſicher in Juliens Hände zu ſpielen. Er drückte mich noch einmahl ſchluchzend an ſeine Bruſt, und eilte auf die Heldenbahn.

Bey Juliens Mutter hatte mich das liberale l'Hombre, welches ich mit ihr auf dem Balle geſpielt, ſo in Gunſt geſetzt, daß ſie nun in allen Geſellſchaften mich aufſuchte, um ihre Partie zu machen, und es währte nicht lange, ſo lud ſie mich auch in ihr Haus: folglich hatte ich immer die beſte Gelegenheit, Julien die Briefe ihres Geliebten verſtohlen einzuhändigen, leider aber auch Gelegenheit, ihre Reitze täglich zu bewundern, die Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens täglich höher ſchätzen zu lernen. Anfangs war ſie ſchüchtern gegen mich, aber nach und nach wurde ſie ſo zutraulich, wie eine Schweſter gegen ihren Bruder, und erlaubte ſich kleine Freyheiten mit mir, die meiner eigenen Freyheit einen ſchmählichen Untergang drohten. Sie empfing mich z. B. oft im Neglige, ſie legte im Geſpräch bisweilen ihre Hand auf die meinige, und mehr dergleichen, was gegen den Vertrauten ihrer Liebe ihr nicht unanſtändig ſchien, mir aber nach und nach ein ſolches Herzklopfen verurſachte, daß ich wohl merkte, es werde am Ende mit meiner Rolle übel ablaufen.

Vier Monathe lang hatte dieß geheime Verſtändniß gewährt, der Feldzug nahte ſeinem Ende. Der Geliebte war zum Hauptmann ernannt, und ſchwärmte ſchon in allen Briefen von der Seligkeit, die ſei-

Digitized by Google

ne Zurückkunft ihm verhieß. Ich hatte mir vorgenommen, dieſen peinlichen Augenblick nicht abzuwarten, ſondern den Tag vor ſeiner Ankunft eine Reiſe anzutreten, um in der Entfernung den ungebethenen Gaſt los zu werden, der ſich immer tiefer bey mir einſtellte. — Da lief plötzlich die Nachricht ein, der Hauptmann W*. ſey in einem der letzten Scharmützel geblieben. Dieſe Trauerbothſchaft Julien zu hinterbringen, war das ſchwerſte Geſchäft, das mir in meinem Leben zu Theil geworden. Ihren Schmerz, ihre Verzweifelung zu beſchreiben, werdet Ihr mir erlaſſen. Ich Verſuchte nicht ſie zu tröſten, ich weinte nur mit ihr, ließ von dem geliebten Todten mir erzählen, und immer wieder dasſelbe erzählen, las ſeine Briefe zwanzigmahl mit ihr durch, und ſtimmte warm in ſein Lob. So fand ich den Weg zu ihrem Herzen. Das währte faſt ein Jahr. Nach und nach verſiegten die Thränen. Die Briefe wurden ſeltener geleſen, die Verzweifelung machte endlich der Schwermuth einer ſanften Ruhe Platz, und nur die ſüße Gewohnheit, mich als einen ſichern, liebevollen Freund zu betrachten, wurde mit jedem Tage inniger. Ich war Julien nothwendig geworden. Ich wagte endlich leiſe Winke, halbe Worte, die anfangs nur durch Seufzer, dann durch freundlich-wehmüthige Blicke beantwortet wurden, und kurz; der ſelige Tag erſchien, an dem Juliens Vertrauter die Stelle ihres Geliebten einnahm, die er nun

ſeit drey Jahren als der glücklichſte Gatte behauptet. Dank ſey es dem verlornen Papierſchnitzel!"

Die Freunde griffen zu den Gläſern, und ſtießen fröhlich an. „Ich glaube faſt,' meinte B, „wenn jeder, dem es wohl geht, auf den Urſprung ſeines Glückes zurück gehen wollte oder könnte, ſo würde er, gleich uns, auf Spinnen und Stecknadeln ſtoßen."

Digitized by Google

Künſtler-Anekdoten.

Apelles mahlte Alexander, den gemeine Menſchen den Großen zu nennen pflegen, als Jupiter mit dem Bliß in der Hand, und bekam dafür zwanzig Talente, mehr als 30,000 Thaler, denn die Kunſt wird nie beſſer bezahlt, als wenn die Schmeicheley den Pinſel führt. Dieſes Geld wurde aber nicht dem Künſtler hingezählt, ſondern man bedeckte das ganze Gemählde mit Goldſtücken. Es war ſo ähnlich, und ſo kräftig, daß man in Griechenland zu ſagen pflegte: es habe zwey Alexander, einen unüberwindlichen, und einen unnachahmlichen.

In Bologna lebte ein Mahler, Franzesko Fancia, der ſo viel von Raphael gehört hatte, daß er außerordentlich begierig war, eines ſeiner Werke zu ſehen, doch ſein hohes Alter erlaubte ihm nicht, eine Reiſe nach Rom zu machen. Er begnügte ſich alſo damit, an Raphael zu ſchreiben, und ihm ſeine Achtung für deſſen Kunſt zu bezeugen. Raphael antwortete, und es entſtand ein Briefwechſel zwiſchen beyden, der mehrere Jahre währte. Indeſſen hatte Raphael ſein berühmtes Gemählde der heiligen Cecilia für eine Kirche in Bologna vollendet, und ſchickte es ſeinem unbekannten Freunde, mit der Bitte, es ſelbſt in der

Digitized by Google

Kirche aufzuhängen, und — wie er beſcheiden hinzufügte — zuvor die Fehler zu verbeſſern, die er etwa daran bemerken mochte. Man kann denken, mit welcher Begierde Fancia das Gemählde auspackte, das erſte, welches ihm von jenem großen Meiſter zu Geſichte kam. Jetzt ſtand er vor ihm — er ſtarrte es an — ſein Auge füllte ſich mit Thränen. — „Ich bin ſo alt geworden!“ rief er endlich aus: „ich habe es mir ſo ſauer werden laſſen, und was bin ich gegen dieſen!“ — Er fiel in eine tiefe Schwermuth; rührte keinen Pinſel wieder an, und ſtarb bald nachher. Von ſeinen Werken iſt nichts übrig geblieben; aber dieß Zartgefühl wird ſeinen Nahmen doch erhalten.

Ein italieniſcher Mahler weinte, weil man ihn zwang, auf ein Gemählde von Raphael ein Jeſuskind, welches den Frömmligen zu nackend ſchien, mit einem Gewande zu verſehen. Mehr Ehre noch als dieſe Thränen, würde es ihm gemacht haben, wenn er den Auftrag ganz abgelähnt hätte.

Titian mahlte Karl den Fünften dreymahl, und dieſer Kaiſer pflegte zu ſagen, er habe dreymahl die Unſterblichkeit aus Titians Händen empfangen.

Dominichino wurde von einem Freunde ermahnt, ſchneller zu arbeiten. „Das wollte ich gerne“ antwortete der Künſtler, aber ich habe meinen Meiſter, der ſehr ſchwer zu befriedigen iſt. Der wäre? — „Ich ſelber.“

Digitized by Google

Donatello, ein berühmter Bildhauer, ſagte zu einer ſeiner Statüen, in dem Augenblicke, da er ſie vollendet hatte. Jezt rede!

Ein vornehmer Herr in Neapel ließ ſich von Lucas Giordano mahlen, aber das Bild nicht abhohlen. Da hing es der Künſtler heraus vor ſein Fenſter: mit der Unterſchrift: „Ich hänge hier, weil ich kein Geld habe.“ Man kann denken, daß der vornehme Herr eilte, ſeinem Ebenbilde Geld zu ſchicken.

Teniers hatte längſt bemerkt, daß auch die beſten Gemählde noch lebender Künſtler ſchlecht bezahlt werden. Ihm ging es mit den ſeinigen nicht beſſer. Er hatte deren eine ziemliche Menge, aber niemand both einen anſtändigen Preis dafür. Da verließ er Anvers, den Ort ſeines Aufenthaltes, für einige Zeit, und ließ bald darauf die Nachricht von ſeinem Tode ausſprengen. Seine Frau und Kinder mußten ſogar Trauer um ihn anlegen. Sogleich ſtrömten die Kenner von allen Seiten zu ſeiner Wohnung, riſſen ſich ſeine Gemählde aus den Händen, und wogen ſie mit Gold auf.

Gerard Dow, ein berühmter holländiſcher Mahler, arbeitete aufferordentlich langſam. Er ſoll drey Tage zugebracht haben, um einen Beſenſtiel zu vollenden. Eine Dame hatte die Geduld fünf Tage bloß für eine Hand zu ſitzen.

Van der Kabel, auch ein holländiſcher Mahler pflegte nur diejenigen ſeiner Gemählde zu loben, die ihm nicht ſonderlich gelungen waren. Wie

Digitized by Google

geht das zu? fragte ihn ein Freund. Ey, antwortete er: „die Guten loben ſich ſelber.“

„Jedermann, ſagte Hogarth, erkenne ich für kompetenten Richter meiner Arbeiten, ausgenommen die Mahler von Profeſſion.“ Dasſelbe kann auch der Dichter ſagen.

Ein ſchlechter Mahler wiederholte oft: er wolle ſein Zimmer weißen laſſen, und es dann ſelbſt mahlen. „Sie würden beſſer thun,“ ſagte ein Spaßvogel zu ihm: „wenn ſie es erſt mahlten, und dann weißen ließen.“

Ein reicher Mann, der zu ſeinem Vergnügen mahlte, zeigte Pouſſin eines ſeiner Bilder. „Mein Herr, ſagte dieſer: „Sie würden wahrhaftig ein Künſtler werden, wenn Sie nur arm wären.“

Als Ludwig XIV. ſich zum zweyten Mahle von Mignard mahlen ließ, ſagte er: „Nicht wahr, ich bin unterdeſſen alt geworden? — Sire, antwortete der Künſtler, ich werde allerdings auf ihrem Geſichte einige Feldzüge mehr gewahr.

Karl Vanloo wurde im Jahre 1762 zum erſten Mahler des Königs ernannt. Als hierauf der Marquis de Marigny ihn dem König präſendirte, fragte der Dauphin, warum das geſchähe? — „Um Sr. Majeſtät für die Ernennung zum erſten Mahler zu danken.“ — „Ey, ſagte der Dauphin, daß war er ja ſchon längſt.“

63641064

Digitized by Google

Digitized by Google

15–

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google